

Die

Gesetze Hammurabis

Königs von Babylon

um 2250 v. Chr.

Das älteste Gesetzbuch der Welt

Übersetzt von

Dr. Hugo Winckler

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

Mit einer Abbildung des Steindenkmals



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 4.



Hammurabi empfängt vom Sonnengotte seine Gesetze.

Darunter die Anfänge der Inschrift in senkrecht laufenden Zeilen.

Die französischen Ausgrabungen in Susa unter der Leitung von J. de Morgan in den Jahren 1897—1899 ausgeführt, haben die Denkmäler der vorpersischen Vergangenheit der Hauptstadt des Perserreiches zu Tage gefördert. Außer den Inschriften der susisch-elamitischen Könige namentlich des 2. vorchristlichen Jahrtausends sind auch eine Anzahl älterer Inschriften gefunden worden, welche beweisen, daß Elam und Susa im 3. Jahrtausend völlig zum babylonischen Machtbereich gehört haben. Man schrieb damals dort babylonisch, und „Patesis", welche von den Königen der babylonischen Reiche abhängig waren,[1] haben dort geherrscht. Auch hier tritt uns also wieder die Erscheinung entgegen, daß je höher das Altertum ist, um so größer der babylonische Einfluß und um so reiner seine Kultur erscheint.[2] Je klareren Einblick wir in die geschichtliche Entwicklung Vorderasiens durch neue Urkunden erhalten, um so deutlicher drängt sich uns die Tatsache auf, daß die uns bis jetzt verhältnismäßig besser bekannte Zeit des letzten Jahrtausends mit der assyrischen Herrschaft, bereits eine Periode des Darniederliegens der altorientalischen Kultur, ihres Herabsinkens von früher behaupteter Höhe bedeutet.

Der Spaten fördert meist anderes zu Tage als man gehofft hat. Auch der große Ruinenhügel von Susa hat den Ausgräbern seine Überraschung bereitet. Die schönsten Funde, die er von sich gegeben hat, sind bis jetzt nicht die Inschriften der susischen Könige, von deren Kämpfen mit Babylonien und Assyrien wir bereits manches wissen, sondern Inschriften babylonischer Könige, welche von siegreichen Elamiterkönigen aus Babylonien fortgeschleppt worden sind, um in Susa als Siegestrophäen aufgestellt zu werden.

Bereits bei den amerikanischen Ausgrabungen in der alten Belstadt Nippur war ein kleines Steintäfelchen gefunden worden, das eine Widmung zum Heile des alten Königs von Ur, Dungi, an die Göttin Nana von Uruk enthält. Daneben trägt es den Vermerk, daß es von Kurigalzu, einem König von Babylon aus der Kassitendynastie (14. Jahrhundert), aus Susa wieder nach Uruk zurückgebracht worden sei. Es war also von einem Könige von Elam bei einem der vielen Einfälle, von denen die Inschriften seit der Mitte des 2. Jahrtausends berichten, nach seiner Hauptstadt gebracht worden. Die Ausgrabungen in Susa selbst haben nun mehrere und größere Denkmäler zu Tage gefördert, welche zu gleichem Zwecke nach Susa gebracht und dort stehen geblieben waren. Es handelt sich dabei zum Teil um Gegenstände von großem Umfange und Ge-

1) Vgl. Der alte Orient II, 1 S. 10 ff.

2) Vgl. Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen. Ein Vortrag. Leipzig, Hinrichs. S. 10 ff.

wicht, sodaß vielleicht der erste Sieger die Mühe und die Kosten für ihren Transport auf sich genommen hat, babylonische Könige aber bei ihren Eroberungen Susas die gleiche Mühe scheuten.

Die Geschichte Babyloniens wird seit der Mitte des zweiten Jahrtausends durch den Kampf der beiden Mächte Assyrien und Elam um den alten Sitz der Kultur bestimmt. Dabei ist es mehrfach zu Ausplünderungen der großen Städte von der einen wie der andern Seite gekommen. Wenn unter Tukulti-Ninib im 13. Jahrhundert und unter Sanherib im Jahre 689 Marduk, der Gott von Babylon, nach Assur wandern mußte, so führt sich einer der ersten Kassitenkönige im 17. oder 16. Jahrhundert damit ein, daß er die Statue Marduks aus Chani nach Babylon zurückgebracht habe und im 12/11. Jahrhundert verherrlichen Hymnen die Siege Nebukadnezars I., welcher den Gott aus Elam wieder nach Babylon geholt hat. In der Zeit vorher erfahren wir denn auch von mehrfachen Plünderungszügen der Elamiterkönige nach Babylonien, und wahrscheinlich war es im 12. Jahrhundert, daß die Elamiter Shutruk-nachunte und sein Sohn Kutir-nachunte die babylonischen Städte, besonders Sippar ausplünderten und dabei jene Denkmäler altbabylonischer Könige nach Susa brachten. Außer mehreren in Stein gemeiselten Urkunden, welche die Bodenbesitzverhältnisse des Gebietes zwischen Babylonien und Elam betreffen, also ein Interesse für den Elamiter als neuen Herrn des Landes besaßen, sind bis jetzt namentlich zwei größere Denkmäler von allgemeinem Interesse. Das eine ist eine Stele,[1] welche einen Sieg des alten Königs Naram-Sin (um 3000 v. Chr.) verherrlicht. Die Inschrift hat trotz aller Flüche[2] Shutruk-nachunte ausmeißeln und dafür seine eigene Inschrift setzen lassen, welche kurz meldet, daß er die Stele aus Sippar geholt habe. Nur ein paar Zeichen der alten Inschrift sind erhalten geblieben.

Das andere ist das Denkmal, das uns hier beschäftigen soll. Es ist in ähnlicher Weise behandelt worden, aber man hat nur fünf Reihen der Inschrift weggemeißelt und ist nicht dazu gekommen, die Bemerkungen des Siegers an ihre Stelle zu setzen. Vielleicht hat auch der verschiedene Inhalt ihr die Schonung verschafft.

Die Inschrift stellt wohl die wichtigste Urkunde dar, welche bis jetzt aus der babylonischen Kultur auf uns gekommen ist. Sie steht auf einer Stele Hammurabis, des bedeutendsten Königs der ersten Dynastie von Babylon,[3] der auf der Vorderseite dargestellt ist, wie er vom Sonnengotte von Sippar — dem Stammsitze seiner Macht und Dynastie — die Belehrung empfängt, welche er dann in der Inschrift mitteilt. Diese enthält in den 16 erhaltenen Reihen der Vorderseite und 28 der Rückseite der Stele die Sammlung der Gesetze, welche Hammurabi als Begründer eines neuen Reiches und geordneter Zustände nach langen Zeiten innerer Kämpfe und verschiedenartiger Völkerströmungen eingeführt hat. Dieses Corpus juris stellt die älteste bis jetzt bekannte Urkunde dieser Art in der Entwicklung der Menschheit dar. Sie ist nicht nur wichtig durch die Aufschlüsse, welche sie über babylonisches Kulturleben und seine Entwicklung giebt, sondern ist eine der wichtigsten Urkunden in

1) Abgebildet in der S. 5 Anm. 2 angeführten Schrift S. 15.
2) Vgl. den Schluß unserer Inschrift.
3) Vgl. Der alte Orient II, 1 S. 12.

der Geschichte der Menschheit überhaupt. Die Aufschlüsse, die sie giebt, nach den verschiedenen Seiten hin zu verwerten, wird Aufgabe einer jeden Untersuchung der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit bilden; die Gesetze Hammurabis werden für die Kulturgeschichte künftig stets einen Markstein darstellen. Es ist Zufall — oder kein Zufall — daß derselbe Hammurabi, dessen Herrschaft über das „Westland" inschriftlich bezeugt ist, — von der Überlieferung mit den Anfängen desjenigen Volkes in Berührung gebracht wird, dessen Gesetzgebung bis in unsere Tage hinein seine Wirkung geltend gemacht hat. Sein Name ist (1. Mose 14) in der Bibel zu Amraphel entstellt, dessen Zeit als die Abrahams gilt. Der Vergleich mit dem Gesetze Moses drängt sich überall von selbst auf, — die Zeit, welche selbst die Überlieferung für die Sinai-Gesetzgebung voraussetzt, würde um mindestens ein halbes Jahrtausend später liegen als die geschichtliche des „code Hammurabi".

Bekannt waren bisher nur ein paar kleine Bruchstücke dieses Corpus aus Abschriften der Bibliothek Assurbanipals, ohne daß man ihren Ursprung mit Sicherheit hätte nachweisen können, wenngleich die betreffende Zeit für sie zu vermuten war.[1] Auch das Berliner Museum besitzt zwei kleine Bruchstücke (enthaltend Stücke von § 147 u. 148, 152—154, 159, 171) in einer Abschrift aus neubabylonischer Zeit (vom 6. Jahrhundert v. Chr. abwärts). Der Codex ist also nicht nur für Assurbanipals Bibliothek aus rein literarischem Interesse abgeschrieben worden, sondern hat auch in Babylonien selbst eine zum mindesten literargeschichtliche Pflege gefunden.

Beide Abschriften, sowohl die assyrische Assurbanipals als die neubabylonische, gehen auf Vorlagen zurück, welche im Einzelnen leichte Abweichungen — aber nur der Schreibweise, nicht in der Sache — zeigen. Das beweist, daß die Inschrift in mehreren Exemplaren hergestellt worden ist, wie es ja schon daraus folgt, daß die unsrige sich in Susa befand. Auch ist in Susa selbst ein Stück einer zweiten Stele gefunden worden.

Außerdem haben wir eine Tafel mit einzelnen Paragraphen einer späteren babylonischen Gesetzsammlung.[2]

Die Inschrift Hammurabis ist in so außerordentlich schneller Weise der Allgemeinheit zugänglich gemacht und zum ersten Male auf das glücklichste erklärt worden vom assyriologischen Mitgliede der „Délégation en Perse", P. V. Scheil.[3]

Die folgende Übersetzung bezweckt natürlich, nur den Gedankeninhalt der Urkunde in allgemeinverständlicher Ausdrucksweise wiederzugeben, nicht die Ideenverbindungen mit modern-juristischer (römischer) Terminologie herzustellen.

---

1) Veröffentlicht von Peiser und Meißner.

2) Veröffentlicht von Peiser.

3) Délégation en Perse. Mémoires. Tome IV. Textes élamites semitiques par V. Scheil. P. O.

Die Inschrift der Stele Hammurabis.

Als Anu, der Erhabene, der König der Anunnaki, und Bel, der Herr von Himmel und Erde, welcher festsetzt das Schicksal des Landes, Marduk, dem Herrschersohne Eas, die Herrschaft über die irdische Menschheit zuerteilt hatten, unter den Igigi ihn groß gemacht hatten, Babylon mit seinem hehren Namen nannten, auf Erden es groß machten, in ihm (Babylon) ein ewiges Königtum, dessen Grundlagen wie Himmel und Erde festgelegt sind, begründeten, — damals haben mich, Hammurabi, den hohen Fürsten, der Gott fürchtet, um dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, den Schlechten und Bösen zu vernichten, damit der Starke dem Schwachen nicht schade, damit ich wie Shamash über den Schwarzköpfigen aufgehe, das Land erleuchte, Anu und Bel, um das Wohlbefinden der Menschen zu fördern, mit Namen berufen: Hammurabi, der Fürst, der von Bel berufene bin ich, ausschüttend Reichtum und Überfluß, völlig verschaffend alles mögliche Nippur und Dur-an-ki, der erhabene Pfleger des E-kur,[1] der tapfere König welcher wieder hergestellt hat Eridu und gereinigt den Kult von E-apsu,[2] welcher bekämpfte die vier Weltgegenden, groß machte den Namen Babels, erfreute das Herz Marduks, seines Herrn, welcher (Hammurabi) alltäglich dient in Saggil,[3] der Königssproß, welchen Sin schuf, welcher reich machte Ur,[4] der demütige, unterwürfige, welcher bringt Reichtum nach Gish-shir-gal,[5] der weise König, erhört von Shamash, der mächtige, welcher (wieder) legte den Grund von Sippar, welcher mit Grün bekleidete die Grabstätten der Malkat,[6] der groß machte E-babbar,[7] welches ist wie der Bau des Himmels, der

---

1) Nippur ist die Stadt des Kultes Bels. Dur-an-ki die Zikkurat (Stufenturm) und E-kur der Tempel von Nippur.

2) Eridu Stadt des Ea-Kultes, E-apsu (Haus des Oceans) der dortige Ea-Tempel.

3) Tempel Marduks in Babylon.

4) Die Stadt des Mondkultes (Sin) in Südbabylonien.

5) Mondtempel von Ur.

6) Malkat, die „Gattin“ des Sonnengottes von Sippar, ist die tote Natur, Istar in der Unterwelt, die Wintersonne, die durch den Sonnengott zu neuem Leben erweckt wird, Kore-Persephone, die durch die alljährliche Vermählung zur grünenden Natur, zur Ceres wird. Grün ist Symbol und Farbe der Auferstehung.

7) Sonnentempel von Sippar, der Stadt des Shamash-Kultes in Nordbabylonien.

Krieger, der schützte Larsa[1] und erneuerte E-babbar Shamash, seinem Helfer; der Herr, der neues Leben verlieh Uruk, der reichliches Wasser verschaffte seinen (Uruks) Einwohnern, erhöhte das Haupt von E-anna,[2] ausschüttete Fülle für Anu und Nanna; der Schirm des Landes, welcher wieder vereinigte die auseinandergejagten Einwohner von Isin, der reichlich bedachte E-gal-mach,[3] der schützende Stadtkönig, Bruder des Gottes Zamama,[4] welcher fest gründete die Siedlungsstätte von Kish, umgab mit Glanz E-me-te-ursag,[4] vergrößerte (?) die großen Heiligtümer der Nana, verwaltet den Tempel von Harsag-kalama,[5] das Grab der Feinde, dessen Hilfe den Sieg erringen läßt; der vergrößerte die Stätte von Kuta,[6] großartig machte alles in E-shidlam,[6] der starke (?) Stier, der niederstößt die Feinde, der Liebling des Gottes Tu-tu,[7] der erfreute die Einwohnerschaft von Borsippa,[8] der Erhabene, der unermüdlich ist für E-zida, der göttliche Stadtkönig, der weise, kluge; der erweiterte den Ackerbau von Dilbat,[9] der aufhäufte Getreide für Urash, den Starken, der Herr dem zukommt Scepter und Krone, welchen erschuf die weise Ma-ma; welcher bestimmte den Tempelbezirk von Kesh, der reichlich machte die heiligen Mahlzeiten der Nin-tu,[10] der umsichtige, besorgte, welcher schuf Weide und Tränke für Lagash und Girsu, der beschaffte große Opfergaben für den „Tempel der Fünfzig“,[11] der festnimmt die Feinde, der Erkorene des Orakels, welcher vollzog den Ausspruch von Hallab, der erfreute das Herz der Anunit,[12] der reine Fürst, dessen Gebet Adad[13] erkennt; welcher zufrieden stellte das Herz des Adad, des Kriegers, in Karkar, herstellte die Kultgeräte in E-ud-gal-gal; der König, welcher verlieh Leben der Stadt Adab, der Leiter von E-mach, der fürstliche Stadtkönig, der unwiderstehliche Kämpfer; der schenkte Leben der Einwohnerschaft von Mashkan-shabri, der reichen Überfluß schuf dem Tempel Shidlam;[14] der weise, thätige, welcher eindrang in den Schlupfwinkel der Banditen, barg die Einwohner von Malka im Unglück,[15] ihren Wohnsitz im Reichtum fest gründete; der für Ea und

---

1) Stadt des Shamash in Südbabylonien ebenfalls mit Tempel E-babbar.

2) Tempel der Istar (Nana) von Uruk, wo diese mit ihrem Vater und Gatten Anu verehrt wird.

3) Tempel von Isin. 4) Gott und Tempel von Kish.

5) Schwesterstadt und Tempel von Kish.

6) Stadt und Tempel Nergals, unweit Babylon.

7) Eine Form Marduks.

8) Die Schwesterstadt von Babylon mit dem Kulte Nebos im Tempel E-zida.

9) Nordbabylonische Stadt mit Kult des Urash und dessen Gattin Ma-ma, einer Form des Ninib = Hochsommergott (und entsprechende Sonne), eine männliche Ceres; daher die Anspielung auf den Getreidebau. Als Ninib = Mars = der „Starke“.

10) Göttin von Kesh.

11) Tempel des Ningirsu in Lagash (Ruinenstätte Telloh).

12) Es wird vorausgesetzt, daß er durch ein Orakel der Anunit von Hallab aufgefordert war, irgend eine Maßregel zu treffen (Krieg zu führen), und daß er das mit Erfolg that.

13) Neben Anunit Gott von Hallab.

14) Tempel der genannten Stadt.

15) Die Stadt wäre also durch Banden bedroht gewesen (aus solchen An-

Dam-gal-nun-na, die sein Königtum groß machten auf ewig, festsetzte reine Opfergaben; der fürstliche Stadtkönig, der unterwarf die Gebiete am Ud-kib-nun-na-Kanal (Euphrat?) der Botmäßigkeit Dagons,[1] seines Schöpfers, welcher verschonte die Einwohner von Mera und Tutul;[2] der erhabene Fürst, welcher leuchten macht das Antlitz der Ninni, welcher vorsetzte heilige Mahlzeiten der Gottheit Nin-a-zu, der verpflegte ihre Einwohner in der Not, unterbrachte ihren Anteil (Vermögen) in Babylon in Frieden; der Hirte der Unterthanen, dessen Thaten vor Anunit wohlgefällig sind, welcher unterbrachte Anunit im Tempel Du-mash in Vorstadt-Agade; der das Recht verkündet, das Gesetz leitet, zurückgab ihren gütigen Schutzgott der Stadt Assur,[3] wohnen ließ den Namen der Istar in Ninive im E-mish-mish; der Erhabene, der sich demütigt vor den großen Göttern, der Nachkomme des Sumula-il, der mächtige Sohn des Sin-muballit, der Königssproß der Ewigkeit, der mächtige König, die Sonne von Babylon, der ausstrahlen läßt Licht über das Land Sumer und Akkad, der König, dem gehorchen die vier Weltgegenden, der Liebling der Ninni bin ich.

Als Marduk die Menschen zu regieren, dem Lande Rechtsschutz zu teil werden zu lassen, mich entsandte, da habe ich Recht und Gerechtigkeit in den Mund der Leute gelegt, das Wohlbefinden der Untertanen geschaffen.

1. Wenn jemand einen andern bezichtigt, Bannung[4] ihm vorwirft, es aber nicht beweisen kann, so soll der, welcher ihn bezichtigt hat, getötet werden.

2. Wenn jemand einem andern Zauberei vorwirft, es aber nicht beweisen kann, und derjenige, welchem die Zauberei vorgeworfen worden ist, zum Flusse geht, in den Fluß springt:[5] wenn der Fluß ihn ergreift, so soll der, der ihn bezichtigt hat, sein Haus in Besitz nehmen. Wenn aber der Fluß jenen für unschuldig erweist und er unversehrt bleibt, so soll der, welcher die Zauberei ihm vorgeworfen hat, getötet werden, derjenige, welcher in den Fluß gesprungen ist, das Haus seines Bezichtigers in Besitz nehmen.

3. Wenn jemand bei einem Prozesse zu belastendem Zeugnis auftritt, und das, was er gesagt hat, nicht beweist: wenn es ein „Prozeß ums Leben" ist, dann soll jener getötet werden.

---

fängen haben sich im Orient oft Staaten entwickelt); man vgl. die anderweitigen Angaben über die Herstellung geordneter Zustände.

1) Dagon ist der kanaanäische Name der Gottheit, welche im wesentlichen Bel gleichgesetzt wird. Hammurabi spricht hier also ganz als „Kanaanäer".

2) Offenbar die am genannten Wasserlauf gelegenen Städte, die bei der Eroberung glimpflich behandelt wurden.

3) Erste Erwähnung der Stadt, die also bereits zu Hammurabis Reich gehörte.

4) Es werden hier und im folgenden § zwei Arten der Zauberei (nertu und kispu, der Unterschied ist vielleicht durch Knoten und Trank) unterschieden. (Oder nertu müßte ein anderes Verbrechen bedeuten).

5) Zum Gottesurteil. Hier wird umgekehrt als sonst angenommen, daß der Zauberer untergeht!

4. Wenn er zu Zeugnis (in einem Prozeß) um Getreide und Geld (=„Silber") (so) auftritt, soll er die Strafe, die der Prozeß ergiebt, erleiden.

5. Wenn ein Richter einen Prozeß leitet und eine Entscheidung fällt und das Urteil schriftlich ausfertigt: wenn später sich sein Prozeß als fehlerhaft erweist, jener Richter im Prozesse, den er geleitet, als Ursache des Fehlers überführt wird, dann soll er die Anfechtungsstrafe,[1] welche in jenem Prozesse festgesetzt war, 12 fach[2] geben, und öffentlich soll man ihn von seinem Richterstuhle stoßen, nicht soll er zurückkehren, um mit einem Richter wieder in einem Prozesse zu sitzen.

6. Wenn jemand Besitz von Gott (Tempel) oder Hof (König) stiehlt, so soll er getötet werden; auch wer das Gestohlene von ihm angenommen hat, soll getötet werden.

7. Wenn jemand Silber oder Gold oder einen Sklaven oder eine Sklavin oder ein Rind oder ein Schaf oder einen Esel oder sonst etwas von dem Sohne jemands oder von dem Sklaven jemands ohne Beisitzer[3] und Vertrag kauft oder zur Aufbewahrung annimmt, der gilt als Dieb und wird getötet.

8. Wenn jemand ein Rind oder ein Schaf oder einen Esel oder ein Schwein oder ein Schiff stiehlt, wenn es dem Gotte oder dem Hofe gehört, so soll er es 30 fach geben, wenn es einem Freigelassenen[4] gehört, soll er es 10 fach ersetzen; wenn der Dieb nichts zu geben hat, soll er getötet werden.

9. Wenn jemand, dem irgend etwas abhanden gekommen ist, es bei einem andern betrifft: wenn derjenige, bei dem das abhanden gekommene betroffen wird, sagt: „ein Verkäufer hat es mir verkauft, vor Beisitzern habe ich es bezahlt" und wenn der Eigentümer des abhanden gekommenen sagt: „Zeugen, die mein abhanden gekommenes kennen, werde ich bringen", dann soll der Käufer den Verkäufer, der es ihm verkauft und die Beisitzer, vor denen er es gekauft hat, bringen,

---

1) Die Strafe, welche festgesetzt wird für den Fall einer (unberechtigten) Anfechtung einer gerichtlich entschiedenen Sache.

2) So lautet der Ausdruck hier (und stets im folgenden): Zwölf Mal. Es scheint, als ob gemeint sei: die Summe samt 12 (von 60, also 20 %).

3) Eigentlich: die Greise, vor denen die Gerichtsverhandlung stattfindet; vgl. das Buch Ruth 4, 2.

4) Es wird unterschieden: der „Hof" (Palast, ekal), welcher zugleich den „Staat", die „Regierung" darstellt, die „Freigelassenen" (mâr banû), welche in erster Linie Freigelassene des „Hofes" zu sein scheinen und deshalb die Stelle eines Adels (Dienstadels, Ministerialen) vertreten, der Freie (amelu, dasselbe Wort oben gewöhnlich mit „jemand" übersetzt) und der Sklave.

und der Eigentümer des abhanden gekommenen soll den kundigen Zeugen für sein abhanden gekommenes bringen. Der Richter soll ihre Aussagen prüfen, die Beisitzer, vor denen der Preis bezahlt worden ist, und die kundigen Zeugen des abhanden gekommenen sollen ihre Kunde vor Gott bezeugen. Der Verkäufer ist dann ein Dieb und wird getötet. Der Eigentümer des abhanden gekommenen erhält dies, der Käufer erhält vom Hause des Verkäufers das Geld, das er bezahlt hatte.

10. Wenn der Käufer den Verkäufer und die Beisitzer, vor denen er gekauft hat, nicht beibringt, der Eigentümer des abhanden gekommenen aber einen kundigen Zeugen dafür beibringt, dann ist der Käufer der Dieb und wird getötet, der Eigentümer erhält das ihm abhanden gekommene.

11. Wenn der Eigentümer des abhanden gekommenen einen kundigen Zeugen dafür nicht beibringt, ist er ein Böswilliger und hat verleumdet, er wird getötet.

12. Wenn der Verkäufer gestorben ist, soll der Käufer vom Hause des Verkäufers die Anfechtungsstrafe 5fach erhalten.

13. Wenn die Beisitzer jenes nicht zur Hand sind, so soll der Richter ihm einen Termin nach 6 Monaten festsetzen. Wenn in 6 Monaten seine Beisitzer nicht erscheinen, so ist jener ein Böswilliger und trägt die Strafe des betreffenden Prozesses.

14. Wenn jemand den unerwachsenen Sohn eines andern stiehlt, so wird er getötet.

15. Wenn jemand einen Sklaven des Hofes oder eine Sklavin des Hofes oder einen Sklaven eines Freigelassenen oder eine Sklavin eines Freigelassenen durch das Stadttor hinausbringt, der soll getötet werden.

16. Wenn jemand einen Sklaven oder eine Sklavin, davongelaufene, des Hofes oder eines Freigelassenen in seinem Hause aufnimmt, auf die öffentliche Ausrufung des major domus nicht herausbringt, so soll der Hausherr getötet werden.

17. Wenn jemand einen Sklaven oder Sklavin, davongelaufene, im freien Felde ergreift, ihn zu seinem Herrn bringt, so soll der Herr des Sklaven ihm 2 Sekel Silber geben.

18. Wenn jener Sklave seinen Herrn nicht nennt, soll er ihn zum Palaste (Regierung) bringen; alles weitere soll geprüft werden und man soll ihn seinem Herrn zurückbringen.

19. Wenn er jenen Sklaven in seinem Hause zurückhält und man darauf den Sklaven bei ihm ertappt, so soll jener getötet werden.

20. Wenn der Sklave dem, der ihn erwischt hat, entflieht, so soll jener dem Herrn des Sklaven bei Gott schwören, dann ist er (jeder Schuld) ledig.

21. Wenn jemand in ein Haus ein Loch bricht (einbricht), so soll man ihn vor jenem Loche töten und einscharren.

22. Wenn jemand Raub begeht und ergriffen wird, so wird er getötet.

23. Wenn der Räuber nicht ergriffen wird, so soll der Beraubte alles, was ihm geraubt ist, vor Gott beanspruchen; dann soll die Ortschaft und der Dorfschulze, welche auf ihrem Grund und Boden und in ihrem Bereiche sind, das geraubte Gut, so viel abhanden gekommen, erstatten.

24. Wenn Personen (geraubt werden), so sollen die Ortschaft und der Dorfschulze 1 Mine Silber den Angehörigen zahlen.

25. Wenn im Hause jemands Feuer ausbricht und jemand, der zu löschen kommt, auf das Eigentum des Hausherrn sein Auge wirft, das Eigentum des Hausherrn nimmt, so soll er in dasselbe Feuer geworfen werden.

26. Wenn ein Hauptmann oder ein Mann, welcher auf den Weg des Königs[1] zu ziehen aufgeboten ist, nicht geht, und einen Mietling mietet, sein Ersatz mitzieht, so soll der Hauptmann oder Mann getötet werden, derjenige, der ihn vertreten hat, sein Haus in Besitz nehmen.

27. Wenn ein Hauptmann oder Mann,[2] der im Unglück des Königs (Niederlage) gefangen worden ist: wenn nachher sein Feld und Garten einem andern gegeben worden ist und dieser es übernimmt:[3] wenn (jener) zurückkehrt und seine Ortschaft erreicht, so soll man ihm sein Feld und Garten zurückgeben, er soll es übernehmen.

28. Wenn ein Hauptmann oder Mann im Unglück des Königs gefangen worden ist, wenn dann sein Sohn die Übernahme an-

1) In den Krieg; vgl. das islamische sabîlu-'llah „Weg Allahs", wo folgerichtig an die Stelle des Königs Allah getreten ist.

2) Es handelt sich um diejenigen, welche zum Heeresdienste verpflichtet sind. Ob der Ausdruck, der als „Mann" wiedergegeben ist (ba'iru) nicht auch eine niedere Führerstellung bezeichnet (sodaß die gemeinen Heerespflichtigen noch zu unterscheiden wären) muß offen bleiben (vgl. §§ 36—38, 41 und für den „Hauptmann" § 35).

3) Es handelt sich also um Lehen der zum Kriegsdienst Verpflichteten. Der Ausdruck (ilku) wird gebraucht von der Nutzung, Übernahme eines nicht zu freier Verfügung stehenden Eigentumes (vgl. § 182).

zutreten vermag, so soll man ihm Feld und Garten geben, er soll das Lehn seines Vaters übernehmen.

29. Wenn sein Sohn noch klein ist, die Übernahme nicht anzutreten vermag, so soll ein Drittel von Feld und Garten seiner Mutter gegeben werden und diese ihn großziehen.

30. Wenn ein Hauptmann oder Mann sein Feld, Garten und Haus anstatt der Nutzung vernachlässigt und preisgiebt, und ein anderer sein Feld, Garten und Haus in Besitz nimmt und drei Jahre nutzt: wenn er (jener) zurückkommt und sein Feld, Garten und Haus verlangt, so soll es ihm nicht gegeben werden, derjenige, der es in Besitz genommen und genutzt hat, der soll es weiter nutzen.

31. Wenn er es ein Jahr preisgiebt und zurückkommt, so soll ihm Feld, Garten und Haus gegeben werden und er es wieder übernehmen.

32. Wenn einen Hauptmann oder Mann, der auf dem „Wege des Königs" gefangen worden ist, ein Geschäftsmann loskauft und ihn nach seiner Ortschaft zurückbringt; wenn in seinem Hause (Mittel) zum Loskauf da sind, so soll er sich loskaufen; wenn in seinem Hause nichts zum Loskauf ist, so soll er vom Tempel seiner Ortschaft freigekauft werden; wenn in dem Tempel seiner Ortschaft nichts zum Loskauf ist, so soll der Hof ihn loskaufen. Sein Feld, Garten und Haus soll zum Lösegelde für ihn nicht gegeben werden.

33. Wenn ein[1] ...... oder ein[1] ...... sich auf Dienstentziehung (Fahnenflucht) einläßt, und für den „Weg des Königs" einen Mietling als Ersatz stellt und dieser mitzieht, so soll jener ......[1] oder ......[1] getötet werden.

34. Wenn ein ......[2] oder ein ......[2] das Eigentum eines Hauptmanns wegnimmt, den Hauptmann schädigt, den Hauptmann auf Lohn(arbeit) giebt (vermietet), den Hauptmann im Prozesse einem Mächtigen schenkt (?), das Geschenk, das der König dem Hauptmanne gegeben, wegnimmt, so soll der ...... oder der ...... getötet werden.

35. Wenn jemand Rindvieh oder Kleinvieh, das der König dem Hauptmanne gegeben, von diesem kauft, so verliert er sein Geld.[3]

---

1) Worte, deren nähere Bestimmung noch nicht möglich ist, die allgemeine Begriffssphäre giebt der Zusammenhang. Es handelt sich, wie § 34 (vgl. 26 ff.) zeigt, um andere Krieger, augenscheinlich höhere als den als „Hauptmann" übersetzten.

2) Dieselben wie die in § 33 genannten Bezeichnungen.

3) Das Vieh gilt also als Lehn. Der „Hauptmann" ist hiernach eine Art Dorfschulze und das Lehnsvieh Gemeindelehen.

36. Feld, Garten und Haus eines Hauptmannes, Mannes und Zinspflichtigen darf nicht verkauft werden.

37. Wenn jemand Feld, Garten und Haus eines Hauptmannes, Mannes oder Zinspflichtigen kauft, so wird seine Kaufvertragstafel zerbrochen (ungiltig erklärt) und er verliert sein Geld; Feld, Garten und Haus kommt an seinen Herrn zurück.

38. Ein Hauptmann, Mann oder Zinspflichtiger kann von Feld, Garten und Haus seines Lehns seiner Frau oder Tochter[1] nichts verschreiben und es nicht für Schuldverpflichtungen geben.

39. Von Feld, Garten und Haus, das er gekauft und (als Eigentum) besitzt, kann er seiner Frau und Tochter verschreiben und für seine Schuld geben.

40. Aber an einen Geschäftsmann[2] oder einen andern Staatsbeamten kann er sein Feld, Garten und Haus verkaufen; der Käufer erhält Feld, Garten und Haus, die er gekauft, zur Nutzung.

41. Wenn jemand Feld, Garten und Haus eines Hauptmanns Mannes oder Zinspflichtigen einzäunt und die Pfähle dazu hergiebt: wenn der Hauptmann, Mann oder Zinspflichtige in Feld, Garten oder Haus zurückkehrt, dann soll er die Pfähle, die ihm(!) gegeben sind, als Eigentum haben.

42. Wenn jemand ein Feld zur Bestellung übernimmt und auf dem Felde kein Getreide erzielt: dann soll man ihn überführen, daß er auf dem Felde keine Arbeit gethan hat und er soll Getreide, wie es beim Nachbar ist, dem Besitzer des Feldes liefern.

43. Wenn er das Feld nicht bestellt, es hat liegen lassen, soll er Getreide, wie es beim Nachbar ist, dem Besitzer des Feldes geben und das Feld, das er hat brach(?) liegen lassen, hacken, säen und dem Besitzer zurückgeben.

44. Wenn jemand ein wüst liegendes Feld zur Urbarmachung innerhalb drei Jahre übernimmt, aber faul ist, das Feld nicht urbar

1) Es geht als Lehn an den Sohn: § 28.

2) So wird im Folgenden der Ausdruck tamkar übersetzt, für den es in einer hier in Betracht kommenden Bedeutung keinen entsprechenden giebt. Er spielt die Rolle des Kaufmanns in unsern Kulturverhältnissen und das Wort ist daher in das Arabische (tâgir) in dieser Bedeutung übergegangen. Der tamkar ist königlicher Beamter, er unternimmt seine Reisen auf staatliche Rechnung (oder Beteiligung). Das im folgenden als „Staatsbeamte" wiedergegebene Wort ist dasselbe wie für „Lehen". Es bezeichnet also jeden, der eine „Pfründe" genießt. Also an Lehensträger kann ein Lehen verkauft werden.

macht: soll er im vierten Jahre das brache(?) Feld hacken, eggen und bestellen und dem Besitzer zurückgeben, und für je 10 Gan[1] 10 Gur[1] Getreide zumessen.

45. Wenn jemand sein Feld für (feste) Ertragsabgabe (Zins) zur Bestellung giebt und die Ertragsabgabe seines Feldes erhält, dann aber ein Unwetter eintritt und die Ernte vernichtet: so trifft der Schaden den Besteller.

46. Wenn er keine (feste) Ertragsabgabe seines Feldes erhält, sondern auf Halb- oder Drittel-Anteil giebt, so sollen das Getreide, das auf dem Felde ist, Besteller und Eigentümer nach Anteil teilen.

47. Wenn der Besteller,[2] weil er im ersten Jahre seinen Unterhalt nicht gewonnen(?) hat, das Feld hat (durch andere) bestellen lassen, so soll der Eigentümer dem Besteller keinen Vorwurf (daraus) machen: sein Feld ist bestellt worden und bei der Ernte erhält er das Getreide nach seinem Vertrage.

48. Wenn jemand eine verzinsbare Schuld hat und ein Unwetter sein Feld verwüstet oder die Ernte vernichtet oder wegen Wassermangel Getreide auf dem Felde nicht wächst: so soll er in diesem Jahre dem Gläubiger kein Getreide geben, seine Schuldtafel (im Wasser) aufweichen[3] und Zinsen für dieses Jahr nicht zahlen.

49. Wenn jemand Geld (Silber) von einem Geschäftsmann nimmt und ein urbares Feld für Getreide oder Sesam dem Geschäftsmann giebt, das Feld zu bestellen, Getreide oder Sesam, welche darauf sind zu ernten und für sich zu nehmen ihn anweist: wenn dann der Besteller auf dem Felde Getreide oder Sesam baut, so soll bei der Ernte Getreide oder Sesam, welche auf dem Felde sind, der Eigentümer des Feldes erhalten und Getreide für sein Geld (Silber) nebst Zinsen, was er vom Geschäftsmann erhalten hat, und den Unterhalt (?) des Bestellers dem Geschäftsmann geben.

50. Wenn er ein bestelltes (Getreide-)Feld oder ein bestelltes Sesam-Feld giebt, so soll Getreide oder Sesam, die auf dem Felde sind, der Eigentümer des Feldes erhalten, Geld (Silber) nebst Zinsen (dieser) dem Geschäftsmann zurückgeben.

---

1) Flächen- und Hohlmaß.

2) Ausdruck für Landmann, Ackerbauer, welcher meist im Verhältnis eines Pächters zum Grundbesitzer steht.

3) Offenbar symbolische Handlung mit Bezug auf die Ursache der Unmöglichkeit, den Vertrag zu erfüllen (Wasserschaden); eine erledigte Vertragstafel wird zerbrochen (vgl. § 37).

51. Wenn er kein Geld zum Zurückzahlen hat, soll er (Getreide oder) Sesam nach ihren Preisen für sein Geld und die Zinsen, das er vom Geschäftsmann erhalten hat, gemäß dem königlichen Tarif dem Geschäftsmann geben.

52. Wenn der Besteller auf dem Felde Getreide oder Sesam nicht gebaut hat, so wird sein (des Schuldners) Vertrag nicht hinfällig.

53. Wenn jemand seinen Damm imstande zu halten zu faul ist und ihn nicht imstande hält: wenn dann in seinem Damme ein Riß entsteht und die Feldflur vom Wasser überschwemmt wird, so soll derjenige, in dessen Damm der Riß entstanden ist, das Getreide, das er zu Grunde gerichtet hat, ersetzen.

54. Wenn er das Getreide zu ersetzen nicht vermag, so soll man ihn und seine Habe für Geld verkaufen und die Bauern, deren Getreide das Wasser überschwemmt hat, (den Erlös) teilen.

55. Wenn jemand seinen Wassergraben[1] zur Bewässerung öffnet, aber nachlässig ist und das Wasser das Feld seines Nachbars überschwemmt, so soll er Getreide entsprechend dem Ertrag seines Nachbars diesem zumessen.

56. Wenn jemand das Wasser einläßt und das Wasser das bebaute Feld seines Nachbars überschwemmt, so soll er für je 10 Gan 10 Gur Getreide ihm zumessen.

57. Wenn ein Hirt,[2] um das Kleinvieh Kräuter abweiden zu lassen, keine Erlaubnis vom Eigentümer des Feldes einholt, ohne Zustimmung des Eigentümers das Kleinvieh das Feld abweiden läßt, so soll der Eigentümer seine Felder abernten und der Hirt, welcher ohne Erlaubnis des Eigentümers das Vieh hat das Feld abweiden lassen, obendrein für je 10 Gan 20 Gur Getreide dem Eigentümer zahlen.

58. Wenn, nachdem das Kleinvieh die Feldflur verlassen hat, den allgemeinen Pferch am Stadtthore bezogen hat, ein Hirt das Kleinvieh noch auf das Feld läßt und es das Feld abweiden läßt, so soll dieser Hirt das Feld, das er hat abweiden lassen, übernehmen und bei der Ernte für 10 Gan 60 Gur Getreide dem Eigentümer des Feldes zumessen.

---

1) Es handelt sich um die babylonischen Gräben zur Bewässerung, welche höher liegen als das Feld und vom Flusse aus gespeist werden, nicht um Entwässerungsgräben.

2) = Herdenbesitzer oder besser Herdenunternehmer, welcher zum Großbesitzer von Herden in demselben Verhältnisse steht wie der „Besteller“ zum Eigentümer des Gutes.

59. Wenn jemand ohne Wissen des Gartenbesitzers in jemandes Garten Holz fällt, soll er $1/2$ Mine Silber zahlen.

60. Wenn jemand ein Feld, um es als Garten anzupflanzen, einem Gärtner übergiebt, dieser den Garten anlegt, ihn 4 Jahre pflegt, so sollen im fünften Jahre Eigentümer und Gärtner miteinander teilen, der Eigentümer des Gartens seinen Anteil in Bewirtschaftung nehmen.

61. Wenn der Gärtner die Anpflanzung des Feldes nicht vollendet, einen unbebauten Teil übrig läßt, so soll man ihm den als seinen Anteil festsetzen.

62. Wenn er das Feld, das ihm übergeben worden ist, nicht als Garten anpflanzt, wenn es Ährenfeld[1] ist, so soll der Gärtner den Ertrag des Feldes für die Jahre, wo es liegen bleibt, dem Eigentümer entsprechend dem Nachbar(stück) zumessen, das Feld in bestellbaren Zustand setzen und dem Eigentümer zurückgeben.

63. Wenn er Ödland zu bestellbarem Feld macht und dem Eigentümer zurückgiebt, so soll er (dieser) für ein[2] Jahr 10 Gur Getreide für 10 Gan zumessen.

64. Wenn jemand seinen Garten einem Gärtner zur Bearbeitung übergiebt, so soll der Gärtner, für so lange er den Garten übernimmt, vom Ertrage des Gartens zwei Teile dem Eigentümer geben, den dritten soll er selbst nehmen.

65. Wenn der Gärtner den Garten nicht bearbeitet, der Ertrag (also) zurückgeht, soll der Gärtner den Ertrag nach dem des Nachbargrundstückes bemessen.

Hier fehlen die fünf ausgemeißelten Reihen Text. In Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals sind davon folgende Paragraphen erhalten:

a) Wenn jemand Geld von einem Geschäftsmanne nimmt und diesem einen Dattelgarten giebt und ihm sagt: „Die Datteln, welche in meinem Garten sind, nimm für das Geld", der Geschäftsmann aber darauf nicht eingeht, dann soll der Eigentümer die Datteln, welche im Garten sind, nehmen, das Geld und die Zinsen nach dem Wortlaut seines Schuldscheines dem Geschäftsmann zurückerstatten, die überschüssigen Datteln, welche im Garten sind, soll der Eigentümer nehmen.

b) Wenn ein Mieter den Betrag seines Vertrages (Miete) für ein Jahr dem Hauseigentümer giebt, und der Eigentümer den Mieter noch vor Ablauf der Mietsfrist auszuziehen heißt,[3] dann soll der Eigentümer dem Mieter, der vor Ablauf der Frist aus seinem Hause auszieht, von dem Gelde, das ihm der Mieter gegeben hat, [den entsprechenden Teil zurückgeben].

---

1) d. h. mit „Getreide oder Sesam" bestellbar, wie wir von „Weizenboden" sprechen.

2) Also ein Mal.

3) Der Eigentümer darf also den Mietsvertrag jeder Zeit lösen!

c) [Wenn jemand] Getreide oder Geld [schuldet] und Getreide oder Geld [zum Zurückgeben] nicht hat, aber sonstige Habe besitzt, so soll er, was zu seiner Verfügung ist, vor den Beisitzer bringen und es dem Geschäftsmann geben. Dieser soll es ohne Einwände annehmen.

Die Zählung der Paragraphen läuft nun unter der Annahme, daß die Lücke etwa 35 Paragraphen enthielt, von 100 an:

100. .... Zinsen für das Geld, soviel er erhalten hatte, (soll er) eine Verschreibung darüber geben, und am Tage, wo sie abrechnen, den Geschäftsmann bezahlen.

101. Wenn dort, wohin er gegangen ist, er keine Geschäftsgelegenheit findet, soll das Geld, das er erhalten hat, der Zwischenhändler[1] unversehrt lassen, dem Geschäftsmann zurückgeben.

102. Wenn ein Geschäftsmann einem Zwischenhändler Geld zu Unternehmungen geliehen hat, und er dort, wohin er geht, einen Schaden erleidet, so soll er das Kapital dem Geschäftsmann erstatten.

103. Wenn während der Reise ein Feind irgend etwas von dem, was er mit sich führt, ihm abnimmt, soll der Zwischenhändler bei Gott schwören und frei sein.

104. Wenn ein Geschäftsmann einem Zwischenhändler Getreide, Wolle, Öl oder sonstiges Gut zum Vertrieb giebt, soll der Zwischenhändler eine Verschreibung über den Betrag geben und ihn dem Geschäftsmann erstatten. Dann soll er die Quittung über das Geld, welches er dem Geschäftsmann giebt, erhalten.

105. Wenn der Zwischenhändler säumig ist, Quittung über das Geld, welches er dem Geschäftsmann gegeben hat, sich nicht geben läßt, so kann er Geld, das nicht quittiert ist, nicht zum Eigentum („Haben“) thun.

106. Wenn der Zwischenhändler Geld vom Geschäftsmann nimmt, mit seinem Geschäftsmann streitet (es ableugnet), so soll dieser vor Gott und den Beisitzern über das entnommene Geld den Zwischenhändler überführen, und dieser das Geld, das er erhalten hat, 3 fach ihm geben.

107. Wenn der Geschäftsmann den Zwischenhändler betrügt, indem dieser alles was der Geschäftsmann ihm gegeben hatte, (bereits) zurückgegeben hat, der Geschäftsmann aber das was der Zwischenhändler ihm (zurück) gegeben hat, ihm abstreitet, so soll jener Zwischenhändler vor Gott und den Beisitzern den Geschäftsmann überführen,

---

1) Gemeint ist ein Kleinhändler oder -Kaufmann, der für ein Geschäft reist, aber nicht sowohl als Angestellter wie als Beteiligter (vgl. § 105).

und dieser, weil er dem Zwischenhändler alles was er erhalten hat, bestritten hat, 6 fach diesem geben.

108. Wenn eine Schenkwirtin als Preis für Getränke nicht Getreide nach großem Gewicht annimmt,[1] sondern Silber nimmt, und der Preis des Getränkes im Verhältnis zu dem des Getreides geringer ist,[1] so soll man sie dessen überführen und ins Wasser werfen.

109. Eine Schenkwirtin, wenn in ihrem Hause Verschwörer sich vereinigen und diese Verschwörer nicht festgenommen und an den Hof abgeliefert werden, so soll die Schenkwirtin getötet werden.

110. Wenn eine Geweihte,[2] (die nicht mehr heiraten darf) eine Schenke[3] öffnet oder um zu trinken eine Schenke betritt, so soll man dies Weib verbrennen.

111. Wenn eine Schenkwirtin 60 Ka usakani-Getränke zu ..... liefert, so soll sie bei der Ernte 50 Ka Getreide erhalten.

112. Wenn jemand auf Reisen ist, Silber, Gold, Edelsteine oder sonstiges bewegliches Eigentum (wörtlich: Handeigentum oder Handschmuck: Ringe, Spangen) einem andern anvertraut hat und es von ihm überbringen[4] läßt; wenn dieser alles, was zu überbringen ist, an den Bestimmungsort nicht abliefert, sondern sich aneignet, so soll man diesen Menschen, der das zu überbringende nicht abgeliefert hat, überführen, und er soll 5 fach alles, was ihm gegeben worden ist, dem Eigentümer der Sendung geben.

113. Wenn jemand an einen andern eine Forderung an Getreide oder Silber hat und er ohne Wissen des Eigentümers aus dem Vorratshause oder dem Speicher Getreide nimmt, so soll er, daß er ohne Wissen des Eigentümers Getreide aus dem Vorratshause oder Speicher entnommen hat, gerichtlich überführt werden, und das Getreide, welches er genommen hat, zurückgeben. Und alles, was er irgendwie gegeben (= zu fordern) hatte, dessen geht er verlustig.

114. Wenn jemand von einem andern Getreide und Silber nicht

---

1) Für das Preisverhältnis vgl. § 111.

2) Wörtlich: eine Gottesschwester (?), die nicht in der Jungen-Frauschaft (kallatu ist die filia nubilis, vgl. § 155) wohnt. Es handelt sich um Gottgeweihte, die nicht heiraten dürfen (vgl. § 178 ff.).

3) Die Schenke scheint auch in Babylonien zugleich die Rolle des lupanar zu spielen; man beachte, daß nur von einer weiblichen Inhaberin die Rede ist.

4) Nach Hause; es handelt sich natürlich um Handelsreisen u. dgl. Der Kaufmann ꝛc. schickt Geld per Karawane nach Hause, während er noch in der Fremde bleibt.

zu fordern hat, und ihn als schuldverfallen beansprncht, so soll er ihm für jeden Fall $^1/_3$ Mine Silber zahlen.

115. Wenn jemand an einen andern eine Forderung an Getreide oder Silber hat und ihn als schuldverfallen beansprucht, wenn der Häftling im Hause der Haft eines natürlichen Todes stirbt, so soll diese Rechtsfrage keine weiteren Ansprüche zulassen.

116. Wenn der Häftling im Hause der Haft an Schlägen oder schlechter Behandlung stirbt, so soll der Herr des Häftlings[2] seinen Geschäftsmann vor Gericht überführen; wenn er ein Freigeborener war, soll man seinen (des Geschäftsmannes) Sohn töten, wenn es ein Sklave war, soll er $^1/_3$ Mine Silber zahlen, und alles was er gegeben hat, dessen soll er (der „Herr des Häftlings") verlustig gehen.

117. Wenn jemand einer Schuldforderung verfällt, er seine Frau, Sohn und Tochter für Silber verkauft oder zu Zwangsarbeit(?) weggiebt: 3 Jahre im Hause ihres Käufers oder des Fronherrn sollen sie arbeiten, im vierten Jahre soll er sie freigeben.

118. Wenn er einen Sklaven oder eine Sklavin zu Zwangsarbeit weggiebt und der Geschäftsmann sie weiter giebt, für Silber verkauft, so ist kein Einspruch.

119. Wenn jemand einer Schuldforderung verfällt, und er seine Sklavin, die ihm Kinder geboren hat, für Silber verkauft, so soll das Silber, welches der Geschäftsmann gezahlt hat, der Herr der Sklavin (zurück) zahlen, seine Sklavin einlösen.

120. Wenn jemand sein Getreide zur Aufbewahrung im Hause eines andern aufspeichert, und im Getreidehaufen ein Schaden eintritt, oder der Eigentümer des Hauses öffnet den Speicher und entnimmt Getreide, oder er bestreitet überhaupt, daß Getreide in seinem Hause aufgespeichert sei: dann soll der Eigentümer des Getreides vor Gott (eidlich) sein Getreide verfolgen (beanspruchen) und der Eigentümer des Hauses das Getreide, das er genommen hat, unvermindert seinem Eigentümer zurückgeben.

121. Wenn jemand im Hause eines andern Getreide aufspeichert, so soll er ihm für das Jahr für 1 Gur 5 Ka Getreide als Speichermiete geben.

122. Wenn jemand einem andern Silber, Gold oder sonst

1) Die sich als Schuldhaft (§ 115), augenscheinlich mit der Verpflichtung zu arbeiten (also Sklavendienste § 116), darstellt. Die Haft findet im Hause (auf dem Gute) des Gläubigers statt (§§ 115. 116).

2) Dieser, der Mann der die Forderung hatte, hat also einen Sachwalter, der das Haus (Gut) verwaltet.

etwas zur Aufbewahrung giebt, so soll er alles was er giebt, einem Beisitzer zeigen, seinen Vertrag schließen und es dann zur Aufbewahrung übergeben.

123. Wenn er ohne Beisitzer und Vertrag es zur Aufbewahrung giebt, und man es dort, wohin er es gegeben hat, ableugnet, so giebt es darüber keinen Rechtsanspruch.

124. Wenn jemand einem andern Silber, Gold oder sonst etwas vor dem Beisitzer zur Aufbewahrung übergiebt und dieser es ableugnet, so soll man ihn vor Gericht überführen, und er soll alles, was er ableugnet, unvermindert zurückgeben.

125. Wenn jemand seine Habe zur Aufbewahrung giebt, und dort durch Einbruch oder Raub seine Habe mit der des Eigentümers des Hauses verloren geht, so soll der Hauseigentümer, dem das Versehen zur Last fällt, alles was man ihm zur Aufbewahrung übergeben hat und was er hat verloren gehen lassen, ersetzen, dem Eigentümer erstatten. Der Hauseigentümer aber soll seine verloren gegangene Habe (seinerseits) verfolgen (wieder zu erlangen suchen) und sie von dem Diebe nehmen (sich an diesem schadlos halten).

126. Wenn jemand, der sein Gut nicht verloren hat, sagt, es sei ihm abhanden gekommen und seinen Schaden fälschlich behauptet: wenn er sein Gut, trotzdem es nicht abhanden gekommen, und seinen Schaden vor Gott einklagt, so soll man ihm alles, was er beansprucht, vollständig für seinen Schaden ersetzen.[1]

127. Wenn jemand gegen eine geweihte Frau[2] oder gegen die Gattin jemandes den Finger ausstreckt („beleidigt") und es nicht beweist, so soll man diesen Menschen vor den Richter schleppen und seine Stirn marken.[3]

128. Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber keinen Vertrag mit ihr abschließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau.[4]

129. Wenn jemandes Ehefrau mit einem Zweiten ruhend ertappt wird, soll man sie (beide) binden und ins Wasser werfen, es sei denn, daß der Eheherr der Frau sein Weib und der König seinen Sklaven[5] begnadigt.

---

1) Der Eid beweist also unbedingt.

2) Der Ausdruck ist derselbe wie § 110 („Gottesschwester").

3) Wörtlich: seine Stirn scheren. Es ist noch nicht sicher, ob es sich um das Abscheren des Stirnhaares (der pêôt der Juden) oder um das Einschneiden eines Merkmales handelt (vgl. § 227 ff.).

4) Also der Ehevertrag (vor den Beisitzern) macht die Ehe.

5) d. h. der betreffende als Untertan, der das vom König zu schützende Recht verletzt hat, muß von diesem begnadigt werden.

130. Wenn jemand die Ehefrau eines andern, welche einen Mann noch nicht erkannt hat[1] und noch im Hause des Vaters lebt, schändet und bei ihr schläft und man ihn ertappt, so soll dieser Mensch getötet werden, das Weib aber schuldlos sein.

131. Wenn jemandes Ehefrau ihr (eigner) Mann verleumdet, sie aber nicht mit einem andern schlafend ertappt wird,[2] so soll sie bei Gott schwören und in ihr Haus zurückkehren.

132. Wenn gegen jemandes Ehefrau wegen eines anderen Mannes der Finger ausgestreckt wird,[3] sie aber mit einem andern schlafend nicht angetroffen wird, so soll sie für ihren Mann in den Fluß springen.[4]

133. Wenn jemand kriegsgefangen[5] wird und in seinem Hause Lebensunterhalt vorhanden ist, seine Ehefrau aber Haus und Hof verläßt und in ein anderes Haus geht: weil jene Ehefrau ihren Hof nicht bewahrt hat, in ein anderes Haus gegangen ist, soll man sie gerichtlich überführen und ins Wasser werfen.

134. Wenn jemand kriegsgefangen wird und in seinem Hause Lebensunterhalt nicht vorhanden ist, wenn dann seine Ehefrau in ein anderes Haus geht, so soll diese Frau schuldlos sein.

135. Wenn jemand kriegsgefangen wird und in seinem Hause Lebensunterhalt nicht vorhanden ist, wenn dann seine Frau in ein anderes Haus geht und Kinder gebiert: und wenn später ihr Mann zurückkehrt und in seine Heimat kommt: dann soll dieses Weib zu ihrem Gatten zurückkehren, die Kinder aber (je) ihrem Vater folgen.

136. Wenn jemand seine Heimat verläßt (aufgiebt), entflieht, und darauf seine Ehefrau in ein anderes Haus geht, wenn (dann) jener zurückkehrt und seine Ehefrau nehmen will: weil er von seiner Heimat sich losgerissen hat und geflohen ist, soll die Ehefrau des Flüchtlings zu ihrem Manne nicht zurückkehren.

137. Wenn jemand eine Nebenfrau, die ihm Kinder geboren hat, oder eine Ehefrau, die ihm Kinder geschenkt hat, zu verstoßen

---

1) Es sind also wohl Eheschlüsse mit Kindern vorgekommen. Zum Ausdruck vgl. § 154.

2) Délit flagrant ist zum Beweis des Ehebruchs nötig.

3) Vgl. § 127.

4) Gottesgericht § 2.

5) Als Kriegsgefangener aus der Heimat fortgeführt wird (zum Unterschied von § 27).

beabsichtigt: so soll er jenem Weibe ihr Geschenk[1] zurückgeben und einen Nutzanteil an Feld, Garten und Habe ihr geben, damit sie ihre Kinder aufziehe. Wenn sie ihre Kinder aufgezogen hat, so soll von allem was ihre Kinder erhalten, ein Anteil wie der eines Sohnes ihr gegeben werden. Sie kann den Mann ihres Herzens heiraten.[2]

138. Wenn jemand seine Gattin, die ihm Kinder nicht geboren hat, verstößt, so soll er den Betrag des Mahlschatzes[3] ihr geben und das Geschenk, das sie aus dem Hause ihres Vaters mitgebracht hat, ihr erstatten und sie so entlassen.

139. Wenn ein Mahlschatz nicht war, so soll er 1 Mine Silber (Geld) ihr als Entlassungsgabe geben.

140. Wenn er ein Freigelassener ist, soll er $^1/_3$ Mine Silber (Geld) ihr geben.

141. Wenn jemandes Ehefrau, die in seinem Hause wohnt, es zu verlassen beabsichtigt und Verschwendungen sich zu Schulden kommen läßt, ihr Haus vergeudet, ihren Ehemann vernachlässigt und man sie gerichtlich überführt: wenn ihr Ehemann ihre Entlassung ausspricht, so soll er sie ihres Weges entlassen, als Entlassungsgabe ihr nichts geben. Wenn ihr Ehemann sie nicht entlassen will und ein anderes Weib nimmt, so soll jene als Magd im Hause ihres Gatten sein.

142. Wenn ein Weib mit ihrem Gatten streitet und spricht: du verkehrst nicht mit mir, so sollen ihre Beweise für ihre Benachteiligung dargelegt werden: wenn sie schuldlos ist, ein Fehler ihrerseits nicht besteht, ihr Gatte weggeht (= sich herumtreibt), sie sehr vernachlässigt, dann soll dieses Weib keine Schuld haben, sie soll ihr Geschenk nehmen und in das Haus ihres Vaters zurückkehren.

143. Wenn sie nicht schuldlos ist, wenn sie weggeht, ihr Haus vergeudet, ihren Gatten vernachlässigt, dann soll man dieses Weib in das Wasser werfen.

144. Wenn jemand eine Frau nimmt und diese Frau ihrem

---

1) Vgl. § 138.

2) Ist frei sich anderweitig zu verheiraten.

3) Das betreffende Wort (tirchatu) bezeichnet den Kaufpreis, den der Mann für die Frau zahlt (wird aber später in entgegengesetzter Entwicklung zu dem, was wir Mitgift nennen). Das „Geschenk", das davon unterschieden wird, ist eine der Frau vom Vater (wohl als peculium) gewährte Mitgift (vgl. § 159 ff.). Hiervon wird noch (§ 171) nudunu unterschieden, das Geschenk des Mannes an die Frau (Morgengabe).

Gatten eine Magd giebt und (diese) Kinder hat,[1] jener Mann aber beabsichtigt, sich eine (andere) Nebenfrau zu nehmen, so soll man ihm das nicht gestatten und er keine Nebenfrau nehmen.

145. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm keine Kinder schenkt[1] und er beabsichtigt, eine Nebenfrau zu nehmen: wenn er die Nebenfrau nimmt und in sein Haus bringt, so soll diese Nebenfrau mit der Ehefrau nicht gleichstehen.

146. Wenn jemand eine Frau nimmt und diese ihrem Manne eine Magd zur Gattin giebt und sie (die Magd) ihm Kinder gebiert, dann aber diese Magd sich ihrer Herrin gleichstellt:[2] weil sie Kinder geboren hat, soll ihr Herr sie nicht für Geld verkaufen, zur Sklavenschaft[3] soll er sie thun, unter die Mägde rechnen.

147. Wenn sie Kinder nicht geboren hat, dann soll ihre Herrin sie für Geld verkaufen.

148. Wenn jemand eine Frau nimmt und eine Krankheit (?) (climacterium?) sie ergreift, wenn er dann beabsichtigt, eine zweite zu nehmen, so soll er seine Ehefrau, welche die Krankheit ergriffen hat, nicht verstoßen, sondern im Hause, das er gebaut,[4] soll er sie behalten und so lange sie lebt, unterhalten.

149. Wenn dieses Weib im Hause ihres Mannes nicht wohnen bleiben will, so soll er ihr Geschenk, das sie aus ihrem Vaterhause mitgebracht hat, ihr zurückerstatten und sie soll gehen.

150. Wenn jemand seiner Ehefrau Feld, Garten, Haus und Habe schenkt, und ihr eine Urkunde darüber giebt, wenn dann nach dem Tode ihres Mannes ihre Söhne keine Ansprüche erheben, so kann die Mutter ihr Hinterlassenes einem ihrer Söhne, den sie bevorzugt, hinterlassen, braucht den Brüdern (ihren andern Söhnen) nichts zu geben.

---

1) Es wird also vorausgesetzt, daß die Magd als Nebenfrau oder eine anderweitige Nebenfrau der Regel nach nur gestattet sein soll, wenn die Ehefrau kinderlos bleibt, wie es aus den alttestamentlichen Fällen (Sara, Rahel) auch bekannt ist. Zur Beleuchtung der Sache mögen Fälle wie der folgende Vertrag aus der Zeit Hammurabis dienen: „Shamash-nur, die Tochter des Ibi-shan, von Ibi-shan ihrem Vater, haben Bunene-abi und Belishunu (dessen Frau!) gekauft, für Bunene-abi zur Frau, für Belishunu zur Magd. Wenn Shamash-nur zu Belishunu, ihrer Herrin, sagt: Du bist nicht meine Herrin, dann soll sie sie scheren und für Geld verkaufen" (vgl. § 147).

2) Vgl. Hagar und Sara 1. Mos. 16, 4.

3) Der Ausdruck bedeutet ursprünglich: Fessel, d. i. Sklavenzwinger. Man vgl. wie der Römer Haussklaven zur Strafe wieder „aufs Land" in den Sklavenzwinger schickt.

4) d. h. bei sich im Hause, nicht wo anders.

151. Wenn ein Weib, das im Hause eines Mannes lebt, ihren Mann sich hat verpflichten lassen, daß ein Gläubiger sie nicht mit Beschlag belegen darf, und sich eine Urkunde darüber hat geben lassen: wenn jener Mann, bevor er das Weib nahm, eine Schuldverpflichtung hatte, so darf der Gläubiger sich nicht an die Frau halten. Wenn aber die Frau, bevor sie in das Haus des Mannes kam, eine Schuld hatte, so darf ihr Gläubiger ihren Mann nicht mit Beschlag belegen.

152. Wenn, nachdem die Frau in das Haus des Mannes gekommen ist, beide eine Schuldverpflichtung haben, so müssen beide dem Geschäftsmann zahlen.

153. Wenn jemandes Ehefrau wegen eines anderen ihren Gatten hat ermorden lassen, so soll man sie auf den Pfahl stecken.

154. Wenn jemand seine Tochter erkennt,[1] so soll man ihn aus dem Orte vertreiben.[2]

155. Wenn jemand seinem Sohne ein Mädchen verlobt[3] und sein Sohn mit ihr verkehrt, jener aber danach bei ihr schläft und man ihn ertappt, so soll man ihn binden und ins Wasser werfen.

156. Wenn jemand seinem Sohne ein Mädchen verlobt, sein Sohn sie nicht erkennt, wenn dann jener bei ihr schläft, so soll er $1/2$ Mine Gold ihr zahlen und alles, was sie aus ihrem Vaterhause mitgebracht hat, ihr zurückerstatten. Den Mann ihres Herzens kann sie heiraten.

157. Wenn jemand nach seinem Vater bei seiner Mutter schläft, so soll man beide verbrennen.

158. Wenn jemand nach seinem Vater bei dessen Hauptgattin,[4] die Kinder geboren hat, ertappt wird, so soll man ihn aus dem Hause seines Vaters vertreiben.[5]

1) Der biblische Sprachgebrauch ist dem babylonischen entlehnt (vgl. § 130).

2) Er wird heimatlos (wie Kain beim Brudermord).

3) Die Verlobung (Kauf der Braut) macht sie zum Eigentume des Mannes, nicht die Eheschließung (Feier, Vertragsschluß: § 128), die später erfolgen kann. Beim Sohne kommt dazu, daß (ursprünglich!) seine Braut (kallat) im Elternhause (bei ihrem Stamme) bleiben, er also in ihrem Vaterhause (bei ihrem Stamme) wohnen kann (Jakob bei Laban, Moses bei Jethro).

4) Im vorigen § war von der leiblichen Mutter die Rede, die auch Nebengattin sein kann, hier ist die Hauptfrau gemeint, wie die Ehefrau (ashshatu) gegenüber der Nebenfrau heißt: biblisch gebîra 1. Mos. 16, 4. Der Täter ist nicht ihr leiblicher Sohn.

5) Er wird familienlos, aber nicht heimatlos (vgl. § 154).

159. Wenn jemand, der in das Haus seines Schwiegervaters bewegliche Habe hat bringen lassen und den Mahlschatz gegeben hat, nach einem andern Weibe blickt, zum Schwiegervater sagt: „ich will deine Tochter nicht nehmen“, so soll der Vater des Mädchens alles, was er gebracht hat, behalten.

160. Wenn jemand bewegliche Habe in das Haus seines Schwiegervaters gebracht und den Mahlschatz gezahlt hat: wenn dann der Vater des Mädchens sagt: „ich will dir meine Tochter nicht geben“, so soll er alles, was ihm gebracht worden ist, unvermindert zurückgeben.

161. Wenn jemand in das Haus seines Schwiegervaters bewegliche Habe gebracht und den Mahlschatz gezahlt hat, wenn ihn dann sein Freund verleumdet und sein Schwiegervater zum (jungen) Ehemann sagt: „du sollst meine Tochter nicht heiraten“, so soll er alles, was ihm eingebracht ist, unvermindert zurückgeben; und seine (des zurückgewiesenen) Frau soll sein Freund nicht heiraten dürfen.

162. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm Söhne gebiert; wenn dann jenes Weib stirbt, so soll ihr Vater keinen Anspruch auf ihr Geschenk erheben, dieses gehört ihren Söhnen.

163. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm keine Söhne schenkt; wenn dann jenes Weib stirbt, wenn den Mahlschatz, den jener an das Haus seines Schwiegervaters gezahlt hat, dieser ihm zurückgiebt, so soll auf das Geschenk jenes Weibes ihr Mann keinen Anspruch erheben, es gehört ihrem Vaterhause.

164. Wenn sein Schwiegervater den Mahlschatz ihm nicht zurückgiebt, so soll er von ihrem Geschenk den Betrag des Mahlschatzes abziehen und ihr Geschenk dann an ihr Vaterhaus zurückgeben.

165. Wenn jemand seinem Sohne, den er bevorzugt, Feld, Garten und Haus schenkt und ihm eine Urkunde darüber ausstellt: wenn später der Vater stirbt und die Brüder teilen, so sollen sie ihm das Geschenk des Vaters (vorab) geben und er soll es nehmen; außerdem sollen sie den väterlichen Besitz mit einander teilen.

166. Wenn jemand für die Söhne, die er hat, Frauen nimmt, für seinen unerwachsenen Sohn eine Frau nicht nimmt, und wenn darauf der Vater stirbt: wenn die Söhne teilen, sollen sie ihrem unerwachsenen Bruder, der noch keine Frau genommen hat, außer seinem Anteil das Geld für den Mahlschatz festsetzen und ihn eine Frau nehmen lassen.

167. Wenn jemand eine Frau nimmt und diese ihm Kinder gebiert; wenn dieses Weib stirbt und er nach ihr ein zweites Weib

nimmt und diese ihm Kinder gebiert: wenn darauf der Vater stirbt, so sollen die Söhne nicht nach den Müttern teilen, (nur) das Geschenk ihrer Mütter sollen sie nehmen, das väterliche Eigentum sollen sie mit einander teilen.[1]

168. Wenn jemand seinen Sohn zu verstoßen beabsichtigt und dem Richter erklärt: „ich will meinen Sohn verstoßen", so soll der Richter seine Gründe prüfen: wenn der Sohn keine schwere Schuld trägt, die zur Verstoßung aus dem Sohnesverhältnis berechtigt, so soll der Vater ihn nicht verstoßen.

169. Wenn er eine schwere Schuld auf sich geladen hat, die zur Verstoßung aus dem Sohnesverhältnis berechtigt, so soll er ihm das erste Mal verzeihen, wenn er zum zweiten Mal eine schwere Schuld auf sich lädt, so kann der Vater seinen Sohn aus dem Sohnesverhältnis verstoßen.[2]

170. Wenn jemandem seine Gattin Söhne geboren hat oder seine Magd Söhne geboren hat und der Vater bei Lebzeiten zu den Kindern, welche ihm seine Magd geboren hat, sagt: „meine Söhne" und sie den Söhnen seiner Gattin zurechnet: wenn darauf der Vater stirbt, so sollen die Söhne der Gattin und der Magd das väterliche Eigentum gemeinsam teilen. Der Sohn der Gattin hat zu teilen und zu wählen.

171. Wenn aber der Vater bei Lebzeiten zu den Söhnen, welche ihm die Magd geboren, nicht gesagt hat: „meine Söhne" und der Vater dann stirbt, dann sollen die Söhne der Magd mit denen der Gattin nicht teilen, aber die Freiheit von Magd und Söhnen soll man bestimmen, die Söhne der Gattin sollen keinen Anspruch auf Sklavenschaft gegen die der Magd geltend machen; die Gattin soll ihr Geschenk und die Gabe,[3] die ihr Mann ihr gegeben und ihr durch Urkunde verschrieben hat, nehmen und im Wohnsitze ihres Gatten verbleiben; so lange sie lebt, soll sie ihn niesnutzen, fürs Geld soll man ihn nicht verkaufen. Ihre Nachlassenschaft gehört ihren Kindern.

---

1) Die väterliche Hinterlassenschaft soll nicht nach zwei „Mutterteilen" geteilt werden, sondern in soviel gleiche Teile gehen wie Söhne sind. Die mütterlichen „Geschenke" gehen jedes an die Söhne der betreffenden.

2) Der Ausdruck besagt zunächst nur, daß er aus dem Verhältnis als vollberechtigter Sohn gestoßen wird, nicht aus der familia und dem Hausverbande. Aplu „Sohn" bedeutet den vollberechtigten Sohn, maru lediglich das Verhältnis zu dem Erzeuger (vgl. § 170). Die „Sohnschaft" ist dann überhaupt Erbteil (vgl. § 178: Kindesteil).

3) Nudunu s. die Anmerkung zu § 138.

172. Wenn ihr Mann ihr eine Gabe[1] nicht gegeben hat, so soll man ihr Geschenk ihr zurückerstatten und vom Eigentume ihres Mannes soll sie einen Anteil wie ein Kind erhalten. Wenn ihre Söhne sie drängen, um sie aus dem Hause herauszubringen, so soll der Richter ihre Lage prüfen, und wenn die Söhne eine Schuld trifft, soll die Frau das Haus ihres Mannes nicht verlassen. Wenn die Frau es zu verlassen beabsichtigt, so soll sie die Gabe, die ihr Mann ihr gegeben, ihren Söhnen überlassen, das Geschenk ihres Vaterhauses aber nehmen. Sie kann den Mann ihres Herzens (dann) heiraten.

173. Wenn dieses Weib dort, wohin sie dann zieht, ihrem zweiten Gatten Söhne gebiert und sie danach stirbt, so sollen ihr Geschenk die früheren und die späteren Söhne teilen.

174. Wenn sie ihrem zweiten Gatten Söhne nicht gebiert, so sollen ihr Geschenk die Söhne ihres (ersten) Gemahls erhalten.

175. Wenn ein Staatssklave oder der Sklave eines Freigelassenen die Tochter jemandes (eines Freien!) heiratet und Kinder zeugt, so soll der Herr des Sklaven auf die Kinder der Freien zu Sklavenschaft keinen Anspruch erheben.

176. Wenn aber ein Staatssklave oder der Sklave eines Freigelassenen die Tochter jemandes heiratet und nachdem er sie geheiratet hat, sie samt einem Geschenke ihres Vaterhauses in das Haus des Betreffenden zieht, wenn sie sich (dann beide) besetzt und einen Hausstand begründet, Vermögen erworben haben und darauf jener Sklave stirbt, so soll die Freigeborene ihr Geschenk nehmen und alles, was ihr Gatte und sie seit ihrer Besetzung erworben haben, in zwei Teile teilen, die eine Hälfte soll der Herr des Sklaven, die andere die Freigeborene für ihre Kinder nehmen. Wenn die Freigeborene ein Geschenk nicht hatte, so soll sie alles, was ihr Gatte und sie seit ihrer Besetzung erworben hatten, in zwei Teile teilen, die eine Hälfte soll der Herr des Sklaven, die andere die Freigeborene für ihre Kinder nehmen.

177. Wenn eine Wittwe, deren Kinder noch unerwachsen sind, in ein anderes Haus einzutreten (heiraten) beabsichtigt, so soll sie nicht ohne Wissen des Richters eintreten. Wenn sie in ein anderes Haus eintritt, so soll der Richter die Hinterlassenschaft des Hauses ihres früheren Mannes prüfen. Dann soll man das Haus ihres

1) Nudunu s. die Anmerkung zu § 138.

früheren Mannes dem späteren und der Frau selbst zur Verwaltung übergeben und sie eine Urkunde ausstellen lassen. Sie sollen das Haus in Ordnung halten und die Kinder erziehen und das Hausgerät nicht verkaufen. Der Käufer, der Hausgerät der Kinder der Wittwe kauft, geht seines Geldes verlustig und das Gut geht an seinen Eigentümer zurück.

178. Wenn eine Geweihte oder eine Buhldirne,[1] der ihr Vater ein „Geschenk" geschenkt und eine Urkunde (darüber) ausgestellt hat, aber in der ihr ausgestellten Urkunde nicht bemerkt hat, daß sie ihren Nachlaß vermachen kann, wem ihr gefällt, und ihr nicht (ausdrücklich) freie Verfügung überlassen hat; wenn dann der Vater stirbt, dann sollen ihr Feld und ihren Garten ihre Brüder erhalten, und nach der Höhe ihres Anteiles Getreide, Öl und Milch ihr geben und sie zufrieden stellen. Wenn ihre Brüder nach der Höhe ihres Anteiles ihr Getreide, Öl und Milch nicht geben, sie nicht zufrieden stellen, so soll man ihr Feld und Garten einem Farmer,[2] der ihr gefällt, übergeben und ihr Farmer soll sie unterhalten. Feld und Garten und alles was von ihrem Vater stammt, soll sie solange sie lebt niesnutzen, aber nicht verkaufen und an keinen andern abtreten. Ihr Kindesanteil (Erbteil) gehört ihren Brüdern.

179. Wenn eine Geweihte oder eine Buhldirne, der ihr Vater ein Geschenk geschenkt und ihr eine Urkunde ausgestellt hat und darin vermerkt hat, daß sie ihren Nachlaß vermachen kann, wem ihr gefällt, und ihre freie Verfügung überlassen hat; wenn dann der Vater stirbt, dann kann sie ihren Nachlaß vermachen wem ihr gefällt. Ihre Brüder können keinen Einspruch erheben.

180. Wenn ein Vater seiner Tochter — heiratsfähig oder Buhldirne[3] — ein Geschenk schenkt und dann stirbt, so soll sie von dem väterlichen Besitz einen Anteil wie ein Kind erhalten, und solange sie lebt niesnutzen. Ihr Nachlaß gehört ihren Brüdern.

181. Wenn ein Vater eine Tempeldirne[4] oder eine Tempel-

---

1) Zur Geweihten vgl. § 110, die Buhldirne (amelit zikru) ist das Gegenstück dazu; beiden ist gemeinsam, daß sie nicht heiraten können (§ 180. 181). Es scheinen unterschieden zu werden die gewöhnliche puella publica und die dem Tempel geweihte (qadishtu § 181). Das Gewerbe ist nicht anrüchig, vgl. die zônâ des Alten Testamentes.

2) = „Besteller" vgl. § 47.

3) Sie ist also nicht heiratsfähig.

4) Vgl. § 180.

jungfrau[1] dem Gotte stiftet und ihr kein Geschenk schenkt; wenn dann der Vater stirbt, so soll sie vom Erbe des Vaterhauses ein Drittel ihres Kindesteiles erhalten und solange sie lebt niesnutzen. Ihr Nachlaß gehört ihren Brüdern.

182. Wenn ein Vater seiner Tochter, einem Weibe[2] Marduks von Babylon (dem Gotte geweiht), ein Geschenk nicht schenkt, eine Urkunde ihr nicht ausstellt; wenn dann der Vater stirbt, so soll sie vom Erbe ihres Vaterhauses ein Drittel ihres Kindesanteiles von ihren Brüdern zuerteilt erhalten, aber sie soll die Verwaltung[3] nicht haben. Das Weib Marduks kann ihren Nachlaß wem ihr gefällt vermachen.

183. Wenn jemand seiner Tochter von einer Nebenfrau, ein Geschenk mitgiebt und sie einem Gatten giebt, und ihr eine Urkunde (darüber) ausstellt; wenn dann der Vater stirbt, so soll sie vom väterlichen Erbe keinen Teil erhalten.

184. Wenn jemand seiner Tochter von einer Nebenfrau, kein Geschenk mitgiebt und sie keinem Gatten giebt; wenn dann der Vater stirbt, so sollen ihre Brüder nach Höhe des väterlichen Vermögens ihr ein Geschenk geben und sie einem Gatten geben.

185. Wenn jemand ein Kind auf seinen Namen als Sohn annimmt und großzieht, so soll dieser Großgezogene[4] nicht zurückverlangt werden.

186. Wenn jemand ein Kind als Sohn annimmt, und wenn er ihn genommen hat, er sich gegen seinen (Pflege-)Vater und Mutter vergeht, so soll dieser Großgezogene in sein Vaterhaus zurückkehren.

187. Der Sohn eines „Buhlen", im Palastdienste[5] oder einer Buhldirne kann nicht zurückgefordert werden.

188. Wenn ein Zunftangehöriger (Handwerker) ein Kind zur „Großziehung" übernimmt und ihm sein Handwerk lehrt, so kann es nicht zurückgefordert werden.

---

1) Das Gegenstück zur ersteren. Beide leben im Tempel und erhalten deshalb nicht vollen Anteil.

2) Umfaßt die beiden in § 181 genannten.

3) Ilku Nutzung, Vgl. § 27. Haben die Geschwister die Nutzung? Oder der Tempel? Es würde sich hier um eine für die Familie noch vorteilhaftere Versorgung der Töchter handeln als in § 181, dafür allerdings dann freie Verfügung über den Nachlaß.

4) Tarbît also unserem „Adoptivkind" entsprechend.

5) Palast aber auch = Staat, s. S. 11 Anm. 3.

189. Wenn er ihn sein Handwerk nicht gelehrt hat, so kann dieser Großgezogene in sein Vaterhaus zurückkehren.

190. Wenn jemand ein Kind, das er als Sohn angenommen und großgezogen hat, nicht mit seinen Kindern hält, so kann dieser Großgezogene in sein Vaterhaus zurückkehren.

191. Wenn jemand, der ein Kind als seinen Sohn angenommen und großgezogen hat, einen Hausstand begründet und darauf Kinder hat und jenen Großgezogenen zu verstoßen beabsichtigt, so soll jener Sohn nicht (einfach) seines Weges gehen. Sein Ziehvater soll ihm von seinem Vermögen ein Drittel seines Kindesanteils geben und dann soll er gehen. Von Feld, Garten und Haus soll er ihm nichts geben.

192. Wenn ein Sohn eines „Buhlen" oder einer Buhldirne zu Ziehvater oder Ziehmutter sagt: „Du bist nicht mein Vater oder meine Mutter", so soll man ihm die Zunge abschneiden.

193. Wenn ein Sohn eines „Buhlen" oder einer Buhldirne nach seinem Vaterhause verlangt (?), von Ziehvater und Ziehmutter sich abwendet und in sein Vaterhaus geht, dem soll man das Auge ausreißen.

194. Wenn jemand sein Kind zu einer Amme[1] giebt und das Kind in deren Händen stirbt, die Amme aber ohne Wissen von Vater und Mutter ein anderes Kind großsäugt, so soll man sie überführen, daß sie ohne Wissen von Vater und Mutter ein anderes Kind großgesäugt hat und ihr die Brust abschneiden.

195. Wenn ein Sohn seinen Vater schlägt, so soll man ihm die Hände abhauen.

196. Wenn jemand einem Andern das Auge zerstört, so soll man ihm sein Auge zerstören.[2]

197. Wenn er einem Andern einen Knochen zerbricht, so soll man ihm seinen Knochen zerbrechen.

198. Wenn er das Auge eines Freigelassenen zerstört oder den Knochen eines Freigelassenen zerbricht, so soll er 1 Mine Silber zahlen.

199. Wenn er das Auge von jemands Sklaven zerstört oder den Knochen von jemands Sklaven zerbricht, so soll er die Hälfte seines Preises bezahlen.

---

1) In deren Haus! Die gewöhnliche Art, Kinder durch Ammen aufzuziehen.

2) Die biblischen Stellen für das jus talionis sind 2. Mos. 21, 24; 3. Mos. 24, 20; 5. Mos. 19, 21; (Matth. 5, 38).

200. Wenn jemand die Zähne von einem andern seinesgleichen ausschlägt, so soll man seine Zähne ausschlagen.

201. Wenn er die Zähne eines Freigelassenen ausgeschlagen hat, soll er 1/3 Mine Geld (Silber) zahlen.

202. Wenn jemand den Körper eines andern, der höher steht als er, schlägt, so soll man ihm öffentlich mit der Peitsche aus Ochsenhaut 60 aufhauen.

203. Wenn ein Freigeborener[1] den Körper eines Freigeborenen von gleichem Range schlägt, so soll er 1 Mine Geld (Silber) zahlen.[2]

204. Wenn ein Freigelassener den Körper eines Freigelassenen schlägt, so soll er 10 Sekel Geld (Silber) zahlen.

205. Wenn der Sklave eines Freien den Körper eines Freien schlägt, soll man ihm sein Ohr abschneiden.

206. Wenn jemand einen andern im Streite schlägt und ihm eine Wunde beibringt, so soll er schwören: „mit Wissen (Willen) habe ich ihn nicht geschlagen" und den Arzt bezahlen.

207. Wenn er von seinem Schlage stirbt, so soll er ebenfalls (so) schwören, und wenn er ein Freigeborener war, 1/2 Mine Geld (Silber) zahlen.

208. Wenn es ein Freigelassener war, soll er 1/3 Mine zahlen.

209. Wenn jemand eine Freigeborene schlägt, so daß sie ihren Fötus verliert, der soll 10 Sekel Geld für ihren Fötus zahlen.

210. Wenn jenes Weib stirbt, so soll man seine Tochter töten.

211. Wenn eine aus freigelassenem Stande durch den Schlag den Fötus verliert, so soll er 5 Sekel Silber zahlen.

212. Wenn dieses Weib stirbt, soll er 1/2 Mine zahlen.

213. Wenn er jemands Magd schlägt und diese ihren Fötus verliert, so soll er 2 Sekel Silber zahlen.

214. Wenn diese Magd stirbt, soll er 1/3 Mine zahlen.

215. Wenn ein Arzt jemandem eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn heilt, oder wenn er jemand eine Geschwulst[1] mit dem Operationsmesser öffnet, und das Auge erhalten bleibt, so soll er 10 Sekel Silber erhalten.

216. Wenn es ein Freigelassener war, so erhält er 5 Sekel.

217. Wenn es jemands Sklave war, so soll dessen Eigentümer dem Arzt 2 Sekel geben.

---

1) Hier wird durch den Ausdruck (mâr ameli) ausdrücklich das „Freigeboren" hervorgehoben.

2) Eine hohe Summe (vgl. §§ 198. 207).

218. Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn tötet, oder jemand eine .....[1] mit dem Operationsmesser öffnet und das Auge wird zerstört, so soll man ihm die Hände abhauen.

219. Wenn ein Arzt dem Sklaven eines Freigelassenen mit dem Operationsmesser eine schwere Wunde macht und ihn tötet, soll er einen Sklaven für den Sklaven ersetzen.

220. Wenn er ihm seine .....[1] mit dem Operationsmesser geöffnet hat und das Auge zerstört wurde, so soll er seinen halben Preis bezahlen.

221. Wenn ein Arzt den zerbrochenen Knochen jemandes heilt oder kranke Weichteile heilt, so soll der Kranke dem Arzte 5 Sekel Silber geben.

222. Wenn es ein Freigelassener war, soll er 3 Sekel geben.

223. Wenn es ein Sklave war, so soll dessen Eigentümer dem Arzte 2 Sekel geben.

224. Wenn der Arzt der Rinder oder Esel einem Rinde oder Esel eine schwere Wunde macht und das Tier heilt, so soll der Eigentümer $1/_6$ Sekel dem Arzte als Lohn geben.

225. Wenn er dem Rinde oder Esel eine schwere Wunde macht und es tötet, so soll er $1/_4$ seines Preises dem Eigentümer geben.

226. Wenn der Scherer[2] ohne Wissen des Herrn eines Sklaven das Sklavenzeichen eines unverkäuflichen Sklaven ihm einprägt, so soll man diesem Scherer die Hände abschneiden.

227. Wenn jemand einen Scherer täuscht und ihn das Sklavenzeichen eines unverkäuflichen Sklaven einprägen läßt, so soll man ihn töten und in seinem Hause verscharren. Der Scherer soll schwören: „Ich habe ihn nicht mit Wissen gezeichnet“ und schuldlos sein.

228. Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und es vollendet, so soll er für das Sar bebauter Fläche 2 Sekel Silber ihm zum Geschenk[3] geben.

229. Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und es nicht fest ausführt und das Haus, das er gebaut, stürzt ein und

---

1) Das Wort (nagabti) könnte Höhlung oder Spalte bedeuten. Es handelt sich dabei stets um das Auge (§ 220); der Gedanke an die Staaroperation liegt also nahe.

2) Vgl. § 127.

3) so! Beim Arzte (§ 224) steht das Wort für Lohn, das bei Lohnarbeitern angewendet wird.

schlägt den Eigentümer tot, so soll jener Baumeister getötet werden.

230. Wenn es den Sohn des Eigentümers totschlägt, so soll der Sohn jenes Baumeisters getötet werden.

231. Wenn es einen Sklaven des Eigentümers erschlägt, so soll er Sklaven für Sklaven dem Eigentümer des Hauses geben.

232. Wenn es Gut vernichtet, soll er alles, was es vernichtet hat, ersetzen, und weil er das von ihm erbaute Haus nicht fest ausgeführt hat, sodaß es einstürzte, soll er aus eigenem Besitze das eingestürzte Haus aufführen.

233. Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und hat es nicht völlig aufgeführt; wenn die Mauer baufällig wird, so soll der Baumeister von eigenem Gelde die Mauer fest machen.

234. Wenn ein Schiffer[1] ein Schiff von 60 Gur für jemand baut, so soll (dieser) ihm 2 Sekel Silber zum Geschenk[2] geben.

235. Wenn ein Schiffer ein Schiff für jemand baut und es nicht fest macht; wenn im selben Jahre das Schiff abgeschickt wird und (= auf einer Reise) einen Schaden erleidet, so soll der Schiffer das Schiff abbrechen und aus eigenem Gute fest bauen; das feste Schiff soll er dem Schiffseigentümer geben.

236. Wenn jemand sein Schiff einem Schiffer zur Miete giebt und der Schiffer nachlässig ist und das Schiff wrack macht oder zu Grunde richtet, so soll der Schiffer ein Schiff dem Schiffseigentümer zum Ersatz geben.

237. Wenn jemand einen Schiffer und (sein) Schiff heuert, es mit Getreide, Kleidung (Wolle?), Öl, Datteln und allem sonstigen, das zur Ausstattung gehört, versieht; wenn jener Schiffer nachlässig ist, das Schiff wrack macht und seinen Inhalt zu Grunde richtet, so soll der Schiffer das Schiff, das er wrack gemacht und alles was er darin zu Grunde gerichtet hat, ersetzen.

238. Wenn ein Schiffer das Schiff jemandes wrack macht, aber es rettet, so soll er die Hälfte seines Preises in Silber zahlen.

239. Wenn jemand einen Schiffer heuert, so soll er ihm 6 Gur Getreide für das Jahr geben.

---

1) Dasselbe Wort für Schiffer und Schiffsbauer.

2) Vgl. § 228. Die zwei Sekel sind der Satz für je 60 Gur, die als Maß für ein Schiff (vgl. „Tonne") gelten. Es werden Schiffe von 60 bis herab zu 5 Gur unterschieden.

240. Wenn ein Ruderschiff ein Segelschiff[1] anrennt und wrack macht, so soll der Herr des Schiffes, das wrack geworden ist, vor Gott Recht suchen; der vom Ruderschiffe, der das Segelschiff wrack gemacht hat, sein Schiff und alles was zu Grunde gegangen ist, ihm ersetzen.

241. Wenn jemand ein Rind zu erzwungener Arbeit[2] zwingt, soll er $1/_3$ Mine Silber zahlen.

242. Wenn jemand (das Rind) für 1 Jahr mietet, so soll er als Miete des Ackerochsen 4 Gur Getreide,

243. als Miete des Herdenochsen (?) 3 Gur Getreide dem Besitzer geben.

244. Wenn jemand ein Rind oder einen Esel mietet und im Felde ein Löwe ihn tötet, so trifft das seinen Besitzer.

245. Wenn jemand einen Ochsen mietet und ihn durch schlechte Behandlung oder Schläge tötet, so soll er Ochsen für Ochsen dem Eigentümer ersetzen.

246. Wenn jemand einen Ochsen mietet und er bricht ihm ein Bein, zerschneidet ihm das Nackenband, so soll er Ochsen für Ochsen dem Eigentümer ersetzen.

247. Wenn jemand einen Ochsen mietet und ihm ein Auge ausschlägt, so soll er die Hälfte seines Preises dem Eigentümer geben.

248. Wenn jemand einen Ochsen mietet nnd ihm ein Horn abbricht, den Schwanz abschneidet oder die Maulteile beschädigt, soll er Silber $1/_4$ seines Preises zahlen.

249. Wenn jemand einen Ochsen mietet und Gott (ein Zufall) ihn schlägt, er stirbt, so soll der Mieter bei Gott schwören und schuldlos sein.

250. Wenn ein Ochse beim Gehen auf der Straße (Markt?) jemand stößt und tötet, so soll diese Rechtsfrage keinen Anspruch bieten.

251. Wenn jemands Ochse stößig ist und man ihm seinen Fehler, als stößig, angezeigt hat, er seine Hörner nicht umwunden (?), den Ochsen nicht gehemmt hat, und der Ochse stößt einen Freigeborenen und tötet ihn, so soll er $1/_2$ Mine Silber zahlen.

252. Wenn er den Sklaven jemands tötet, so soll er $1/_3$ Mine zahlen.

---

1) Ob der Unterschied der beiden unterschiedenen Schiffsarten (vgl. § 275, 276) der in der Übersetzung gegebene ist, ist nicht sicher. Das „Ruderschiff" ist nach § 276 das kleinere.

2) Vgl. § 114. 115.

253. Wenn jemand einen andern dingt um sein Feld (Landgut) zu warten, ihm die Aussaat (?) übergiebt, das Spannvieh anvertraut, das Feld zu bestellen ihn verpflichtet; wenn jener Getreide oder Pflanzen stiehlt und für sich nimmt, so soll man ihm die Hände abhauen.

254. Wenn er die Aussaat (?) für sich nimmt, das Spannvieh nicht benutzt, soll er den Betrag des Bestellgetreides (?) ersetzen.

255. Wenn er das Rindvieh des Mannes für Miete (weiter) gegeben oder das Saatkorn stiehlt, auf dem Felde nichts baut, so soll man ihn überführen und er soll für 100 Gan 60 Gur Getreide zahlen.

256. Wenn seine Gemeinde (Gau) nicht für ihn einzutreten (zu zahlen) vermag,[1] so soll man ihm auf jenem Felde (Landgut) beim Vieh lassen.

257. Wenn jemand einen Feldarbeiter (?) mietet, soll er ihm 8 Gur Getreide jährlich geben.

258. Wenn jemand einen Ochsenknecht (?) mietet, soll er ihm 6 Gur Getreide jährlich geben.

259. Wenn jemand ein Wasserrad vom Felde stiehlt, soll er 5 Sekel Silber dem Besitzer geben.

260. Wenn er einen Schöpfeimer[2] oder einen Pflug stiehlt, soll er 3 Sekel Silber geben.

261. Wenn jemand einen Hüter (Weideknecht) um Rinder und Kleinvieh zu weiden mietet, soll er ihm 8 Gur Getreide jährlich geben.

262. Wenn jemand ein Rind oder ein Schaf . . . . . . (abgebrochen).

263. Wenn er das Rind oder ein Schaf, die ihm gegeben worden sind, zu Grunde richtet, soll er Rind für Rind, Schaf für Schaf ihrem Eigentümer ersetzen.

264. Wenn ein Hirt, dem Rindvieh oder Kleinvieh zum weiden übergeben worden sind, der seinen Lohn, wie festgesetzt (?), erhalten hat und befriedigt worden ist, das Rindvieh oder das Kleinvieh ver-

---

1) Also die Gemeinde — das Dorf — haftet für die Verpflichtung des Einzelnen.

2) Jetzt shaddûf, der Eimer an einem Schwengel, der dazu dient, das Wasser aus dem Flusse (Kanal) auf das höher gelegene Feld zu schöpfen. Er wird von einem Manne in Bewegung gesetzt, während das Wasserrad durch Tiere getrieben wird.

mindert, den Zuwachs (durch Geburten) kleiner macht, so soll er nach dem Wortlaute seiner Abmachungen Zuwachs und Ertrag liefern.

265. Wenn ein Hirt, dem Rinder und Kleinvieh zum weiden übergeben worden sind, Betrügereien macht, den natürlichen Zuwachs fälscht (= falsche Angaben macht) oder für Silber verkauft, so soll man ihn überführen und 10 fach soll er Rinder und Kleinvieh ihrem Eigentümer ersetzen.

266. Wenn im Stalle (Hürde) ein Schlag von Gott (Unfall) sich ereignet oder ein Löwe es (= Vieh) tötet, so soll der Hirte vor Gott sich reinigen (Unschuld beweisen) und den Unfall im Stalle dessen Eigentümer tragen.

267. Wenn der Hirt etwas versieht, im Stalle (Hürde) ein Schaden entsteht, so soll der Hirt den Fehler des Schadens, den er im Stalle verursacht hat, an Rindern oder Kleinvieh herstellen (ersetzen) und dem Eigentümer geben.

268. Wenn jemand einen Ochsen zum Dreschen mietet, so beträgt der Lohn 20 Ka Getreide.

269. Wenn er einen Esel zum Dreschen mietet, ist der Lohn 20 Ka Getreide.

270. Wenn er ein junges Tier zum Dreschen mietet, ist der Lohn 10 Ka Getreide.

271. Wenn jemand Ochsen, Karren und den Treiber mietet, soll er für den Tag 180 Ka Getreide geben.

272. Wenn jemand einen Karren allein mietet, soll er für den Tag 40 Ka Getreide geben.

273. Wenn jemand einen Lohnarbeiter mietet, so soll er ihm von Neujahr bis zum fünften (!) Monate 6 Groschen[1] Silber für den Tag geben, vom sechsten Monat bis zum Ende des Jahres soll er ihm 5 Groschen für den Tag geben.[2]

274. Wenn jemand einen (zünftigen) Handwerker mietet, so soll er als Lohn des . . . 5 Groschen, als Lohn des Töpfers (?) 5 Groschen, des Schneiders 5 Groschen, des . . . ? Groschen, des . . . ? Groschen, des . . . ? Groschen, des Zimmermanns 4 Groschen,

---

1) Das Wort ist gewählt zur Bezeichnung des sonst noch nicht näher bestimmten Unterteiles des Sekels (hebräisch gerah?).

2) Die ersten 5 Monate (April bis August) sind die mit den langen Tagen und mit der Erntearbeit. Die Einteilung hat aber auch einen kalendarisch-astronomischen Grund, insofern die Monate zu 5 + 7 eingeteilt werden. Diese Einteilung soll noch jetzt beim Wohnungsmieten und Mägdedingen in Ansbach gebräuchlich sein.

des Seilers (?) 4 Groschen, des . . . ? Groschen, des Maurers ? Groschen für den Tag geben.

275. Wenn jemand ein (Segelschiff) mietet, soll er für den Tag 3 Groschen Silber als Miete.

276. Wenn er ein Ruderschiff[1] mietet, $2^1/_2$ Groschen für den Tag geben.

277. Wenn jemand ein Schiff von 60 Gur mietet, soll er für den Tag $^1/_6$ Sekel Silber als Miete geben.

278. Wenn jemand einen Sklaven oder eine Sklavin kauft und vor Ablauf eines Monats die bênu-Krankheit sie befällt, soll er sie dem Verkäufer zurückgeben und der Käufer das Silber, das er gezahlt, zurückerhalten.

279. Wenn jemand einen Sklaven oder eine Sklavin kauft und ein Anspruch[2] auf sie erhoben wird, so haftet der Verkäufer für den Anspruch.

280. Wenn jemand in fremdem Lande einen Sklaven oder eine Sklavin eines andern[3] kauft; wenn er ins Land kommt und der Eigentümer seinen Sklaven oder seine Sklavin erkennt; wenn Sklave oder Sklavin Landeskinder sind, soll er sie ohne Geld(entschädigung) zurückgeben.[4]

281. Wenn sie aus einem andern Lande stammen, soll der Käufer vor Gott das Silber, das er bezahlt hat, angeben und der Eigentümer das dafür gezahlte Silber dem Geschäftsmann geben und Sklaven oder Sklavin erhalten.

282. Wenn ein Sklave zu seinem Herrn sagt: „Du bist nicht mein Herr", wenn man ihn dessen überführt, soll ihm sein Herr das Ohr abschneiden.

Rechtsbestimmungen, welche Hammurabi, der weise König, festgesetzt, dem Lande gerechtes Gesetz und eine fromme Satzung gelehrt hat. Hammurabi, der schützende König bin ich. Den Menschen, die Bel mir geschenkt, deren Regierung Marduk mir gegeben hat, entzog ich mich nicht, war nicht säumig, eine Wohnstätte des Friedens verschaffte ich ihnen. Steile Engen erschloß ich, Licht ließ ich über sie erstrahlen. Mit der mächtigen Waffe, welche Zamama und Istar mir verliehen, mit dem Scharfblick, den Ea mir bestimmt, mit der Weisheit, die Marduk mir gegeben, habe ich die Feinde oben und unten (in Nord und Süd) ausgerottet, die Erde unterworfen, dem Lande Wohlbefinden geschafft,

1) Über die Bezeichnung der Schiffe vgl. § 240.

2) Seitens eines Dritten.

3) Angehörigen seines Landes.

4) Denn er hätte sie kennen oder sich mit ihnen verständigen können.

die Einwohner der Wohnsitze in Sicherheit wohnen lassen, einen Unruhestifter nicht geduldet. Die großen Götter haben mich berufen, ich bin der Heil bringende Hirte (Herrscher), dessen Stab (Scepter) gerade (gerecht) ist, der gute Schatten (Schirm), der über meine Stadt gebreitet ist; an meiner Brust hege ich die Einwohner des Landes Sumer und Akkad (Babylonien), in meinem Schutz habe ich sie in Frieden ausruhen lassen, in meiner Weisheit[1] sie geborgen. Daß der Starke dem Schwachen nicht schade, um Waisen und Witwen zu sichern, habe ich in Babylon, der Stadt Anus und Bels ihr Haupt erhoben, in (E-)Sagil, dem Tempel, dessen Fundamente feststehen wie Himmel und Erde, habe ich, um das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen, meine kostbaren Worte auf meinen Denkstein geschrieben, vor meinem Bildnisse, als des Königs der Gerechtigkeit,[2] aufgestellt.

Der König, der unter den Stadtkönigen emporragt, bin ich. Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen. Auf Befehl des Shamash, des großen Richters von Himmel und Erde, soll die Gerechtigkeit im Lande aufgehen, auf Geheiß Marduks, meines Herrn, soll meinem Denkmal Zerstörung nicht widerfahren. In (E-)Sagil, das ich liebe, soll mein Name auf ewig genannt werden, der Bedrückte, der eine (Rechts-)Sache hat, soll vor mein Bildnis als König der Gerechtigkeit kommen, die Inschrift lesen, meine kostbaren Worte vernehmen, die Inschrift soll ihm seine Sache zeigen (aufklären), sein Recht soll er sehen (finden), sein Herz froh werden (sodaß er sagt): „Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist, dem Worte Marduks hat er Ehrfurcht verschafft, den Sieg Marduks oben und unten (in Nord und Süd) errungen, das Herz Marduks, seines Herrn, erfreut und Wohlbefinden den Untertanen für immerdar geschaffen, und das Land hat er in Ordnung versetzt". Wenn er die Urkunde gelesen, soll er vor Marduk, meinem Herrn, und Zarpanit, meiner Herrin, mit vollem Herzen beten, dann werden die Schutzgottheiten und die Götter, welche (E-)Sagil betreten, die Gedanken (Wünsche) täglich vor Marduk, meinem Herrn, und Zarpanit, meiner Herrin, gütig befürworten.

Für später, ewig und immerdar: Der König, der im Lande ist, soll die Worte der Gerechtigkeit, die ich auf meinen Gedenkstein geschrieben, beobachten, das Gesetz des Landes, das ich gegeben, die Entscheidungen, die ich verfügt, soll er nicht ändern, mein Denkmal nicht beschädigen. Wenn dieser Fürst Weisheit hat und sein Land in Ordnung zu halten vermag, so soll er die Worte, welche ich in die Inschrift geschrieben, beachten; die Richtschnur, Satzung und das Gesetz des Landes, das ich gegeben, die Entscheidungen, die ich getroffen, soll die Inschrift ihm zeigen, seine Untertanen soll er (danach) regieren, ihnen Recht sprechen, Entscheidungen geben, aus seinem Lande Böse und Frevler ausrotten, seinen Untertanen Wohlbefinden schaffen.

Hammurabi, der König der Gerechtigkeit, dem Shamash das Recht geschenkt hat, bin ich. Meine Worte sind wohlerwogen, meine Taten haben nicht ihresgleichen, den Hohen zu erniedrigen (?), den Stolzen zu demütigen, den Hochmut

---

1) Das Wort bezeichnet gleichzeitig: Tiefe, also Ort der Sicherheit (Keller etc.).

2) d. h. er ist darauf als „König der Gerechtigkeit" (Gesetzgeber) dargestellt; s. die Abbildung.

auszutreiben. Wenn jener Fürst auf meine Worte, die ich in meine Inschrift geschrieben, achtet, mein Gesetz nicht beschädigt, meine Worte nicht vertauscht, mein Denkmal nicht ändert, so möge jenem Fürsten wie mir, dem König der Gerechtigkeit, Shamash seine Regierung lang machen, seine Untertanen in Gerechtigkeit soll er regieren. Wenn jener Fürst meine Worte, die ich in meine Inschrift geschrieben, nicht beachtet, meine Flüche verachtet, den Fluch Gottes nicht fürchtet, das Gesetz, das ich gegeben, austilgt, meine Worte vertauscht, mein Denkmal ändert, meinen Namen auslöscht, seinen Namen hinschreibt[1] oder wegen jener Flüche einen andern damit beauftragt, jener Mensch: ob König oder Herr, Patesi oder Bürger, wie immer er heißt, der große Gott,[2] der Vater der Götter, welcher meine Herrschaft befohlen hat, möge ihm den Glanz des Königtums entziehen, sein Scepter zerbrechen, sein Geschick verfluchen. Bel der Herr, der das Geschick bestimmt, dessen Befehl nicht geändert wird, der mein Königtum groß macht, eine Empörung die seine Hand nicht bändigt, den Wind(?) seines Unterganges gegen seine Wohnstätte lasse er wehen, Regierungsjahre des Seufzens, geringe Lebensdauer, Jahre der Hungersnot, eine Finsternis ohne Licht, einen Tod mit sehenden Augen soll er ihm als Schicksal bestimmen; den Untergang seiner Stadt, die Verstreuung seiner Untertanen, seine Herrschaft abzuschaffen, seinen Namen und Gedenken im Lande zu beseitigen, möge er mit seinem gewichtigen Munde befehlen. Beltis, die große Mutter, deren Befehl im E-kur[3] gewichtig ist, die Herrin, welche meinen Wünschen gütiges Gehör verschafft, an der Stätte des Gerichtes und der Entscheidung,[4] soll vor Bel seine Sache schlecht machen, Verheerung seines Landes, Vernichtung seiner Untertanen, Ausgießung seines Lebens, wie Wasser, in den Mund Bels des Königs legen. Ea, der große Fürst, dessen Schicksalsbeschlüsse vorgehen, der Denker der Götter, der alles weiß, welcher lang macht die Tage meines Lebens, soll Verstand und Weisheit ihm entziehen, in Vergessenheit ihn führen, seine Flüsse in der Quelle sperren, in seinem Lande das Getreide, den Lebensunterhalt der Menschen, nicht wachsen lassen. Shamash, der große Richter von Himmel und Erde, welcher aufrecht hält alle Lebewesen, der Herr des Lebensmutes, soll sein Königtum zerschmettern, sein Recht nicht ausführen, seinen Weg aufheben, den Marsch seiner Truppen vernichten, in seinem Traumgesicht böse Vorzeichen von der Ausrottung des Fundamentes seines Thrones und dem Untergange seines Landes ihm geben, die Verurteilung durch Shamash soll ihn sofort ereilen, oben unter den Lebenden, unten in der Erde seinen Geist soll er das Wasser entbehren lassen. Sin, der Herr des Himmels, der Gott-Vater, dessen Sichel unter den Göttern aufleuchtet, Krone und Königsthron soll er ihm entziehen, schwere Schuld, großes Vergehen, das von ihm nicht weicht, soll er ihm auferlegen. Tage, Monate und Jahre seiner Regierung vollende er in Seufzen und Tränen, die Last der Herrschaft vergrößere er ihm, ein Leben, das dem Tode gleicht, bestimme er ihm als Geschick. Adad, der Herr der Fruchtbarkeit, der Fürst von Himmel und Erde, mein Helfer, soll

1) Wie es der elamitische Eroberer Shutruk-nachunte alles getan hat oder beabsichtigte.

2) Anu.

3) Der Teil des Weltalls, in dem die Götter wohnen: „Olymp“.

4) Also vor Bel als Bestimmer alles dessen, was auf Erden wie im Weltall geschieht.

den Regen am Himmel, die Wasserflut in den Quellen ihm vorenthalten, sein Land in Hungersnot und Mangel vernichten, über seine Stadt gewaltig zürnen, sein Land zu Sintfluthügeln[1] machen. Zamama, der große Krieger, der Erstlingssohn des E-kur, der zu meiner Rechten geht, soll auf der Walstatt seine Waffe zerbrechen, den Tag ihm in Nacht verkehren, seinen Feind über ihn triumphieren lassen. Istar, die Herrin von Schlacht und Kampf, die meine Waffen entfesselt, mein gütiger Schutzgeist, die meine Regierung liebt, in ihrem zornigen Herzen, in ihrem großen Grimm, soll sein Königtum verfluchen, seine Gnade in Unheil wenden, am Orte von Schlacht und Kampf seine Waffe zerbrechen. Ordnungslosigkeit und Aufruhr ihm schaffen, seine Krieger niederschlagen, ihr Blut soll die Erde trinken, die Haufen der Leichen seiner Truppen soll sie im Felde hinwerfen, ein Leben des Erbarmens ihm nicht gewähren, ihn selbst in die Hand seiner Feinde geben, gefangen ihn in das Land seiner Feinde bringen.[2] Nergal, der mächtige unter den Göttern, dessen Kampf unwiderstehlich ist, der mir Sieg verleiht, in seiner großen Gewalt wie einen schwachen Rohrhalm soll er seine Untertanen verbrennen, mit seiner mächtigen Waffe schneide er ab seine Glieder, wie ein irdenes Bild zerbreche er ihn. Nin-tu, die erhabene Herrin der Länder, die gebärende Mutter, versage ihm den Sohn, einen Namen gewähre sie ihm nicht, unter den Menschen schaffe sie ihm keine Nachkommenschaft. Nin-karak, die Tochter Anus, welche mir Gnade zuspricht, im E-kur soll sie ihm schwere Krankheit, böses Fieber, schlimme Wunden, die nicht geheilt werden, deren Wesen der Arzt nicht kennt, die er mit einem Verbande nicht behandeln kann, welche wie der Biß des Todes nicht beseitigt werden können, über seine Glieder kommen lassen, bis sie sein Leben vernichten. Über seine Lebenskraft soll er jammern, die großen Götter von Himmel und Erde, die Anunnaki in ihrer Gesamtheit, sollen die Umrisse des Tempels, die Mauern dieses E-barra,[3] seine Regierung, sein Land, seine Krieger, seine Untertanen und seine Truppen, mit Fluch und Unheil belegen, Bel soll mit gewaltigem Fluche aus seinem Munde, der nicht geändert wird, ihn verfluchen, sofort ihn treffen.

---

1) So werden die Tels (Ruinenhügel) genannt, unter denen verschollene Städte lagen. Sie werden als von der Sintflut herrührend angesehen.

2) Man vergleiche diesen Fluch mit dem Schicksal unterlegener Könige, wie es die assyrischen Inschriften so häufig schildern.

3) Der Sonnentempel von Sippar, wo die Stele also stand.

Alphabetische Inhaltsübersicht
von Dr. Richard Thurnwald.

Die Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Paragraphen.

Acht, Familien-Acht 158.
Gemeinde-Acht 154.
Ackerbau 27 ff., 36 ff., 178.
Adoption 185 ff.
Ammen 194.
Ämter 2—5, 16, 34 ff., 172, 177.
Amtswegen, Einschreiten des Richters 177.
Anfechtung 278 ff.
Ankläger 1, 3, 5, 10, 11, 13, 127.
Arbeiter 253 ff., 258, 273.
Ärzte 215 ff.
Aufbewahrung 112, 122 ff.
Auswanderung 136.

Baumeister 228.
Begnadigung 129.
Beisitzer 7, 9 ff., 106, 107, 120, 122 ff.
Belohnung 17.
Bestechung 4.
Betrügerische Geschäfte 278 ff.
Bewässerung 53—56, 259, 260.
Bewegliches Eigentum 112.
Blutschande 154, 155, 157, 158.
Brandmarken 127, 226, 227.
Buhle 187, 192, 193.
Buhldirne 178 ff. und siehe „Buhle".
Bußen siehe „Straftaxen" und „Vermögensstrafen".

Darlehen 48 ff.
Datteln 237.
Diebstahl 6 ff., 14.
Dreschen 268 ff.

Ehe, Bruch 129, 143.
„ Frau 127.
„ Hindernis 161.
„ Schenkung unter Gatten 150.
„ Schließung 130, 155, 156.
„ Schulden 151, 152.
„ mit Sklaven 175, 176.
„ Trennung 136 ff., 148, 149.
„ Vertrag 128.

Ehrerbietung, Verletzung der, 195.
Eid 9, 23, 29, 120, 126.
Eigentum, freies, am Grund und Boden 38, 39.
Einbruch 20.
Enterbung 168, 169, 191.
Entschädigung 22 ff.
Erbgang 137, 150, 162 ff., 165, 167, 170, 177, 180, 183, 184.
Esel 7, 8, 224, 225, 244, 267, 269.

Feldarbeiter 253 ff.
Freigelassene 8, 140, 175, 176, 198, 201, 204, 211, 216, 222.

Gabe (Morgengabe) 171, 172.
Gärtner 60 ff.
Gemeinde (?) Gau (?) 32, 256.
Geschäftsmann siehe Tamkar.
Geschenk (Mitgift) 137, 139, 140, 164, 167.
Gottesurteil 2.

Haftung 278 ff.
Handelsgeschäft 40 ff.
Handwerker 274, auch 188, 189.
Hauptmann 26 ff.
Heer 26.
Hehlerei 6.
Hirten 57, 58, 264 ff., auch 261 (Viehhüter).
Hof 6, 8, 18.
Holzfällen 159.

Jungfrau (Gottgeweihte) 110, 127, 178 ff.

Karrenmiete 271, 272.
Kleinvieh 35, 264, 265.
König 34, 35, siehe auch „Hof".
Kriegsgefangenschaft 27—29, 31, 133—135.

Lehen 34 ff.
„ Vererbung 28, 29.
„ Verpflichtungen des Besitzers 30 ff.

Lehensvieh 35.
Lohnarbeiter 273.

Magdkinder 170, 171.
Mahlschatz 138 ff., 159 ff.
Major domus 16.
Maurer 274.
Mieten von Vieh 242 ff.
Milch 178.
Mitgift siehe „Geschenk“.
Morgengabe siehe „Gabe“.

Nebenfrauen 137, 144 ff., auch 170, 171.

Ochsenknecht 258.
Ödland 44, 63.
Öl 104, 178, 237.

Pacht 42 ff.
Polizei 16, 192, 193.
Prostituierte s. „Buhle“ u. „Buhldirne“.

Raub siehe „Straßenraub“.
Richter 5, 124, 168, 172, 177.
Rind 7, 8, 35, 224, 225, 241 ff., 261 ff.

Schaf 7, 8, 262.
Schenkwirtin 108 ff.
Scherer (127) 226, 227.
Schiffbauer 234.
Schiffer 239, 275—277.
Schiffmiete 236 ff., 275 ff.
Schneider 274.
Schuldknechtschaft 114 ff., 151, 152, 214, 230.
Schuldverbindlichkeit, Erfüllung 48 ff.
Schwein 8.
Seiler (?) 274.
Sesam 49 ff.
Sicherstellung 49 ff.
Sklaven 15 ff., 116 ff., 144, 146, 170, 171, 175, 176, 213, 214, 217, 219, 223, 226, 227, 231, 252, 278 ff.
Spannvieh 271.
Speichermiete 120, 121.
Strafformen siehe „Vermögensstrafen“, „Straftaxen“, „Verstümmelungen“ und „Todesstrafe“.
Strafprinzip 196 ff., 230.
Straftaxen 59, 114, 116, 156, 198, 201, 203, 204, 207—209, 211 bis 214, 241, 251, 252.
Straßenraub 22.

Tamkar 40, 49 ff., 100 ff.
Teilbau 46.
Tempel 24, 32.
Tempeldirne 181, 182.
Tempeljungfrau 181, 182.
Tierärzte 224.
Todesstrafe 3, 6—16, 25, 129, 130, 133, 143, 155, 227, 229, 230.
Töpfer (?) 274.
Totschlag 195.
Trennung der Ehe siehe unter „Ehe“.

Unlautere Rechtsgeschäfte 278 ff.
Unterpacht 47.

Verkehrsmittel siehe „Karrenmiete“ und „Schiffer“.
Verletzung, schwere körperliche 206 ff.
Verleumdung 1, 3, 11, 127, 131, 132.
Vermögensstrafen 2, 4, 5, 8, 12, 26, 57, 58, 106, 107, 112, 199, 206, 219, 220, 238.
Verstümmelung 127, 192 ff., 253.
Viehhüter siehe „Hirten“.

Waisenfürsorge 177, auch 28, 29.
Wehrpflicht 26 ff.
Weide 57, 58.
Wertverhältnis zwischen Silber und Getreide 51.
Wolle 104, 237 (Kleider).

Zauberei 1, 2.
Zeugen siehe „Beisitzer“.
Zeugnis, falsches 3.
Zinsen 48 ff., 100 ff.
Zwischenhändler 100 ff.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Vierter Jahrgang

		Seite
1.	Messerschmidt, Dr. Leopold, Die Hettiter . . .	1
2.	v. Oefele, Dr. med., Keilschriftmedizin in Parallelen	33
3.	Šanda, Dr. Albert, Die Aramäer	65
4.	Winckler, Dr. Hugo, Die Gesetze Hammurabis .	97



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Die Amarna-Zeit

Ägypten und Vorderasien
um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna

von

Carl Niebuhr

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang (1899), Heft 2.

I. Auffindung und Art der Thontafeln.

Schon um das Jahr 1820 war es in Europa bekannt, daß in Mittelägypten, am östlichen Nilufer der Strecke Minieh-Siut, die Ruinen einer großen altägyptischen Stadt lägen. Die preußische Forschungsexpedition von 1842—45 nahm den Punkt gebührend wahr. In der That fand sich hier, etwa 80 Kilometer südlich von Minieh, ein ausgedehntes Trümmerfeld vor, das bei dem Dorfe Schech Kandîl beginnt und ein landwärts von Felsen umgebenes Thal füllt, welches nach dem Fellachenweiler El-Amarna benannt ist. Auch der Grundriß der Stadt war noch leicht zu erkennen: man konnte die regelmäßig laufenden Straßenzüge verfolgen und die Reste des groß angelegten Haupttempels bewundern. Bisher ist dieses Beispiel einer Städte-Anlage aus alter Zeit in Ägypten vereinzelt geblieben, um so mehr, als Privatbauten damals wie heut aus lockerem Material aufgeführt wurden. Daß gerade die Ruinen bei El-Amarna dem raschen Verschwinden entgangen sind, danken wir nur dem frühen und gewaltsamen Untergange ihrer einstmaligen Herrlichkeit und der völligen Verödung, welche darauf eintrat. Aus den zahlreichen Grotten der das Thal schließenden Felswände kam Licht über die Bedeutung des Platzes. Hier lagen die Gräber der vornehmeren Bewohner, mit Inschriften und eigentümlichen Abbildungen versehen. Da zeigte sich, daß man auf der Stätte von Chut-Aten stand, der Residenz des Königs Amenophis IV., welche dieser um 1380 v. Chr. eigens erbauen ließ und die bald nach seinem Tode wieder zerstört wurde.

Zu Anfang 1888 gruben einige Fellachen unweit des Trümmerfeldes nach Mergel und stießen dabei auf eine Anzahl vermorschter Holzkisten, mit Thontafeln angefüllt, die auf beiden Seiten eng bekritzelt waren. Die braunen Gesellen mögen nicht wenig erfreut gewesen sein, als sie sich im Besitz von mehreren Hundert solcher marktgängigen Altertümer sahen, für die ihnen der fränkische Käufer gewiß viele gute Napoleons geben würde. „Und um der Früchte mehr zu haben", zerschlugen sie die besonders großen Exemplare unter den Tafeln je nachdem in zwei oder vier Teile, manchmal zu

schmerzlichem Schaden der nachherigen Entzifferungsarbeit. Doch sehr bald wurde die Sache ruchbar, die Regierung griff ohne Verzug ein, und so wurde fast der ganze Fund noch rechtzeitig geborgen, der Zerstreuung der einzelnen Tafeln und Bruchstücke vorgebeugt. Es entspricht den am Nil herrschenden Machtverhältnissen genau, daß etwa 80 der besterhaltensten Amarnatafeln sogleich ihren Weg nach London ins Britische Museum nahmen. Einige sechzig wurden dem Museum von Bulak (Kairo) überlassen; über 180 Nummern, darunter freilich auch kleine Fragmente, doch in der Mehrzahl inhaltlich wichtige Urkunden bietend, wurden für das Berliner Museum erworben. Im Privatbesitz sind nur wenige Tafeln des Fundes verblieben.

Obgleich einige Alabasterplatten mit den hieroglyphischen Namen der Könige Amenophis IV. und seines Vaters Amenophis' III. beim Amarna-Fund zu Tage gekommen waren, die offenbar als Verschlußstücke der Kisten gedient hatten, obgleich ferner einige Tafeln Vermerke in roter Tinte und hieratischer Schrift aufwiesen, erkannte man doch sofort, daß alle in babylonischer Keilschrift abgefaßt waren. Die Lesung der jeweiligen Anfangszeilen ergab, daß der Fund einen Teil des ägyptischen Staatsarchivs aus den Zeiten der beiden Amenophis bildete. So bestand die erste der vielen überraschenden Feststellungen, welche jetzt rasch aufeinander folgen sollten, in der Thatsache, daß um 1400 v. Chr. das semitische Babylonisch als Diplomatensprache des Orients gedient hat.

Mit Ausnahme einiger Tafeln, welche mythologischen Inhalts und in Babylonien geschrieben waren, sowie zweier Verzeichnisse von Gegenständen, lagen lauter Briefe vor. Die Mehrzahl rührte von ägyptischen Beamten aus Syrien und Kanaan her, in der Regel an die Adresse ihres Königs gerichtet. Daneben fanden sich Schreiben asiatischer Könige an den ägyptischen Herrscher in größerer Menge und Länge, endlich noch einige Schriftstücke aus der Kanzlei des „Pharao“ selbst, wobei aber zu bemerken ist, daß diese Bezeichnung für die ägyptischen Könige, dem Alten Testament so geläufig, hier anscheinend nirgends vorkommt. Interessant ist die Art, in welcher die Schwierigkeiten der Schrift und der den allermeisten Absendern nicht völlig geläufigen Sprache jeweilig bewältigt wurden. Schon die gelehrten Schreiber des königlichen „Sonnenhauses“ in Ägypten haben unverkennbar ihre liebe Not damit gehabt, und die bereits erwähnten mythologischen Texte aus dem Lande Babel haben als Material hergehalten, ihre Fertigkeit daran zu vervollkommnen. Das

beweisen feine rote Striche, durch die nur hier die einzelnen Wörter von einander getrennt worden sind. Die Statthalter und Beamten darf man gewiß nicht auf Grund ihrer Briefe in gebildetere und einfache Geister scheiden, denn sie bedienten sich gleichfalls berufsmäßiger Schreiber. Von diesen sind die Einen schon sicherer, die Anderen Stümper gewesen, deren Mitteilungen mehr erraten als gelesen sein wollen. Vielfach kommt es vor, daß hinter einem babylonischen Worte noch das entsprechende kanaanäische erscheint, natürlich ebenfalls in Keilzeichen aber mit einem Merkmal versehen, durch das diese Übersetzung als solche angezeigt wird. Die Souveräne Asiens besaßen natürlich nicht minder ihren Stab von Gelehrten wie der Ägypter. Ein kleinerer Fürst, Tarchundarasch von Arsapi, war allerdings nicht so glücklich, jemand um sich zu haben, der einen Brief in babylonischer Sprache abzufassen oder zu lesen verstand; darum wird an ihn in der Sprache seines Landes geschrieben. Der Schreiber des Hethiterkönigs leistete nur eine Art „Küchenfranzösisch", der des Königs von Alaschja beutet sein Wörterverzeichnis aus und schiert sich nicht um Grammatik. Dagegen sind die Briefe des Königs von Mitani schon in dem Ductus abgefaßt, welcher unserer Wissenschaft als der assyrische gilt. Wahrscheinlich stammt diese Schreibweise der Keilzeichen eben aus Mitani. Hier ist also von besonderen Schwierigkeiten im Gebrauch der altorientalischen Diplomatensprache nicht mehr zu reden. Die babylonischen Königsbriefe endlich nehmen Rücksicht auf den ägyptischen Empfänger, indem sie durchgängig Lautzeichen verwenden, so daß sie leicht durchbuchstabiert werden konnten, während ein dem Vorleser ungeläufiges Begriffszeichen Stocken verursacht hätte. — Der Thon, aus dem die Tafeln gebacken sind, verrät auch schon durch seine Farbe und die verschiedene Festigkeit des Materials, woher der betreffende Brief jedesmal stammt. Alle Schattierungen von Blaßgelb bis Rot- und Dunkelbraun sind auf diese Weise vertreten; neben harten, sehr gut lesbar gebliebenen Stücken liegen zerbröckelnde, mürbe Exemplare, welche im Laufe der vierzehn Jahre, seitdem sie wieder der Luft ausgesetzt waren, schon beträchtlich gelitten haben.

II. Hof und Verwaltung der Ägypter.

Die beiden Pharaonen der Amarnazeit gehören der achtzehnten ägyptischen Dynastie an, welche um 1560 v. Chr. das Land von einer langen Fremdherrschaft asiatischer Eindringlinge, der Schasu,

befreit hatte. Bald griff das nationale Herrscherhaus selbst nach Asien hinüber. König Thutmosis III. (1503—1449) eroberte im Laufe vieler und gewiß wechselvoller Kriegszüge Syrien bis zur Bucht von Iskanderun, nach der afrikanischen Seite hin dehnte er die Grenzen des Reiches bis zur Mündung des Atbara in den Nil aus, sodaß der größte Teil Nubiens ihm ebenfalls gehorchte. Der Schrecken seines Namens erlosch auch nicht sogleich; er kam noch den Nachfolgern, deren erster, Amenophis II., übrigens den Ruhm der ägyptischen Waffen thatkräftig gewahrt zu haben scheint, für lange Zeit zu gute. Unsere Thontafeln legen dafür Zeugnis ab, indem sie zweimal an die Tage des starken „Manachbiria" — so lautete der gebräuchliche Vorname Thutmosis' — mit Nachdruck erinnern. Denn seit der Thronbesteigung Amenophis' III. hörte die Kriegslust am Hofe zu Theben auf. Sicherlich gab es in Vorderasien nichts mehr zu gewinnen, außerdem war der neue König anderen Liebhabereien zugewandt. Die beiden berühmten „Memnons"-Kolosse, ihn selbst darstellend, zahlreiche andere Bauten, die bedeutsame Rolle seiner Hauptgemahlin Teje und des wohlgefüllten Harems neben ihr, die Pflege der „Weisheit", welche praktisch wohl sehr stark auf das hinauslief, was man heut „Geistreichigkeit" nennen würde, nicht zuletzt die feierliche Anbetung seiner eigenen göttlichen Abbilder — alle diese Momente sind geeignet, uns ein Bild von dem veränderten Wesen zu geben, welches mit Amenophis III. sich geltend machte. Er regierte 36 Jahre hindurch, lange genug, um die von ihm vertretene Richtung sich ausleben zu lassen. Aber sein Sohn Amenophis IV. war weit entfernt, etwa die Spuren der kriegerischen Ahnen wieder aufzunehmen. Dem Anschein nach mit körperlichen Mängeln behaftet, wollte dieser Sonnensohn sich auf einem Felde versuchen, das oft viel gefährlicher ist als die Walstatt. Er begann eine Reform des ägyptischen Götterdienstes, die, unserm Empfinden nach, auf eine Art von Monotheismus abzielte, und zwar zu Gunsten der Sonnenscheibe, also des Symbols, unter welchem der Gott Ra zu Heliopolis am Delta verehrt wurde.

Wie der König, von dessen Leben als Thronfolger nichts bekannt ist, dazu kam, läßt sich nur vermuten. Gewiß ist, daß die Grundgedanken und Ausdrucksformen des neuen Glaubens schon auf einigen Grabinschriften aus Amenophis' III. Zeit erkennbar sind. Eine entsprechende Bewegung der Geister war also längst im Gange gewesen. Aus dem Verhalten des neuen Königs in der ersten Regierungszeit könnte man schließen, daß er schrittweis vorgehen wollte und

erst durch den Widerstand der mächtigen Priesterschaft des Gottes Amon in Theben gereizt worden sei. Diese Leute handelten natürlich nur im eigenen Interesse, wenn sie auch gelinden Reformversuchen bei guter Zeit entgegentraten; vielleicht hatte aber der Pharao von Anfang an schon den Zweck im Auge, mit Hilfe der neuen Lehre den Einfluß der thebäischen Hierarchie lahmzulegen und seine königliche Gewalt durch fleißige Säkularisationen zu stärken. Der offene Kampf zwischen Amon und der Sonnenscheibe, dem „Aten", entbrannte zwischen dem vierten und sechsten Jahre Amenophis' IV., also bald nach 1380. Und daß der König jetzt seine Hofhaltung aus Theben verlegte, in der noch ganz unfertigen, eben erst zu erbauen befohlenen neuen Stadt bei El-Amarna schon seinen Sitz nahm, sieht fast nach einem Mißerfolg aus. Desto energischer brach die offizielle Welt mit der alten Religion. Der König änderte seinen Thronnamen Amenophis in „Chu-en-Aten" (d. h. Abglanz der Sonnenscheibe) um, auch seine noch unmündigen Töchter bekamen Namen, die mit Aten zusammengesetzt waren, während die Großen des Reiches und die Hofgesellschaft den etwa vorkommenden Amon aus den ihrigen streichen und dafür den des mit Aten mehr oder weniger identischen Ra einsetzen mußten. Übrigens wurde „die Lehre", wie das neue Sonnen-Dogma kurzweg auf den Grabinschriften bei El-Amarna heißt, so sehr als innere Angelegenheit Ägyptens behandelt, daß die syrischen und palästinensischen Beamten, lauter Nichtägypter, nie eine offizielle Nachricht von jenen Vorgängen erhalten zu haben scheinen. Die meisten von ihnen erwähnen Amon nach wie vor mit voller Harmlosigkeit, und nur ein paar besser Unterrichtete tragen späterhin der veränderten Mode Rechnung. So verbessern Jitia von Askalon, Pu-Adda von Wurza und ein gewisser Addudajan den Namen des ägyptischen Kommissars „Amanappa" in „Rianapa" nach ihrer Schreibweise; Abimilki von Tyrus hat sogar, wenn die betreffende Beobachtung nicht täuscht, einmal versucht, sich für einen Mitbekenner „der Lehre" auszugeben und seine Stadt als Dienerin des Aten hinzustellen. Der sehr auffallend verwendete Name „Schalmajati", welcher in dem betreffenden Briefe auftritt, mag den König als Sonnengott bezeichnen; näher erklärt ist die Beziehung indessen noch nicht. Trifft sie zu, so hätte Abimilki dafür nur einen derben Wischer empfangen, denn er fällt nach der einen Probe sofort wieder in den alten Stil zurück. Der Stolz des Königs und der Ägypter litt keine Vertraulichkeiten dieser oder ähnlicher Art.

Auch die neue Residenzstadt erhielt ihren angemessenen Namen „Chut-Aten“ (Sonnenhorizont) und wurde feierlich eingeweiht, lange bevor sie halbwegs fertig dastand. Die Witwe Amenophis' III., die Königin-Mutter Teje, kam gelegentlich zum Besuch herbei und ward mit allen Ehren eingeholt, also hat sie den Anschauungen ihres Sohnes jedenfalls zeitgemäße Reverenz erwiesen. In wiefern die Lehre vom Aten einen Fortschritt dargestellt hat, ist aus dem Inhalt einiger Hymnen zu schließen, die an Grabwänden erhalten blieben. Hieraus ergiebt sich, daß die „Ketzerei“ des Sonnendogmas nicht eigentlich in seinem monotheistischen Zuge lag. Die Gottheit, an welche sich der Einzelne besonders wendet, wird immer günstig fortkommen, und es sind Hymnen an Amon und geringere Götter vorhanden, worin nach dieser Richtung alles Mögliche gethan ist. Die Gefährlichkeit der „Lehre“ für die ägyptische Götterwelt lag vielmehr in einer starken Betonung der reinen Naturbeobachtung. Zum ersten Male finden wir hier die Fesseln der Mythologie mit Bewußtsein abgestreift. Die Sonnenscheibe wirkt weltschöpferisch und lebenschaffend, — nicht, weil ihr die oberen Götter einst den symbolischen Auftrag unter entsprechenden Formeln und Ceremonien erteilten, sondern weil man das alle Tage *sehen*, verfolgen kann. In der Nacht, bisher der heiligen Zeit, ruht die Natur; erst der Sonnentag belebt sie. Er sorgt für die Erhaltung des Menschengeschlechts, und so muß der strahlende Aten denn auch als Urgrund aller Dinge betrachtet werden. „Aber“, so fährt das Bekenntnis fort, „Niemand weiß darum, als dein (Atens) Sohn, der König. Ihm hast du eröffnet die Lehre von deinem mächtigen Kommen und Gehen. Schon an jenem Tage, als du die Erde gründetest, ließest du sie entstehen für ihn, deinen Sohn, der ewig lebt.“ Selbst dieser Gedanke klingt uns heute nicht mehr ganz neu; damals aber war er samt seinen Voraussetzungen unerhört genug. Außer der Sonne und dem Könige gab es demnach überhaupt keine im Diesseits wirksamen Götter mehr. Selbstverständlich wird der Gedanke nicht dem Hirn Chuenatens entsprungen sein, das wohl nur „auffallend normal veranlagt“ war. Das Andenken derjenigen, welche diese nie wieder erstorbene Lehridee schufen, ist vielmehr verschollen.

Für das Verständnis ihrer Zeit noch zu hoch, mußte die „Lehre“ vorwiegend politisch gefördert werden. Chuenaten betrachtete also jeden seiner Würdenträger, der „die Lehre gehört hatte“, schon darum als einen Mann von Verdienst; unter solcher Begründung allein wurden z. B. dem Aï, der in den Amarnabriefen Haja heißt, goldene

Ehrenzeichen in Fülle verliehen. Haja wird als königlicher geliebter Schreiber betitelt, war mithin wohl eine Art Staatssekretär, der auch einmal als außerordentlicher Gesandter nach Babylonien ging. Neben ihm — um hier gleich die sonst in den Amarnabriefen erscheinenden ägyptischen Würdenträger aufzuführen, — bekleidet Dudu einen wichtigen Posten beim Könige; der schon genannte Amanappa war nach einem Briefe, den er an Rib-Addi von Gebal (Byblos) schreiben ließ, ein Feldhauptmann. Mit königlichen Aufträgen erscheinen als Kommissare in den syrischen Gebieten Hani, Salma, Pauru, Pahamnata, Hatib, Maja, Schuta und Zitana; einem Beamten Namens Schachschihaschi wird nach Ägypten über den Verbleib einer Karawane des Königs berichtet. Von sehr großer Bedeutung für die asiatischen Vasallen des Reiches ist aber das Amt, welches Janhamu bekleidet, nämlich die Verwaltung Unterägyptens, des Landes „Jarimuta". Wem Janhamu übel will, der mag sich in Acht nehmen, das zeigen uns die Briefe mehrere Male recht drastisch. Der ihm an Rang gleiche Beamte des Königs von Alaschja sendet Geschenke an den gefährlichen Mann, weil er durch seine Mauth alaschiotische Kauffahrer beim Anlegen widerrechtlich belästigt hat; Rib-Addi von Gebal verliert Land und Leute, trotzdem Amanappa sein Gönner ist, weil es Janhamu so beliebt, und an Milki-El von Gath statuiert dieser persönlich ein warnendes Exempel, von dem noch die Rede sein wird.

Bei alledem erfreuen sich die asiatischen Länder unter ägyptischer Hoheit der Selbstverwaltung. Sie zeigt freilich ihre Schattenseiten in jeder Hinsicht, so daß zahlreiche Briefe mit großer Regelmäßigkeit in die Bitte auslaufen, der König möge selbst eingreifen, oder wenigstens Beamte nebst Truppen senden. Das geschieht zuweilen, aber nur selten hat eine solche Intervention, welche auch gewöhnlich mit ungenügenden Kräften unternommen wird, Beruhigung zur Folge. Die einheimischen Fürsten, Grafen und Stadtschultheißen bekriegen einander rastlos, bilden Sonderbünde oder stehen gar in heimlichem Einverständnis mit Nachbarstaaten, das sie dann mit eiserner Stirn abzuleugnen wissen. Diese trostlosen Verhältnisse lassen sich im Allgemeinen auf zwei Hauptursachen zurückführen: die Tributfrage und die Einwanderung von Beduinenstämmen.

Die Regierung des Königs versteht keinen Spaß, sobald der Tribut überfällig wird. Auch die triftigste Entschuldigung — Verlust von Ortschaften, Kriegsnot, Fehlernte — begegnet großem Mißtrauen, dessen allgemeine Berechtigung keinem Zweifel unterliegt,

das aber doch im Einzelfalle leicht zu Härten führte. Alle normalen Abgaben sind fest bestimmt, ebenso die eintretenden Lieferungen für passierende königliche Truppen und die zu stellenden Mannschaften im Bedarfsfalle. Allein die Begleitgeschenke, welche nicht nur für die hohen Beamten am Hofe, sondern auch für den König selbst mit dreingehen — Sklavinnen beispielsweise — verteuern die Leistung ungemein; eine persönliche Zitation nach Ägypten aber galt weniger reichen Gauherren beinahe als sicherer Ruin. Daß sie sich dann sperren würden, war so klar, daß eine derartige Aufforderung hie und da nur im Hintergrunde, mehr als Drohung auftaucht. Wenn jedoch ein paar Gräflein in Palästina oder Syrien ihr Malter Korn, ihre drei Ochsen oder zwanzig Schafe zurückhielten oder mit dem Zuschlag an Bakschisch so gespart hatten, daß dieser Tribut unterwegs dafür angegriffen wurde und aus den Buchungen verschwand, — sollten deshalb kostspielige Maßnahmen getroffen werden? Dann übertrug man einfach den getreuen Nachbarn die Exekution, und der kleine Krieg war fertig. Sind doch sogar die Mandate direkter königlicher Sendboten bei Gelegenheit angezweifelt worden; es war also kaum zu verlangen, daß eine an Gleichstehende übertragene Vollmacht sonderliche Achtung fand. Beide Parteien empfingen Zuzug, der lachende Dritte griff im passenden Moment zu, es bildeten sich verschiedene, oft entlegene Herde der Zwietracht, und zuletzt konnten selbst die herbeigeeilten königlichen Kommissare nicht sagen, ob die Exekution vollzogen sei oder nicht. Denn den anfänglich für schuldig Betrachteten war im Überfluß Gut vernichtet oder entrissen, aber der Raub selbst durch zahllose Hände gegangen. Er hatte sich verkrümelt, und der Beamte konnte fragen von Beerseba bis Dan oder noch weiter. Aus einer Beschwerde waren zudem ein Dutzend geworden, bis der Oberherr mit Gewalt zu seinem Rechte kam, ohne daß Friede blieb. Die Tafeln sind voll von diesen durcheinandergewirrten Streitigkeiten, welche genauer zu verfolgen nicht immer möglich ist.

Hierzu gesellen sich die Einwanderungen beduinischer Stämme. Im Norden dringen die Sutu-Nomaden, im Süden die Habiri vor und schmälern den ägyptischen Besitz. Man sieht ein, daß diese weitere Bedrängnis ganz geeignet war, dem Fasse den Boden auszuschlagen, denn sie traf natürlich wiederum die tributpflichtigen Gemeinwesen und Dynasten. Namentlich die Habiri bereiten einigen dieser kleinen Herren gleichsam vor unseren Augen den Untergang, so daß die übrigen es vorziehen, sich lieber mit den unwillkommenen

Gästen zu verbünden, was allerdings mehr verstohlen geschehen zu sein scheint, während die Sutu, welche auf das Gebiet mächtigerer Tributfürsten stießen, von zweien davon, Aziru und Namjauza, ganz offen in Sold genommen sind. Selbstverständlich gaben solche Freundschaften mit landsuchendem Raubvolk den Kämpfen noch größere Schärfe und Dauer. In Palästina wäre zweifellos die Ruhe von Ägypten aus bald herzustellen gewesen, wenn die Habiri nicht schon feste Punkte in Besitz gehabt hätten, die sie als Basis für ihre weitere Ausbreitung benutzten. Ihre ansässigen Freunde wurden dadurch natürlich in weitere Streitigkeiten verwickelt. So mußten gerade die herrschsüchtigeren Vasallen Ägyptens endlich erkennen, daß ihnen hier die Aussicht winkte, sich mit Hilfe der Beduinen sowie des allgemeinen Unfriedens ein eigenes Reich zu schaffen, falls es nämlich gelang, den ägyptischen Hof lange genug über diese Absicht zu täuschen und seine Gegenmaßregeln hinzuhalten oder zu lähmen.

Zwar fehlt es der Regierung des Pharao nicht eigentlich an Wachsamkeit, und mit Nachrichten wird sie recht gut, sogar zu gut bedient. Dem Könige und seinen Räten blieb aber angesichts der ewigen Klagen und Widerklagen, der Bitten um Hilfe und der meist unglaubwürdigen Versicherungen ewiger Treue kaum ein Anderes übrig, als entweder einen militärischen Spaziergang im Großen anzuordnen, oder sich skeptisch zu verhalten und nur auf den Tribut zu sehen. Schwäche im Verein mit Hochmut ließ sie jedoch den gefährlichen Mittelweg einschlagen, gar zu kleine Scharen vereinzelt in diese gährenden Länder zu entsenden. Die Rechnung stimmte insofern, als die „Pidati" des Königs noch von alten Zeiten her gefürchtet waren, und seine Schweizertruppen, die „Schirtani", für unüberwindlich galten. Das Erscheinen einiger Rotten oder einer Kompagnie stellte da, wo nur Hunderte gegen Hunderte im Felde lagen, die Ruhe auch leicht her, so lange es dauerte; aber ein ernsthaft entbrannter Kampf zwischen Massen war nicht immer mit so kleinen Scharen zu dämpfen. Und es war ein schwerer Schlag für das Prestige der Schirtani, als sie vor Gebal von den Sutu-Leuten besiegt wurden.

Das Bewußtsein der Fürsten und Beamten in Syrien-Kanaan, daß der Sonnensohn hoch und Ägypten weit sei, führte bald zu Thaten offener Mißachtung des Suzeräns. Gesandte fremder Staaten werden beim Durchzug nach Ägypten beraubt, Karawanen geplündert, Geschenke des Pharao unterschlagen. Immer aber fließen die Briefe an ihn von Ergebenheitsfloskeln über.

III. Die Briefe asiatischer Könige.

Chuenaten hatte einen Teil des Archivs seines Vaters mit nach der neuen Residenz hinübergenommen. Aus den Vasallenbriefen ist, wenige davon abgerechnet, das nicht zu ersehen, weil diese immer nur „an den König" schlechtweg gerichtet sind. Wohl aber reden die ausländischen Herrscher den Pharao fast durchweg mit Vornamen an. So kommen also weder „Amenophis" noch „Chuenaten" im Amarnafunde vor, sondern stets „Nimmuria" (= Neb-mat-Ra, Amenophis III.) und „Napchuria" (= Neferchepru-Ra, Chuenaten). Datierung giebt es leider nicht im damaligen Briefwechsel; diese namentlichen Anreden sind mithin von großer chronologischer Bedeutung.

Vier Schreiben des babylonischen Herrschers Kadaschman-Bel (früher irrtümlich Kallima-Sin gelesen) an Nimmuria gehören hier an die Spitze. Der Absender nennt sein Land „Karduniasch", eine Bezeichnung für Babylonien, welche, noch lange nach dem Erlöschen ihres Gebrauches an Ort und Stelle, im Munde der Assyrer fortgedauert hat. Kadaschman-Bel selbst zählt zum Hause der kassitischen Herrscher, die etwa 250 Jahre zuvor als Eroberer Babylonien unterworfen, sich aber seitdem völlig dem babylonischen Wesen angepaßt hatten. Man bemerkt sofort, daß Nimmuria und Kadaschman-Bel auf gleichem Fuße verhandeln. Aber der Ägypter besitzt in vermeintlichem Überflusse ein sehr schätzbares Gut, nämlich Gold. Die nubischen Minen waren damals ergiebig. So fehlt denn in den Mitteilungen des Babyloniers nicht die Anregung, daß er jenes gelbe Metall wünsche, und zwar bald als Gegengeschenk für wertvolle Gaben von seiner Seite, bald als Tempelspende oder Morgengabe. Ein Hauptmittel, sich mit dem Nachbar auf gutem Fuße zu erhalten, sind Verschwägerungen mit ihm, und die orientalische Polygamie erlaubte es, in dieser Hinsicht alles mögliche zu thun. Merkwürdigerweise stellt sich aber heraus, daß die am Nil für den König beanspruchte göttliche Verehrung bereits im diplomatischen Verkehr kleine Schwierigkeiten verursacht. Natürlich fällt es dem „Sonnensohne" nicht ein, von seinen Herren Brüdern etwas der Anbetung ähnliches zu verlangen, — das war eine für die Unterthanen reservierte Erkenntnis — aber er hat doch den größten Widerwillen gegen eine Hingabe seiner Töchter an das Ausland. Man übersehe dabei nicht, daß gerade in der 18. Dynastie der Bruder oftmals

die Schwester heiratet, was später von den Ptolemäern in affektierter Form nachgeahmt wird, und bloß, weil der königliche Stamm eigentlich ein göttlicher und daher für diese Welt im Grunde viel zu vornehm war. Dieser schmeichelhaften Fiktion entsprechend konnte also ein Pharao, außer mit seiner leiblichen Schwester, gar keine wahrhaft ebenbürtige Verbindung schließen. Bei Nimmuria traf das allerdings nicht zu, dafür aber hat er, wie schon erwähnt, sein eigenes göttliches Bild selbst angebetet! So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß er seine Sprößlinge wie Offenbarungen betrachtet und sich sperrt, sie wegzugeben.

Kadaschman-Bel scheint diese kleine Schwäche richtig zu würdigen; ohne Zweifel boten die sterblichen Götter am Nil damals allen vorderasiatischen Höfen ein reiches Thema zur spöttischen Unterhaltung. Er antwortete also auf eine Bemerkung Nimmurias, daß nie eine Königstochter von Ägypten weggegeben worden sei, mit köstlicher Trockenheit:

„Warum das? Du bist doch König und kannst nach Belieben handeln. Wenn du sie auch giebst, wer wollte dagegen etwas sagen? Ich schrieb (übrigens schon): ‚Schicke wenigstens irgend ein schönes Weib. Wer sollte behaupten, sie sei keine Königstochter?‘ Thust du aber auch das nicht, so bist du eben nicht auf (unsere) Brüderschaft und Freundschaft bedacht."

Er werde nun ebenfalls die Hand seiner Töchter weigern und die gleichen Ausflüchte benützen. Schließlich kamen aber diese Verhandlungen dennoch zum erwünschten Abschluß, und die Geschenke flossen von beiden Seiten für eine Weile wieder reichlicher.

Wertvoll, obgleich noch in vielen Beziehungen rätselhaft, ist eine große Tafel, die einen Brief Nimmurias an Kadaschman-Bel darstellt. Sie könnte als Kopie aufbewahrt sein, müßte dann aber aus der Anfangszeit des Briefwechsels stammen. Wahrscheinlicher ist, daß der Brief ein Original darbietet, welches nach Ägypten als „unbestellbar" zurückkam, weil der Adressat inzwischen die Welt verlassen hatte. Kadaschman-Bel hat zuletzt, wie sich daraus ergiebt, Beschwerde geführt, weil seine Schwester, die sein Vater einst dem Ägypter zum Weibe gab, von keinem babylonischen Gesandten wieder erblickt worden sei. Allerdings habe man ihnen ein Weib im königlichen Schmucke gezeigt, aber gekannt hätte sie keiner. „Wer weiß denn, ob sie nicht eines Bettlers Tochter, eine Gagäerin, Hanirabbatenerin oder aus Ugarit ist, die meine Boten sahen?" Und nun ergreift Nimmuria selbst das Wort, beklagt, daß Kadaschman-Bel lauter Gesandte schicke, die nie bei dessen Vater Zutritt besaßen und auch sonst böswillig seien. „Schicke einen Kamiru (es kann

nur ein Eunuch gemeint sein), der deine Schwester kennt!" Dann gelangen weitere Mißverständnisse zur Besprechung, aus denen hervorgeht, daß die beiden Fürsten auch sonst gegen einander verstimmt gewesen sind.

Ein sonderbarer Heiliger ist der König Tuschratta von Mitani. Sein Reich wird von den ägyptischen Inschriften „Naharina", d. h. Mesopotamien genannt, und ein mit roter Tinte in hieratischer Schrift auf einer seiner Tafeln bemerkter Kanzleizusatz sagt: „(Eingetroffen) im Jahre zwei (unddreißig der Regierung Nimmurias) im ersten Wintermonat, Tag x, als der Hof sich in der südlichen Residenz (Theben) auf der Burg Ka-em-chut befand. Duplikat des naharinischen Briefes, den der Bote Pirizzi und (noch einer) brachten". Wie jetzt nachgewiesen ist, beherrschte Tuschratta ein ausgedehntes Gebiet, vom südöstlichen Kappadokien an bis über die spätere assyrische Hauptstadt Ninive hinaus. Aber das Reich von Mitani — bisweilen auch nach seinem nördlichen Stammlande „Hanirabbat" genannt — neigt sich bereits dem Verfall zu. Im Süden ist Babylonien ihm ein gefährlicher, im Norden und Westen der Hethiter ein feindseliger Nachbar, dessen Angriffe um so verhängnisvoller sich gestalten, als Mitani-Hanirabbat von einer den Hethitern stammesgleichen Bevölkerung gewesen sein dürfte. In früheren Zeiten bereits sahen die Könige von Mitani ein, daß ihre Existenz am besten durch stete Freundschaft mit Ägypten verbürgt werde. So hatten Artatama und Schutarna, die beiden Vorfahren Tuschrattas, ihre Töchter in den Harem der Pharaonen geschickt, wovon auch der große sogenannte „Hochzeits-Scarabäus" Nimmurias Kunde giebt, und worauf sich Tuschratta gelegentlich beruft. Ehe er aber selbst zur Krone gelangen konnte, fand er einige Schwierigkeiten vor, von denen er getreulich nach Ägypten berichtet hat. Es heißt in diesem ersten Briefe:

„Als ich den Thron meines Vaters bestieg, war ich klein, denn Pirhi that meinem Lande Schlimmes an und hatte seinen Herrn erschlagen. Deswegen erwies er mir und jedem meiner Anhänger Böses. Ich aber wich nicht um der Schandthaten willen, die in meinem Lande verübt wurden, sondern tötete die Mörder Artaschumaras, meines Bruders, samt ihrem Anhange. Auch wisse mein Herr Bruder (Nimmuria), daß das Heer der Hethiter insgesamt gegen mein Land zog. Aber Gott Teschup, der Herr, gab es in meine Hand, und ich schlug es. Keiner aus ihrer Mitte kehrte in sein Land zurück. Und nun habe ich einen Streitwagen und zwei Rosse, einen Knaben und ein Mädchen aus der Beute vom Hethiterland an dich gesandt."

Dieser Brief erweist sich ferner dadurch als einer der ersten,

welche Tuschratta schreiben läßt, weil er kein Verlangen nach Gold ausdrückt. Alle späteren sind mit gierigen Bitten gefüllt, die ihres jeweiligen Vorwandes immer noch zu spotten verstehen. Einer darunter, von beinahe Meterlänge bei angemessener Breite, verbirgt uns leider noch die meisten seiner Schönheiten, weil er aus nicht ganz klarer Veranlassung in der bis jetzt noch sehr wenig bekannten Sprache der Hanirabbatener geschrieben ist, zu deren Wiedergabe jedoch die Keilzeichen benutzt worden sind. Dieser Umstand hat es L. Messerschmidt ermöglicht, mit Scharfsinn einige Teile des Schreibens zu entziffern. Nimmuria aber scheint in der That eine Vorliebe für den braven Schwager und seine Art, sich treuherzig anzubiedern, gehegt zu haben; er kargte daher weder mit Zusagen noch mit wirklichen Geschenken, obgleich bei seinem Tode verschiedenes unerfüllt geblieben war. Daß die Nachbarkönige zuletzt von Tuschrattas finanziellen Erfolgen hörten und neidisch wurden, ist ganz gewiß ein hinreichendes Zeugnis. Um aber dem Leser einen näheren Begriff von dieser königlichen Korrespondenz, ihren Curialien und Wendungen zu verschaffen, wird sich jetzt die Mitteilung eines Auszuges empfehlen. Er ist dem Briefe Nr. 8 des Londoner Typendruckwerkes entnommen; die langatmige Einleitung steht schon konventionell fest und kehrt in allen diesen Schreiben, auch aus anderen Ländern, genau wieder. Nur die Liebesbeteuerung ist hier Tuschrattas Eigentum.

„An Nimmuria, den großen König, den König von Ägypten, meinen Bruder, meinen Schwager, der mich liebt und den ich liebe: Tuschratta, der große König, dein (künftiger) Schwiegervater, König von Mitani, der dich liebt; er ist dein Bruder. Mir geht es gut, — dir möge es gut gehen. Deinem Hause, meiner Schwester und deinen übrigen Frauen, deinen Söhnen, deinen Streitwagen, deinen Rossen, deinen Großen, deinem Lande und allem, was dein ist, gehe es sehr, sehr gut! — Während schon deine Väter mit meinen Vätern sehr Freundschaft hielten, hast du sie noch weiter gemehrt. Jetzt also, da wir beide mit einander diese Freundschaft pflegen, hast du sie noch zehnmal enger als mit meinem Vater gestaltet. Die Götter mögen diese unsere Freundschaft gedeihen lassen. Teschup, der Herr, und Amon mögen für ewig anordnen, wie es jetzt ist. — Ich schreibe dies an meinen Bruder, damit mein Bruder mir noch mehr Liebe als meinem Vater beweise. Nun verlange ich Gold von meinem Bruder, und zwar darf ich dieses Gold um zweier Ursachen willen verlangen: erstens für (zu lieferndes) Feldzeug, und zweitens für (ebenfalls erst zu liefernde) Mitgift. So wolle denn mein Bruder mir Gold schicken in gewaltiger Menge, die keine Zahl hat, mehr als meinem Vater. Denn im Lande meines Bruders ist Gold so viel wie Erdenstaub. Die Götter sollen fügen, daß er, da schon jetzt so viel Gold in meines Bruders Lande ist, noch zehnmal mehr Gold als sonst hergebe. Gewiß wird

das verlangte Gold meines Bruders Herz nicht beschweren, aber mein Herz möge mein Bruder ebenfalls nicht kränken. Also, mein Bruder, schicke Gold ohne Zahl, in gewaltigen Massen! Auch ich will ja alle Gaben leisten, die mein Bruder fordert. Denn dieses Land sei das Land meines Bruders, und dieses mein Haus sein Haus."

In solchem Tone sind alle Briefe Tuschrattas gehalten, nur der letzte macht eine Ausnahme. Nimmuria fühlt sein Ende nahen und hat um die Hilfe der „lieben Frau von Ninive" gebeten. Auch die ägyptischen Papyri wissen von der heilsamen Entsendung eines wunderthätigen Götterbildes zu berichten; wie Tuschrattas Antwort überdies ergiebt, war die Statue der Göttin Ischtar schon früher einmal aus Ninive nach Theben gebracht worden.

Feierlich hebt der Brief an: „Ausspruch der Ischtar von Ninive, der Herrin der Länder allzumal: Nach Ägypten, dem Lande, das ich liebe, will ich gehen, und dort weilen ich! — Nun schicke ich sie fort, sie geht hin. Mein Bruder ehre sie und entlasse sie dann froh, daß sie wiederkomme. — Ischtar möge meinen Bruder und mich schützen, 100 000 Jahre und große Freude gebe sie uns beiden; nur Schönes wollen wir erleben". Nichtsdestoweniger hat Nimmuria sterben müssen, und Tuschratta leistet späterhin sogar die Schilderung seiner eigenen Trauer. „Und ich weinte an jenem Tage, in Kummer saß ich da, Speise und Trank genoß ich an jenem Tage nicht, betrübt war ich. Ich sprach: Wäre ich doch gestorben!" Als er das niederschrieb, war sein Empfinden wahrscheinlich sogar echt, denn die Zeiten hatten sich für sein Genie in unerfreulicher Weise geändert.

Wir sind damit zur Thronbesteigung des reformierenden Königs Napchuria-Chuenaten gelangt. Ist man auch mit Recht geneigt, die religiöse Idee, welche er vertrat, als groß für ihre Zeit zu achten, so bleibt doch an seinen persönlichen Fähigkeiten nur wenig zu bewundern. Chuenaten war immerdar ein Eiferer, und brachte es fertig, auch auf die äußeren Beziehungen Ägyptens etwas von der Unerquicklichkeit zu übertragen, welche schon seine Maßregeln im Innern zur Folge hatten. Zunächst sucht er neue politische Verbindungen auf und giebt die bisher bestehenden preis, — nicht etwa durch Abbruch der Beziehungen, sondern indem er sich harthörig geberdet, einen groben Ton anschlägt und einmal sogar den alten Bettler Tuschratta nach Verdienst und doch in sehr unpolitischer Weise verhöhnt. Man gewinnt eben den Eindruck, daß ein weltfremder, orientalisch erzogener Kronprinz sich nun um jeden Preis als unergründlich kluger Regent aufthun möchte. Er probiert

überall neue Künste auf Kosten der eigenen Sicherheit und sucht der Menschheit die Stärke der Stützen seines Thrones dadurch zu beweisen, daß er sie durchsägt.

In Babylonien muß Kadaschman-Bel fast gleichzeitig mit Nimmuria gestorben sein, und **Burnaburiasch**, vermutlich Kadaschman-Bels Bruder oder Vetter, ist als Nachfolger bereit, das „traditionelle gute Verhältnis" mit Ägypten fortzusetzen. Aber sogleich verstößt Napchuria gegen die Etikette, indem er bei einer längeren Krankheit des Burnaburiasch kein Zeichen der Teilnahme sendet. Auch die üblichen Heiratsverhandlungen stocken trotz aller schönen Worte; hierzu fügen sich Angriffe auf reisende Gesandte, und endlich bringt es der Geiz Napchurias zu Wege, daß der Babylonier Gegenmaßregeln ergreift. „Seit Boten deiner Väter zu meinen Vätern kamen", schreibt er, „lebten diese auch in gutem Einvernehmen. Wir sollten das fortsetzen. Jetzt sind dreimal Boten von dir gekommen, aber ein nennenswertes Geschenk sandtest du nicht mit. So unterlasse ich es ebenfalls. Wenn **mir** nichts versagt wird, werde ich **dir** nichts versagen." Indessen findet der liebe Bruder in Ägypten immer noch etwas heraus, womit er den andern kränken kann. Assyrien steht damals, als ein kleines Gebiet am mittleren Tigris, genau so unter babylonischer Lehnshoheit wie Kanaan unter der ägyptischen. Dessen ungeachtet schickt Napchuria ein auffallend reiches Quantum Gold an den Fürsten Assurnadinachi, und empfängt die assyrische Gesandtschaft dann möglichst ostentativ. Da mahnt Burnaburiasch ernst an die loyale Handlungsweise seines Vaters Kurigalzu, der den Kanaanäern einst mit Drohungen antwortete, als sie sich gegen Nimmuria empören und Kurigalzu huldigen wollten. „Nun aber sind die Assyrer da, meine Vasallen; habe ich dir nicht schon ihretwegen geschrieben? Wenn du mich liebst, so erreichen sie nichts bei dir. Laß sie also unverrichteter Sache abziehen."

Gefruchtet hat die Lektion schwerlich, denn es liegt noch ein Brief des nächsten assyrischen „Königs", Assuruballit, vor, worin von einem regelrechten Botenverkehr gesprochen wird. Allerdings erhellt daraus auch, daß die Sutustämme der Wüste — sicher auf Anweisung aus Babylonien — veranlaßt worden sind, jeden Ägypter zu töten, der sich auf dieser Straße blicken ließ.

Aus dem Lande **Alaschja**, das wohl an der kilikischen Küste zu suchen ist, schreibt ein König, der weder seinen eigenen Namen noch den des ägyptischen Herrschers jemals nennt, kleine Briefe, vorwiegend geschäftlichen Inhalts. Gold reizt ihn nicht; er ist beschei-

den und verlangt Silber für Kupfer, Öl, Kleiderstoffe und Gegenstände des Kunsthandwerks für Bauholz. Gerade deshalb sind die Tafeln aus Alaschja reich an kleinen Mitteilungen über handelspolitische Dinge und Fragen des damaligen Völkerrechts. Besonderes Interesse hat heute der Umstand gewonnen, daß in einem dieser Alaschjabriefe die erste historische Erwähnung der Pest vorkommt.

„Jetzt, mein Herr Bruder, habe ich dir 500 Talente Kupfer geschickt als Geschenk . . . Daß es zu wenig ist, lasse dein Herz nicht betrüben. Denn in meinem Lande hat „die Hand des Nergal" (d. h. des Pestgottes) alle Beamten getötet und Kupfer kann nicht erzeugt werden darum . . . Und, mein Herr Bruder, nimm es auch nicht zu Herzen, daß dein Gesandter drei Jahre in meinem Lande blieb. Ist doch die Hand des Nergal darin, und in meinem Hause starb mir die junge Gattin."

Doch auch dieser Herrscher hatte sich gegen unkönigliche Botschaften Napchurias zu verwahren. In einem leider stark beschädigten Briefe führt auch ein anderer Fürst Klage, daß Napchuria einmal seinen eigenen Namen zuerst gesetzt habe. Wirklich geschieht das sonst niemals, selbst eine Nase für den ägyptischen Lehnsmann Aziru in Syrien beginnt mit dessen Titel. Gewissermaßen zum Ausgleich fangen bei Königsbriefen die nachfolgenden Heilswünsche dann wieder mit dem Befinden des Schreibers an: „Mir geht es gut — Dir sei Heil" u. s. w. Nun ist jedoch eine Tafel da, welche, an Napchuria gerichtet, den getadelten Verstoß begeht. Die Anrede ist deshalb vielleicht schon im Altertume zerkratzt worden, ziemlich sicher rührte der Brief gleich dem ersterwähnten vom Hethiterkönige her. Es herrscht ein sehr bestimmter Ton darin, und die Beschwerden über vernachlässigte Rücksichten fehlen nicht.

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte Nimmuria noch eine Tochter Tuschrattas, die Taduchipa, geheiratet, deren langes Mitgiftverzeichnis sich zu El-Amarna ebenfalls vorfand. Auf die Nachricht, daß der greise neue Schwiegersohn diese Welt verlassen habe — auf deren Eintreffen er ja schon gefaßt war — schickt Tuschratta sofort die Gesandten Pirizzi und Bubri „zum Wehklagen" an Napchuria. Bis zur dritten Botschaft verbeißt er sich dann alle Wünsche, bereitet sie aber dadurch vor, daß er die Teje, des verstorbenen Nimmuria Hauptfrau, bereits als Zeugin anruft: „Und die Worte allesamt, welche ich mit deinem Vater verhandelte, Teje, deine Mutter, kennt sie. Kein anderer weiß sonst davon". Gleich hernach tritt er mit der Forderung hervor, Napchuria möge ihm doch die „goldenen Bilder" (Statuetten) senden, welche Nimmuria versprochen habe. Und Napchuria verliert kein Wort, sondern schickt durch den Gesandten Hamaschi —

die hölzernen Modelle. So meint er als guter Sohn und kluger Mann seines Vaters Wort ohne Unkosten eingelöst zu haben.

Aber Tuschratta ist nicht leicht abzuschütteln. Er schreibt jetzt gleichzeitig an Teje und ihren Sohn je einen Brief, grüßt die Witwe, deren Einfluß noch immer von Bedeutung ist, sehr höflich von seiner Frau Juni, sendet Geschenke und bittet um ihre Vermittlung. Dieser merkwürdige Brief lautet:

„An Teje, die Herrin von Ägypten, Tuschratta, der König von Mitani. Heil sei dir, Heil deinem Sohne, Heil Taduchipa, meiner Tochter, deiner jungen Mitfrau. — Du weißt von mir, daß ich mit Nimmuria, deinem Gatten, Freundschaft hielt, und daß Nimmuria sie mit mir gehalten hat. Was ich an ihn geschrieben und mit ihm verhandelt hatte, erst recht aber, was Nimmuria, dein Mann, mir für Dinge schrieb und über was er mit mir verhandelte: du und Gilia und Mani (Tuschrattas Gesandte), ihr wißt es. Du aber besser als alle. Und kein anderer weiß darum. — Nun hast du zu Gilia gesprochen: „Sage deinem Herrn: Nimmuria, mein Mann, hat mit deinem Vater Freundschaft gehalten und die Feldzeichen, die er aufbewahrte, diesem zugeschickt. Die Gesandtschaften zwischen ihnen waren niemals unterbrochen. Jetzt aber du: vergiß deine alte Freundschaft mit deinem Bruder Nimmuria nicht und erstrecke sie darum auf seinen Sohn Napchuria. Gesandtschaften der Freude, sende sie und laß sie nicht vermissen. — Siehe, ich werde die Freundschaft mit Nimmuria nicht vergessen! Mehr, zehnmal mehr will ich jetzt Worte der Freundschaft mit Napchuria, deinem Sohne, wechseln und gar sehr gute Beziehungen halten. Aber die Worte Nimmurias, das Geschenk, welches mir zu überbringen dein Mann befohlen hatte, du hast es nicht geschickt. Goldene Statuetten hatte ich verlangt. Jetzt aber hat Napchuria, dein Sohn, sie aus Holz gefertigt, während doch Gold in deinem Lande ist wie Staub. Warum geschieht das gerade jetzt? Sollte Napchuria mir das nicht ausliefern, was sein Vater mir gab? Er will doch unsere Freundschaft zehnmal größer machen! — Also warum bringst du (Teje) diese Angelegenheit nicht vor deinen Sohn Napchuria? Wenn du das nicht thust, so soll er trotzdem Statuetten aus Gold hergeben und mich in keiner Weise zurücksetzen. Und zehnmal mehr Freundschaft wird zwischen uns herrschen. — Laß deine Boten mit dem Gesandten Napchurias zugleich an Juni, meine Frau, abgehen, und der Bote Junis soll auch zu dir kommen. Siehe ich sende Geschenke für dich: Büchsen mit gutem Öl (Parfüm) gefüllt“ u. s. w.

Napchuria gegenüber behauptet Tuschratta ebenso sein Recht und teilt alle Einzelheiten mit. Die mitanesischen Boten hätten dem Gusse der Bilder selbst beigewohnt, ja, diese seien schon unterwegs gewesen, als Nimmuria gerade starb. Man darf also ergänzen, daß Napchuria sofort den Befehl erteilt haben muß, den Transport zurückzuholen. — Frau Teje scheint keine Lust verraten zu haben, sich weiter in den ärgerlichen Handel zu mischen; der König von Ägypten aber verlangt, daß Tuschratta den Boten Gilia an ihn sende.

Höchstwahrscheinlich ist dieser auch sonst vielgenannte Mann der angebliche Zeuge beim Herstellen und Absenden jener Bilder gewesen. Hier macht Tuschratta Ausflüchte, und sein letztes Schreiben (über 200 lange Zeilen) nähert sich schon einem Ultimatum. Man fängt beiderseits nämlich an, neue Beschwerdepunkte hineinzumengen, und will die Erledigung eines jeden offenbar von der Hauptfrage abhängig machen. Schon droht Napchuria, allen mitanesischen Unterthanen sein Land zu verschließen, und da kein späteres Aktenstück vorliegt, so sind die Beziehungen wohl gelöst worden. Ob man einen sehr zerstörten Brief aus Gebal nach Ägypten, worin der Ausmarsch des Königs von Mitani mit bewaffneter Macht gemeldet wird, hier heranziehen darf, bleibt jedoch zweifelhaft.

Die beiden unsympathischen Herrschergestalten, welche sich so erbaulich auseinandersetzen, lassen die Untersuchung, wer das größere Recht auf seiner Seite hatte, fast nebensächlich erscheinen. Für Tuschratta ist es sehr übel, daß er jenen Gilia nicht wieder zu schicken wagt und daß in keinem seiner erhalten gebliebenen Briefe aus Nimmurias letzter Zeit ein Wort über die goldenen Bilder steht. Wiederum ist erweislich, daß Napchuria, von Teje unterstützt, in der That Botschaften inhibierte, die sein Vater schon ausgesandt hatte. Der alte Herr, welcher die Göttin aus Ninive zu Hilfe rief, mag durch die Nähe des Todes zu einer dann oft bemerkbaren Freigebigkeit veranlaßt worden sein. Auch heute kursiert ja die Redensart: „Der muß nahe vor seinem Ende stehen", wenn jemand unerwartete Milde zeigt. So kann Nimmuria gar wohl die strittigen Objekte für den biederen Freund bestimmt und abgefertigt haben, nur daß kein Versprechen vorlag. Sobald Tuschratta den Vorgang erfuhr, log er es geschwind hinzu, um an Napchurias Schicklichkeitsgefühl appellieren zu können. Das war jedoch zuviel verlangt.

IV. Briefe der unterworfenen Asiaten.

Vier Fünftel des Fundes, wenn die Zahl der Briefe allein in Betracht gezogen wird, erweisen sich als Berichte und sonstige Mitteilungen von ägyptischen Statthaltern, Truppenbefehlshabern, Stadtobersten und anderen Beamten in Vorderasien. Das Anrede-Schema solcher Untergebenen an den Pharao lautet selbstverständlich ganz anders als das der „Herren Brüder" und wird bei eiligen Meldungen oft abgekürzt. Das große Formular sah ausgefüllt folgendermaßen aus: „An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine

Sonne, die Sonne vom Himmel: Jitia, der Präfekt von Askalon, ist Dein Diener, der Staub an Deinen Füßen, der Knecht Deiner Rosse. Zu den Füßen des Königs, meines Herrn, sieben Mal und aber sieben Mal falle ich nieder, auf die Brust und auf den Rücken." Es kommt aber in der Regel auf den Unterschied dessen an, was solche Leute melden, und was sie in Wirklichkeit thun. Gerade hier zeigt sich, welch eine unvergleichliche Fundgrube für unsere historische und sittengeschichtliche Erkenntnis mit dem Archive von Amarna erschlossen worden ist.

Reguläre Kriegszüge zwischen den Statthaltern sind an der Tagesordnung. Der Gefährlichste unter den Schlimmen ist Aziru, Präfekt des Amoriterlandes, welches damals die Gegend nördlich von Damaskus und einen Teil des Orontesthales begreift. Um sich ein eigenes Reich zu begründen, nimmt er mit rascher Hand alle Gebiete an der Nordgrenze weg, die bisher anderen Beamten unterstanden. Seine trefflichen Verbindungen am Königshofe erweisen sich dabei als ganz unschätzbare Beihilfe. Die Stadt Tunip sendet einen geradezu rührend abgefaßten Brief an den Pharao, wobei sich herausstellt, daß Aziru schon den bedeutenden Ort Nii erobert hat, die Stadt Simyra in Phönizien belagert, und gleichzeitig durch seine Kreaturen zu verhindern gewußt hat, daß der König einen in Ägypten vergeiselten Sproß der tunipensischen Herrscherfamilie einsetze. Der Betreffende, ein gewisser Jadi-Addu, war schon abgefertigt und unterwegs gewesen: da erzielten Azirus' Freunde, daß er zurückgeholt wurde. „Wenn aber wir zu klagen haben", heißt es weiter, „dann wird auch bald der König selbst klagen müssen über die Dinge, welche Aziru an uns verübt. Denn nun wird er die Hand gegen seinen Herrn wenden. Tunip aber, deine Stadt, sie weint, und ihre Thränen rinnen; nirgends ist Hilfe für uns da."

Am bittersten beschwert sich jedoch Rib-Addi von Gebal über Aziru und dessen Vater Abd-Aschera — die Klagelieder Jeremiä halten weder an Volumen noch an eintöniger Dringlichkeit eine Vergleichung mit den seinigen aus. Eins dieser ungemein zahlreichen Schreiben, deren Inhalt oft stereotyp genug klingt, ist zugleich für die Beziehungen Rib-Addis, der übrigens schon ein ziemlich bejahrter Mann gewesen sein muß, zu Amanappa bemerkenswert und mag deshalb hier folgen:

„An Amanappa, mein Väterchen: Rib-Addi, dein Sohn. Zu Väterchens Füßen falle ich. Wiederholt fragte ich dich: Könnt ihr mich denn wirklich nicht aus der Hand Abd-Aschera's retten? Alle Habiri sind auf seiner Seite,

die Stadtfürsten hören auf keine Abmahnung, sondern stehen mit ihm in Verbindung; dadurch ist er mächtig geworden. Du aber hast mir erwidert: „Schicke deinen Boten mit mir an den Hof, dann werde ich, falls nichts dagegen gesagt wird (d. h. vom Könige), ihn immer mit königlichen Truppen an dich abgehen lassen, bis die Pidati ausziehen, dein Leben zu sichern." Da antwortete ich dir: „Ich zögere nicht und sende den Mann, aber bei Abd-Aschera darf nichts verlauten, denn (Janhamu hat Silber) genommen aus seiner Hand (d. h. wenn Abd-Aschera Janhamu einen Wink giebt, kommt mein Bote niemals über Unterägypten hinaus)." Du aber meintest: „Fürchte dich nicht, sondern schicke ein Schiff nach Jarimuta und es wird dir Silber und Kleidung kommen von dort." Nun siehe, die Mannschaft, die du mir gabst, ist auseinandergelaufen, weil du mich vernachlässigst. Ich hatte dir gehorcht, er (der Bote) hat mit dem Beamten (Janhamu?) gesprochen (vergeblich?) neun Mal. Siehe, du zauderst diesem Vergehen gegenüber wie bei den übrigen; was soll mich da retten? Wenn ich keine Truppen erhalte, werde ich die Stadt räumen und fortlaufen und thun, was mir gut däucht, um mein Leben zu retten."

Der böse Wille Janhamu's gegen Rib-Addi geht auch aus mehreren anderen Schreiben des armen Teufels an den Hof hervor. „Träfe ich ein Abkommen mit Abd-Aschera, wie es Japa-Addi und Zimrida gemacht haben, dann wäre ich schön heraus. Ferner: da Simyra nun einmal für mich verloren ist und Janhamu Bit-Arti bekommen hat, so soll er auch Getreide zur Nahrung für mich senden, damit ich die Stadt des Königs für ihn bewache. Du, o König, sprich zu Janhamu: „Siehe, es ist Rib-Addi in deiner Hand, und alles, was ihm zugefügt wird, das treffe dich." — Aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, sondern der phönizische Lehnsmann wird zuletzt aller seiner Städte und Habe beraubt, so daß selbst das unempfindliche Kabinet des Königs sich genötigt sieht, eine drohende Botschaft an Aziru, den Sohn Abd-Ascheras und eigentlichen Urheber der Verlegenheiten in Gebal, zu richten, in der zugleich die Auslieferung mehrerer „Feinde des Königs", also doch wohl Hauptanhänger Azirus, gefordert ist. Als der Botschafter Hani mit jener Note erscheint, ist Aziru, offenbar längst benachrichtigt, pünktlich über alle Berge gegangen, so daß keiner der königlichen Befehle ausgeführt werden kann. Angeblich hätte er sich in Tunip, das er also auch schon weggerafft haben muß, niedergelassen, sei aber natürlich sofort heimgekehrt, als er von Hanis Ankunft hörte. Leider kam er zu spät. So reiht der amoritische Fuchs eine Ausflucht an die andere: — „wenn du wirklich rechtmäßig handelst, aber die Wahrheit in deinen Briefen verdrehst, wo es dir eben paßt, so muß der König schließlich denken, daß du überhaupt bloß lügst", stand schon in Hanis Note. Und Aziru schreibt darauf im Tone verkannter Tugend:

„An den großen König, meinen Herrn, meinen Gott, meine Sonne: Aziru ist dein Knecht. Sieben und aber sieben Mal ꝛc. ꝛc. O Herr, ich bin ja dein Diener, und nur indem ich mich zu Boden werfe vor dem Könige, meinem Herrn, spreche ich, was ich zu sagen habe. Aber, o Herr, auf die Feinde, die mich vor dir verleumden, höre nicht. Ich bleibe dein Knecht bis in Ewigkeit." — Leider hat dieser Getreue, außer den schon gekennzeichneten Fehlern, noch die Eigentümlichkeit, daß er gern mit den hethitischen Landesfeinden konspiriert. Seine Unverschämtheit hilft ihm indessen auch über diesen gefährlichen Punkt siegreich hinweg, so oft etwas davon zur Sprache kommen soll. Wenn er zu neuen Raubzügen rüstet, scheut er sich nicht, von einem Einbruche der Hethiter zu fabeln, welchen er bekämpfen muß; und jeder Ort, den er seinen Kollegen dann widerrechtlich entreißt, wäre sonst unfehlbar in Feindeshand geraten. Weil aber der Verlauf immer derselbe ist, d. h. zu Azirus alleinigem Vorteil endet, so gewinnt schließlich im ägyptischen Staatsrate die Meinung Raum, daß der unruhige Gesell an den Hof zu zitieren und dort zu verhören sei. Jahre hindurch weiß sich Aziru dieses fatalen und gefährlichen, im glücklichsten Falle aber kostspielige Ansinnens zu erwehren. Zuletzt mußte er dennoch gehorchen und ist mit schwerem Herzen und vollen Kräften nilwärts gezogen. Allem Anschein nach hat er sich auf seinen obersten Gönner Dudu — den er stets brieflich „Väterchen" tituliert — verlassen, aber diese angenehme Verbindung konnte den Unruhestifter nicht vor der vorläufigen Verhaftung bewahren. Denn der letzte Brief in der Aziru-Reihe, welcher offenbar konfisziert wurde und dann in das Archiv gewandert ist, stellt sich als ein Trostschreiben der Anhänger oder Söhne Azirus an ihr gefangenes Haupt heraus. Bei alledem sind die politischen Bestrebungen des Amoriterfürsten selbst von vielen syrischen und namentlich phönizischen Großen als heilsam für das Land empfunden und darum unterstützt worden. Sein Auftreten machte einem viel unerträglicheren Zustande das erwünschte Ende. Zwei Schreiben des Stadthauptmannes Akizzi von Katna unweit Damaskus lassen den Unterschied vortrefflich erkennen. Als Akizzi zum ersten Male an König Nimmuria berichtet, geht dort jeder kleine Gebieter auf eigene Faust Eroberungen nach: Teuwatta von Lapana, Dascha, Arzawia und wie sie alle heißen. Sie sind aber verschwunden, als Aziru erscheint, obgleich Akizzi sich keineswegs über diese Verwandlung freut. Im Libanon geht es nicht besser zu. Dort balgt sich Namjauza mit den Stadthäuptern von Puzruna und Chalunni

herum. „Sie übten Feindschaft mit Biridaschwi zusammen gegen mich und sprachen: Wohlan, laßt uns den Namjauza töten! Ich aber riß aus." Am ärgsten tobt der Jedermannskrieg im Süden. Hier hat ein gewisser Labaja die Rolle zu spielen versucht, welche Aziru im Norden durchführte. Allein das Glück war Labaja minder hold; vermutlich ließen sich die zuchtlosen Häuptlinge niemals zum einheitlichen Handeln bewegen, und auf diese Weise erzielte der Unglückliche nur, daß seine Feinde ihm gegenüber zusammenhielten. Er verliert sein Gebiet, führt eine Weile den Kampf als Freibeuter, wird in Megiddo gefangen, befreit sich wieder als er nach Ägypten verschifft werden soll, fällt oder stirbt aber, nachdem er im späteren Judäa noch Erfolge gehabt zu haben scheint.

Jerusalem steht unter einem königlichen „Uwêu" — der Titel entspricht dem eines niederen Offiziers in ägyptischen Heeren — namens Abdicheba. Sein Nachbarpräfekt Schuwardata behauptet gelegentlich von ihm, er habe mit Labaja unter einer Decke gesteckt, und in der That klagt Abdicheba über allgemeine Feindseligkeit. Milki-El und dessen Schwiegervater Tagi, welche in der philistäischen Ebene, um Gath herum, ein Gebiet unter sich haben, sind seine Hauptgegner. Sie werben Trupps der schon genannten Habiri an, damit Abdicheba völlig in Blockadezustand versetzt werden, die Plackerei satt bekommen und freiwillig das Feld räumen soll. Nahe genug liegt ihm dieser Ausweg allerdings, wenn er schreibt: „Schändlichkeiten hat man gegen mich verübt! Sähe jemand danach, es würde Thränen aus den Augen des Königs hervorlocken, so schwer bedroht mich die Feindseligkeit. Sollen die Habiri sich der königlichen Städte bemächtigen? Erscheinen die Pidati nicht noch in diesem Jahre, so lasse mich der König durch seinen Sendboten samt allen Brüdern abholen, daß wir sterben beim Könige, unserem Herrn." Unter den Habiri nun sind keine anderen als die Hebräer zu verstehen, welche also schon im „verheißenen Lande" sich befinden, aber noch nicht zur völligen Seßhaftigkeit gediehen sind. Sie schwärmen auch in der Libanongegend herum, wo Namjauza eine Horde von ihnen offiziell in Dienst genommen hat; dagegen sieht es aus, als besäßen sie schon Sichem und das Gebirge Ephraim als freies Stammeseigentum. Von dorther ist wenigstens kein Brief an den König entdeckt worden, doch wird einmal die Stadt „Schakmi" (= Sichem) erwähnt. Die wirklich alten Teile der biblischen Eroberungsgeschichte, im Buche Josua, stimmen damit ziemlich überein, noch mehr die wertvollen Bruchstücke im ersten Kapitel des Richterbuches.

Abdichebas Briefen stehen solche von Milki-El und Tagi gegenüber, an denen der Gewalthaber Janhamu eben ein Exempel statuiert hat. Die Stimmen des Jammerkonzerts geben folgenden Satz ab:

Abdicheba: „Siehe, Milki-El und Tagi haben folgende That begangen .... In dieser Weise, so wahr der König lebt, hat er (Milki-El) Verrat begangen an mir. Sende den Janhamu, daß er sehe, wie es im Lande des Königs hergeht!“ — Milki-El: „Es wisse der König, mein Herr, die That, welche Janhamu geübt hat, nachdem ich vom Könige entlassen war. Siehe, er hat 3000 Talente aus meiner Hand fortgeschleppt und sprach zu mir: ‚Gieb mir deine Frau und deine Söhne, damit ich sie töte!‘ Der König merke diese That, er schicke Streitwagen und hole uns hinweg.“ — Tagi: „Bin ich doch ein Diener des Königs. Aber voller Wunden ist mein Bruder, so daß ich noch nichts durch ihn zum Könige schicken kann. Frage den Rabisu (Titel Janhamus), ob mein Bruder nicht voller Wunden ist. Wir aber richten unsere Augen auf dich; ob wir zum Himmel emporsteigen oder in die Erde kriechen, stets ist unser Haupt in deiner Hand. Und siehe, ich will versuchen, meinen Weg an der Hand der Wundärzte zum Könige einzuschlagen.“ — Milki-El: „Vernommen habe ich die Botschaft des Königs; er sende Pidati-Truppen zur Sicherheit seines Dieners und Myrrhenharzkörner zum Heilen.“

Daß die Schuld an derartigen Vorkommnissen zunächst im ägyptischen Verwaltungssystem lag, wurde schon gesagt. Wie wenig die kleinen Gaufürsten im Guten oder Bösen von ihrem Oberherrn erwarten, zeigen krasse Beispiele. König Burnaburiasch beschwert sich, daß eine babylonische Handelsgesellschaft, die durch seinen Gesandten in die kanaanitische Stadt Hinaton geführt worden war, gleich nach der Weiterreise des Botschafters überfallen und gänzlich ausgeplündert wurde. Die Vorsteher waren erschlagen, die übrigen, zum Teil verstümmelt, als Sklaven verschleppt worden. „Kanaan ist dein Land, du bist sein König“, fährt Burnaburiasch fort. „In deinem Lande hat man mich so beleidigt; bändige sie also. Erstatte das geraubte Gold, und die Mörder meiner Unterthanen töte, um deren Blut zu rächen.“ Ob das geschah, ist mehr als zweifelhaft, denn ein Teil des Raubes genügte wahrscheinlich schon, um den Briganten (wieder Beamte, von denen sogar Briefe da sind) gutes Wetter zu sichern. Die natürliche Folge war, daß die Gesandten selbst an die Reihe kamen. Ihre Karawane mit Geschenken für Napchuria wurde zweimal hintereinander geplündert, sie selbst mußten sich ranzionieren. Dafür, daß die Schlaffheit der ägyptischen Regierung immer dieselbe blieb, liegt noch ein weiteres beschämendes Zeugnis vor. Es ist ein vollständiges Kreditiv zum Behufe der kanaanitischen Spitzbuben und lautet: „An die Fürsten im Lande Kanaan, die Vasallen meines

Bruders. Gegenwärtigen Akija, meinen Boten, entsende ich zum Könige von Ägypten, meinem Bruder. Bringt in wohlbehalten nach Ägypten und in Eile. Daß ihm aber keine Gewaltsamkeit widerfahre!"

In besonders lebhaftem Verkehr mit Ägypten befinden sich naturgemäß die Präfekten der Hafenstädte Kanaans. Die klügeren Herren darunter haben entdeckt, daß es den König amüsiert und befriedigt, wenn ihm gleichzeitig allerlei Schiffer- und Botenposten von nah und fern mitgeteilt werden. Am weitesten in dieser Beziehung hat es Abimilki von Tyrus gebracht, namentlich das Denunzieren versteht er nebenbei wunderschön. Wir verdanken diesem Wackern ein wahres Kabinetstück der Briefsammlung: den wohlstilisierten Jubelhymnus eines Strebers vor 3300 Jahren. Übrigens sei vorweg darauf hingewiesen, daß die dabei verwendeten Redeblüten sich vielfach mit denen der hebräischen Psalmistik decken, wozu schon die vorhin wiedergegebene Stelle über Himmel und Erde aus Tagis Brief zählt. Die Bibelkritik hat in den Tafeln überhaupt mancherlei zu lernen gefunden. Nach der üblichen Eingangsformel seines Schreibens geht Abimilki nun folgendermaßen ins Zeug:

„Mein Herr König ist der Gott Sonne, der sich alle Tage über dem Erdkreise erhebt, nach dem Willen seines wohlthätigen Vaters, des himmlischen Sonnengottes (Aten). Seine Worte spenden Leben und Wohlfahrt, allen Ländern giebt seine Macht Ruhe. Wie der (phönizische) Gott Ramman, so donnert er vom Himmel herab, und das Erdreich zittert davor. — Siehe, dein Knecht schreibt, sobald er Botschaft für den König hat, die gut ist. Und die Furcht des Herrn, meines Königs, kam über das ganze Land, bis der Gesandte gute Botschaft des Königs, meines Herrn, verkündet hatte. Als ich hörte durch ihn die Worte des Königs an mich: ‚Sei zur Verfügung der Großbeamten' — da antwortete (ich) der Diener seinem Herrn: ‚Das ist schon geschehen!' Auf die Brust, auf den Rücken schreibe ich mir die Befehle des Königs. Ja, wer dem Könige, seinem Herrn, gehorcht und mit Liebe an ihm hängt, über dem geht der Gott Sonne auf, und ein gutes Wort aus dem Munde seines Herrn flößt ihm Leben ein. Gehorcht er den Worten des Herrn aber nicht, so geht seine Stadt, sein Haus unter, und sein Name erlischt in allen Ländern, für immer. Wer aber dem Herrn als treuer Knecht folgt, dessen Stadt ist fest gegründet, sein Haus sicher und sein Name währet in Ewigkeit."

So geht es noch eine Weile fort; am Schlusse aber besinnt sich der höfliche Mann auf seine Angeberpflicht und fügt schnell hinzu: „Zimrida, der Präfekt von Sidon, sendet übrigens alle Tage Bericht an Aziru, den Sohn des Abd-Aschera. Jedes Wort, das aus Ägypten kommt meldet er ihm. Ich aber teile es dem Könige als nützlichen Wink mit".

Zwei Fürsten, Adad-nirari von Nuchasche und ein weiterer,

dessen Name undeutlich geworden ist, scheinen einen höheren Rang einzunehmen als ihre Nachbarn. Nuchasche wird überhaupt, sowohl in diesen Tafeln wie in ägyptischen Inschriften, häufig erwähnt; es muß sich geographisch an den Nordostrand des Libanon gelehnt haben. Sonst liegen noch Briefe vor aus den Städten Biruta (Berut), Haschab, Hazi, Kumidi, Kadesch am Orontes, Sidon, Akko, Ruhiza, Megiddo, Hazor, Gezer, Gaza, Lakisch, Schamhuna, Muschihuna, Dubu und anderen; viele sind außerdem verstümmelt und lassen die Herkunft nicht mehr erkennen.

Einige Proben solcher Briefe, die, obgleich sie durchaus nicht allesamt wichtigere Beiträge zur Geschichte der politischen Umtriebe bieten, doch oft von sittengeschichtlichem Interesse sind, seien hier noch angefügt.

„An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine Sonne: Jabitiri ist dein Diener, der Staub deiner Füße rc. Und ein treuer Knecht des Königs bin ich. Ich blicke hierhin und ich blicke dorthin, aber es wird nicht hell; nun blicke ich auf den König, meinen Herrn, da wird's hell. Ein Ziegel weicht wohl aus der festen Schicht, doch von des Königs Füßen weich' ich nicht! Der Herr König frage nur Janhamu, seinen Rabisu. Als ich noch klein war, brachte der mich nach Ägypten, und ich diente dem Herrn König und stand am Thore des Palastes (als Page). Und heute — der König frage seinen Rabisu — sind es die Thore von Gaza und Joppe, die ich hüte. Und den Pidati des Königs bin ich attachiert: wohin sie rücken, da gehe ich mit, zum Beispiel eben jetzt. Auf meinem Nacken ruht das Joch des Königs, und ich trage es."

Viel Ausbeute für eine genauere Durchforschung unseres Materials nach geographischen Einzelheiten verspricht die folgende Tafel aus der Gegend des Jordan:

„An Janhamu, meinen Herrn: Mut-Addi ist der Knecht zu deinen Füßen. Ich sagte dir schon und es ist wirklich so: Ajab ist heimlich entflohen, wie (zuvor) der König von Bihischi es that vor den Kommissaren des Königs, seines Herrn. Ob nun Ajab in Bihischi ist? (Da ist er,) so wahr der Herr König lebt, so wahr er lebt! Seit zwei Monaten ist er schon da. Siehe, da ist ja Benenima, da ist Tadua, da ist Jaschuja, frage sie, ob er aus Schadi-Marduk, aus Astarti entflohen ist. Als sich alle Städte des Landes Gari (des Jordanthales) empörten, wurden genommen Adma („Udumu"), Aduri, Araru, Meschtu, Migdal, Ain-Anab, Sarki, ferner Hawani und Jabesch. Ferner siehe: sowie du einen Brief an mich geschrieben hattest, habe ich an ihn (Ajab) geschrieben, daß du zurück seiest von deiner Reise (nach Palästina?). Und siehe, nach Bihischi ist er gegangen und hat (doch) den Befehl gehört."

Die beiden Namen Ajab und Jaschuja erinnern übrigens an Hiob und Josua.

Die große Bereitwilligkeit, welche aus diesem Briefe spricht war bei Janhamu sehr angebracht, wie wir schon wissen. Ein

anderer syrischer Graf, dessen Name verlöscht ist, beklagt sich bitter, daß Janhamu ihn nicht durchgelassen habe, obgleich er die königliche Zitation an den Hof vorwies. Freilich kann das auch eine indirekte Gefälligkeit für den Briefschreiber gewesen sein. Wir stehen eben schon einer so hochentwickelten Kultur gegenüber, daß die Extreme einander oft genug berühren. Drollig ist eine Dreiheit synoptischer Briefe, welche für die offenbar gemeinsam im Felde stehenden Lehnsmannen Biri ... (soweit ist der Name nur erhalten) von Haschab, Ildaja ... von Hazi und noch einen von demselben Schreiber verfaßt wurden. Wie ein Chorus rezitierender Schulknaben sagen die guten Leute ihr Sprüchlein her: „Siehe, wir belagerten im Lande Amki die Städte des Königs, meines Herrn (d. h. „abgefallene“, weil sie den Tribut nicht brachten). Da zog heran Itakama, der Graf von Kinza (= Kadesch) an der Spitze von Hethitern. So schreibe der Herr König an Itakama und wende ihn ab, und gebe uns Truppen, damit wir die Städte des Königs gewinnen und darin künftig wohnen können“.

Itakama ist überhaupt bei seinen Nachbarn recht unbeliebt. Allem Anschein nach gehört er zu den mächtigeren Verbündeten des Aziru und hat als solcher die besondere Aufgabe, die Gegner des Amoriters im südlichen Coelesyrien möglichst zu bedrängen. Vielleicht aber haben Aziru und Itakama sich erst gefunden, nachdem sie eine Weile ihre Kämpfe allein geführt hatten. Die Hethiter in Itakamas Streitmacht sind natürlich deshalb hervorgehoben, damit der Pharao stutzig werden soll, — es können hethitische Lanzknechte gewesen sein, die der Graf von Kadesch mit demselben Rechte angeworben hätte wie sein Hauptgegner Namjauza die Habiri und Suti, oder die Miliz von Kadesch war von vornherein auf hethitische Art bewaffnet, wenn die Stadt nicht schon von Leuten hethitischen Stammes bewohnt gewesen ist. Später nahmen die Hethiter Kadesch wirklich in Besitz, und es fragt sich, ob es zum ersten Male geschah. Aber Itakama selbst verpönt jeden Gedanken an Abfall; er schreibt vielmehr:

„An den König, meinen Herrn u. s. w. Ich bin dein Knecht, aber es hat mich verläumdet Namjauza bei dir, mein Gebieter. Und während er das that, hat er mein ganzes väterliches Besitztum im Lande Kadesch besetzt, und meine Dörfer hat er angezündet. Kennen die Beamten des Königs, meines Herrn, und seine Unterthanen nicht meine Treue? So diene ich dir samt allen meinen Brüdern, und wo Aufstand herrscht gegen den König, meinen Herrn, da ziehe ich hin mit meinen Kriegern, meinen Streitwagen und allen meinen Brüdern. Nun siehe: Namjauza hat alle Städte des Königs im

Lande Kadesch und im Lande Ube den Habiri überantwortet. Aber ich werde hinmarschieren, und wenn vor mir herziehen deine Götter und deine Sonne, dann will ich zurückbringen die Orte von den Habiri an den König, meinen Herrn, auf daß ich mich ihm unterthan zeige. Verjagen werde ich diese Habiri, und freuen wird sich der König über seinen Knecht Itakama. Und ich will dienen dem Könige, meinem Herrn, und dienen sollen ihm alle meine Brüder und alle Länder. Den Namjauza aber will ich vernichten, denn ich bin in Ewigkeit ein Knecht des Königs, meines Herrn."

Das hier erwähnte Land Ube entspricht dem biblischen Hoba, von dem es im 1. Buche Mose 14 Vers 15 heißt, Abram habe die Besieger Sodoms, welche Lot gefangen mit sich führten, bis dahin verfolgt; und zwar lag Hoba nach dieser Stelle „nördlich von Damaskus". In einem Briefe des schon erwähnten Akizzi von Katna lesen wir jedoch: „O Herr König, wie Damaskus im Lande Ube nach deinen Füßen die Hand ausstreckt, so streckt Katna nach deinen Füßen die Hand aus!" Beide Angaben lassen sich durch die Voraussetzung vereinigen, daß im Alten Testament die Lage des Ortes genauer bezeichnet wird, nach dem das Gebiet genannt wurde. Andere Länder, welche auf den Tafeln vorkommen, sind schwerer zu ermitteln. Um der Hungersnot in Gebal zu begegnen, soll Rib-Addi aus den Zaluchiländern und aus Ugarit Getreide holen, aber er vermag es nicht, weil die Feinde seine Schiffe aufhalten. Zaluchi scheint überhaupt nicht weiter erwähnt zu sein, während Rib-Addi Ugarit später mit dem Gebiet von Tyrus vergleicht und zwar in Bezug auf dessen verwaltungsrechtliche Stellung zu Ägypten. Abimilki, der tyrische Präfekt, meldet gelegentlich an den König: „Die Stadt Ugarit hat das Feuer gefressen; die eine Hälfte fraß es weg, die andere nicht". Ein gewisser Japachi-Addi endlich, der ohne Erfolg Lebensmittel in Rib-Addi's Stadt Simyra zu schaffen versuchte, teilt Janhamu vorwurfsvoll mit, daß Aziru sich von Gebal bis Ugarit ausgebreitet habe. Nach alledem muß Ugarit den nördlichsten Punkt der ägyptischen Besitzungen in Asien darstellen und lag also wohl unweit des heutigen Alexandrette. Diese vorgeschobene Lage machte das Land oder Ländchen gewiß zu einem etwas unsicheren „Edelstein in der Krone" Ägyptens, eine Auffassung, die auch König Kadaschman-Bel geteilt haben dürfte, als er (siehe S. 13) seiner kleinen Liste von unmöglichen Haremsdamen auch eine Tochter aus Ugarit einverleibte. Er wollte offenbar in geringschätzender Weise lauter fremde „Prinzessinnen" aufzählen.

Von einem Lande Danuna, das zu Kanaan gerechnet wurde, erfahren wir noch, daß sein König starb und dessen Bruder, ohne

Widerstand zu finden, nach ihm den Thron bestieg. Einer von diesen Beiden mag mit dem Könige von „Tana" identisch sein, der, wie Rib-Addi einmal kurz erwähnt, nach Gebal ziehen wollte, aber wegen Wassermangels unterwegs umkehrte.

Einige Briefe von Frauen befinden sich unter den Tafeln. Zwei dürften der Gattin Milki-Els angehören, die von den Habiri schwer bedrängt wird, während ihr Mann nach Ägypten berufen ist; zwei andere sind von der „Dienerin an meine Herrin" gerichtet, vielleicht als Begleitschreiben zu Tuschrätta's Briefen an dessen Tochter in Ägypten gegangen und im Namen einer Gespielin oder Verwandten abgefaßt. Endlich hat eine an König Burnaburiasch verheiratete Tochter des Napchuria ein Täfelchen an ihren Vater geschickt, und zwar durch einen besonderen Boten namens Kidin-Ramman. „Vor das Angesicht meines Herrn möge er treten," — also „persönlich zu überliefern". Schade, daß der sonstige Inhalt des zierlichen Briefchens vielfach unleserlich geworden ist.

V. Die allgemeine Lage zur Amarna-Zeit.

Mag man die religiöse Reform des Königs Napchuria ihrem Wesen nach noch so günstig beurteilen: sie konnte das Ansehen des Nilstaates in Asien durchaus nicht fördern helfen. Verursacht kann sie freilich die Zustände, welche wir in Syrien-Kanaan finden, ebensowenig haben; vielleicht war sogar Amenophis III. trotz seiner großen eigenen Schlaffheit nur ein Erbe der Wirren in diesem Teile des Reiches gewesen. Die allergewaltigsten Schläge konnten auf die Dauer doch nicht verhindern, daß die Habiri nach kurzer Zeit immer wiederkamen; ihr Bedürfnis nach Wohnsitzen war eben größer als die Furcht, und außerdem war es dem Pharao gleichgiltig, ob ihm ein Habiru oder ein Kanaanäer in Palästina zinste, sobald die Eindringlinge sich zur Anerkennung seiner Rechte bequemen wollten. Napchurias besonderer Fehler lag offenbar in seiner Parteilichkeit für seine Beamten, welche Atenbekenner geworden waren, und diese scheinen das königliche Vertrauen um so rücksichtsloser ausgebeutet zu haben, je weniger sie selbst an eine Dauer der Reformbewegung glaubten.

Die Amarnatafeln sind in ihrem babylonischen Gewande zunächst ein Produkt der diplomatischen Sitte, beweisen aber durch viele Einzelheiten des Inhaltes, daß die ganze vorderasiatische Kultur schon seit Jahrhunderten auf babylonischer Grundlage ruhte. Aus den

wortreichen Feldzugsberichten Thutmosis' III. geht, wie das so häufig bei ägyptischen Nachrichten zu beklagen ist, kaum hervor, welchem Großstaate er die syrisch-palästinensischen Striche eigentlich entrissen hat. Politisch scheint das euphratensische Reich schon mit dem Beginn seiner kassitischen Dynastie, der wohl von langen inneren Kämpfen begleitet war, das Westland am Mittelmeere eingebüßt zu haben. Eher könnten die Könige von Mitani als frühere Herren in Betracht kommen.

Mitani, noch immer ein ausgedehntes Staatswesen, hatte jedenfalls seine besten Tage bereits hinter sich, als Tuschratta mit Mühe dort den väterlichen Thron bestieg. Der Name Hanirabbat, unter dem es bei allen Nachbarn figuriert, muß der ältere sein und nebenbei noch die Stammprovinz bezeichnen, an welche die jüngeren Erwerbungen sich dann erst angeschlossen hatten. Es ist festgestellt, daß das östliche Kappadokien, die bergige Landschaft Melitene am oberen Euphrat, noch um 690 Hanirabbat hieß, daß andererseits Mitani, im engeren Sinne, der später makedonisch Mygdonia genannten Landschaft, dem eigentlichen Mesopotamien, entsprochen haben muß. Wir sahen aber auch, daß Ninive, die spätere assyrische Hauptstadt, im Besitz Tuschrattas sich befunden hat; sonst hätte er schwerlich die Stadtgöttin Ischtar nach Ägypten schicken können. Ninive dürfte übrigens der östlichste Besitz des Reiches Hanirabbat-Mitani gewesen sein, dessen Schwerpunkt mehr westwärts lag. Es liegt eine Bemerkung des Königs von Alaschja vor, durch die der Pharao veranlaßt werden soll, künftig mit „den Königen der Hethiter und von Schanchar" keine Geschenke mehr auszutauschen. Als Schanchar wird hier Mitani bezeichnet, vielleicht nach seiner Residenz, wobei sich an das spätere Singara denken ließe, oder aber nach dem kleinasiatischen Teile seiner Besitzungen.

Im Gegensatz zum Hethiterreiche, das sich vom Hals Kleinasiens bei den Issischen Pässen her nach Syrien vorschiebt und im raschen Aufschwunge begriffen ist, steht Mitani am Vorabend seines Zusammenbruches. Die Babylonier sowohl als die Hethiter lauern darauf, jene reife Frucht zu pflücken, und es fehlte vielleicht wenig, daß Tuschratta, statt sich noch einmal die Krone zu erkämpfen, vor den eingedrungenen Hethitern hätte kapitulieren und so das Ende Mitanis sehen müssen. Die große „Liebe" des Königs für Ägypten ist also doch nicht bloß vom Glanze des Goldes, sondern auch durch die politische Zwangslage hervorgerufen. Wenige Jahrzehnte, nachdem der Briefwechsel für uns aufgehört hat, trat die Kata-

strophe ein. Mitani verschwand aus der Reihe der vorderasiatischen Staaten und machte aramäischen Kleinreichen Platz; die östlichen Grenzgaue samt Ninive nahm Assyrien in Besitz, als erste Stufe zu seiner späteren Obmacht im Orient.

Noch früher aber ereilte das Geschick die 18. Dynastie in Ägypten. Sogar seine Schöpfung bei El-Amarna hat Napchuria wahrscheinlich nicht mehr vollendet gesehen, denn er starb schon um 1366, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Nach einigen vergeblichen Versuchen seiner Tochtermänner, die „Lehre" aufrecht zu erhalten, trat die Katastrophe der Reform ein. Das Land litt schwer unter den blutigen Kämpfen, denen auch das Königshaus erlag. Amons siegreiche Verteidiger aber konnten jene verhaßte Sonnenscheibenstadt wieder dem Boden gleichmachen. Sie müssen eben im Anzuge gewesen sein, als ein königlicher Archivar den glücklichen Gedanken hatte, unsere Thontafelschätze an sicherem Orte in der Erde zu bergen und so für eine späte Nachwelt zu retten.

Übersicht.

I. Auffindung und Art der Thontafeln S. 3—5. Die Stätte von El-Amarna S. 3. — Der Fund S. 3/4. — Sein allgemeiner Inhalt u. s. w. S. 4/5.

II. Hof und Verwaltung der Ägypter S. 5—11. Die 18. Dynastie S. 6. — Amenophis IV. und seine Reformen S. 6/8. — Ihr Grundgedanke S. 8. — Der Hofstaat S. 8/9. — Die asiatische Verwaltung S. 9/10. — Das Verhalten des Pharao gegenüber den asiatischen Zuständen S. 11.

III. Die Briefe asiatischer Könige S. 12—20. Anrede S. 12. — Briefe Kadaschman-Bels S. 12/14. — Briefe Tuschrattas an Amenophis III. S. 14/16. — Thronbesteigung Amenophis' IV. S. 16/17. — Briefe des Burnaburiasch S. 17. — Schreiben aus Assyrien, Alaschja und vom Könige der Hethiter S. 17/18. — Tuschrattas Korrespondenz mit Teje und Amenophis IV. S. 19.

IV. Briefe der unterworfenen Asiaten S. 20—30. Anrede S. 20. — Aziru der Amoriter und Rib-Addi von Gebal S. 21/23. — Akizzi, Labaja S. 23/24. — Abdicheba von Jerusalem und die Habiri S. 24. — Milki-El und Tagi S. 25. — Beraubung fremder Gesandten S. 25/26. — Abimilki von Tyrus S. 26. — Sonstige Briefe: Adad-nirari, Jabitiri, Mut-Addi, die „Synoptiker" S. 27/28. — Itakama von Kadesch S. 28/29. — Die Länder Ube, Ugarit und Danuna S. 29/30. — Frauenbriefe S. 30.

V. Die allgemeine Lage zur Amarna-Zeit S. 30—32. Ursachen der Zustände in Syrien-Kanaan S. 30. — Die Lage des Reiches von Mitani S. 31. — Sein Untergang S. 31/32. — Ende der Reform in Ägypten S. 32.

Himmels- und Weltenbild der Babylonier

als

Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker

Von

Dr. Hugo Winckler

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage

Mit zwei Abbildungen



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 2/3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V 2 S. . . bez. AO. I 1² S. . .

Seit man begonnen hat sich um das Geistesleben der außerhalb der eigentlichen Mittelmeerkultur stehenden Völker zu bekümmern, hat sich immer mehr die Tatsache aufgedrängt, daß die Anschauungen über die nicht unmittelbar sinnlichen Eindrücke, über rein geistige Fragen, in einer merkwürdigen Weise übereinstimmen. Je mehr man von den Überlieferungen namentlich noch reiner Naturvölker sammelte, um so auffälliger traten diese Übereinstimmungen hervor, und es ist heute Gemeingut des Volkswissens, daß die Sintflut-Sage sich so ziemlich über den ganzen Erdball verbreitet findet, wenigstens bei allen Völkern, die überhaupt eine Anschauung und Überlieferung über die Dinge der nur sinnlichen, unmittelbaren Umgebung hinaus entwickelt haben. Dem Kenner der verschiedenen Mythologien und sonstigen Lehren primitiver Völker über den Ursprung der Dinge und die Ordnung des Weltalls ist es kaum noch auffällig, wenn er an ganz entgegengesetzten Punkten der Erde dieselbe Sage nicht nur dem Grundgedanken sondern auch der Einkleidungsform nach wiederfindet, und wenn namentlich, wie häufig oder fast gewöhnlich der Fall, der in der einen Überlieferung scheinbar bedeutungslos oder sogar unverständlich gewordene Zug durch die bei einem anderen Volke erhaltene Wendung seine Erklärung und Begründung findet, sodaß erst die Zusammenstellung beider das Erfassen des eigentlichen Sinns ermöglicht. Diese Tatsache ist so gewöhnlich und zwingt sich selbst der oberflächlichen Betrachtung so nachdrücklich auf, daß auch die weitgehendste Zweifelsucht sich ihr nicht verschließen kann. Um so schwieriger gestaltet sich aber die Frage nach der Erklärung solcher Erscheinungen, die den gewöhnlichen Vorstellungen von der Stellung unserer eigenen Kultur zum übrigen Erdenball rätselhafter erscheinen müssen als der naiven Anschauung von der Ableitung des Menschengeschlechts von Noahs drei Söhnen.

Eine Betrachtung des Geisteslebens der Naturvölker in diesem Zusammenhange verdanken wir in erster Linie dem unermüdlichen

Sammelfleiße und der tief eindringenden Betrachtungsweise A. Bastian's. Von ihm rührt auch die Erklärung her, welche für die merkwürdigen Parallelerscheinungen bis jetzt hat dienen müssen und nach dem Standpunkte der Wissenschaft allein dienen konnte. Wenn gleiche Anschauungen bei den Völkern unseres Kulturbereichs, bei den altorientalischen und klassischen wie bei ostasiatischen, der Bevölkerung der Südsee und Amerikas — und zwar den alten Kulturvölkern Mittel- und Südamerikas wie den Stämmen des Nordens — sich fanden, so konnte man nach den Vorstellungen, die man sich über die Zusammenhänge oder besser den Mangel an Zusammenhängen zwischen allen diesen Völkern bis jetzt noch machen muß, zunächst nur eine Erklärung auf Grund der Voraussetzung einer natürlichen Entwicklung menschlicher Vorstellungen zulassen. Es konnte sich dann nur um eine Weiterbildung der dem Menschen angeborenen Grundlagen seines Denkens und seiner geistigen Bedürfnisse, also um gleichartige Erzeugnisse allgemein menschlicher Voraussetzungen handeln. Wie der Mensch gewisse materielle Bedürfnisse in zwar dem Klima und den sonstigen Voraussetzungen seines Landes angepaßter, aber doch im Wesen gleicher Weise befriedigt und so seine Kultur in materieller Hinsicht ausbildet, so hätte man sich den gleichen Entwicklungsgang auch in geistiger Hinsicht zu denken. Bastian nannte das die Völkeridee.

Das würde auch genügen, um die Gemeinsamkeit vieler Vorstellungen zu erklären, namentlich soweit diese durch die umgebende Welt selbst an die Hand gegeben werden. Sehr bedenklich wird eine solche Annahme aber schon, wenn nicht der Gedanke selbst, sondern sein Ausdruck, wenn die Form gleichartig erscheint[1], und sie kann nicht mehr zur Erklärung ausreichen, wenn diese Form gar nicht das Wesen der Sache selbst trifft, wenn sie von den natürlichen Erscheinungen ihrer jetzigen Heimat, die sie erklären soll, nicht mehr hervorgerufen sein kann, ja vielleicht im Widerspruch zu ihnen steht. Am deutlichsten wird das vielleicht, wenn wir die Mythologie und Sage heranziehen. Daß der „gute Geist“ und der „böse Geist“ als Gottheiten des Lichtes und der Finsternis, der Ober- und Unterwelt erscheinen, kann leicht als Völkeridee begriffen werden. Wenn aber beispielsweise die oberste Gottheit, der „Allvater“, die Eigen-

1) Man vergleiche das S. 20 Anm. gegebene Beispiel des mexikanischen Kalenders, der in sich selbst unerklärbar, seine Erklärung im babylonischen System findet. Wer hier selbständige Entstehung („Völkeridee“) annimmt, muß deren Betätigung die Sicherheit einer mathematischen Formel oder einer Maschine zuschreiben.

schaften einer Mondgottheit in einer Mythologie zeigt, die ihn gar nicht als Mond kennt, sondern sein Wesen mit ganz anderen Erscheinungen in Zusammenhang bringt, so muß man von der Völkeridee absehen und kann nur noch die Entlehnung, die Herübernahme aus einer anderen Mutter-Mythologie, annehmen. Daß die Jahreswende Gegenstand einer Festfeier wird, ist in natürlichen und allgemein menschlichen Voraussetzungen begründet; wenn sie aber überall als Narrenfest begangen wird, wo die „verkehrte Welt" gespielt wird, wenn man einen Narrenkönig, gefahren in einem auf Räder gesetzten Schiffe, dem car naval, zum Herren des Festes wählt und allerhand Mummenschanz treibt, so wird auch bei weitestgehender Ausdehnung der Völkeridee eine Ableitung aus den allgemeinen Voraussetzungen zur Unmöglichkeit.

Eine bezeichnende Eigenschaft aller Mythologien und sonstigen Legenden führt auf die Spur der gemeinsamen Mutter. Überall ist es möglich, die Beziehung der einzelnen Lehren auf die Bewegung der Gestirne nachzuweisen. Der Ursprung der Mythen ist also astral und wie groß auch die Verschiedenheit der Einkleidungsformen im einzelnen sein mögen, immer ist zu erkennen, daß demjenigen, welcher ihnen ihre Form verliehen hat, dem Dichter, noch die Beziehung seiner Lehre zu den Erscheinungen des Sternenhimmels mehr oder minder klar gewesen ist.

Die Mythologie ist den ersten Kulturstufen der Menschheit Religion d. h. die Erklärung des Weltalls mit allen seinen sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen, die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung und Wesen der Dinge. Die Religion ist aber durchaus nicht bei allen Völkern Gestirnreligion, im Gegenteil setzt diese letztere bereits eine hoch entwickelte Kulturstufe voraus. Die Beobachtung der Gestirnbewegungen und ihre Ausbilduug zu einer besonderen Wissenschaft und Lehre, wie sie Vorbedingung für eine darauf gegründete Religion als Lehre vom Weltall ist, kann nur an den Mittelpunkten großer Kulturen entwickelt werden und in langen Zeiträumen das Ergebnis des Fleißes von Generationen und eigens dazu bestellten Pflegern bilden. Ein Menschenleben reicht nicht aus, um Beobachtungen am Gestirnumlauf zu machen, welche gestatteten, ein System darüber aufzustellen, das z. B. sich Rechenschaft — sei sie welcher Art sie wolle — über Mond- und gar Sonnenfinsternisse gäbe.

Eine nur oberflächliche Betrachtung der meisten Religionen zeigt zudem einen inneren Widerspruch. Der astrale Gehalt ihrer Mythen

und Lehren, das ganze Weltsystem in seiner tief durchdachten und verwickelten Durchbildung verträgt sich nicht mit der ganzen Kulturstufe des Volkes und entspricht in keiner Weise den gebräuchlichen Kultformen und volkstümlichen Vorstellungen von Göttern und Welt. Auch das zwingt wieder zu der Erklärung der höheren astralen Lehren als einer Entlehnung von anderswo, zu der Annahme, daß die Vorstellungen einer höheren Kulturstufe denen eines tieferstehenden Volkes aufgepfropft und mit ihnen nur ausgeglichen sind, ohne daß eine vollständige Umwälzung der Vorstellungen stattgefunden hätte. Eine entsprechende Erscheinung zeigt sich auch auf dem Gebiete unserer eigenen Kultur. Es ist bekannt, wie das Christentum im Abendlande bei seiner ersten Verbreitung mit den vorgefundenen heidnischen Kulten und Vorstellungen hat rechnen müssen, und wie namentlich in Sitten und Gebräuchen bis auf unsere Zeit Vieles der rein geistigen Religion Widerstand geleistet hat. Das bekannteste Beispiel ist wohl die deutsche Form der Feier des Weihnachtsfestes.

Einen solchen Widerspruch zeigt schon im alten Orient die ägyptische Religion. Die Gestalten ihrer Götter mit ihren Tierköpfen und den als Gottheit verehrten Tieren: Stier, Affe, Krokodil, Nilpferd u. s. w., sind Vorstellungen einer anderen Kulturstufe als die ist, welche in den Tempellehren und in der Wissenschaft der Ägypter zum Worte kommt. Dieser Widerspruch ist bereits dem klassischen Altertum zum vollen Bewußtsein gekommen und hat Veranlassung zu gleichem Spotte gegeben, wie sie rein rationalistische Aufklärung wohl auch an Formen unserer Kulte geübt hat, denen sie ebenso wenig historisches Verständnis entgegenbrachte, wie der Grieche und Römer dem alten Orient. Ein anderes Beispiel zeigt die mexikanische Religion, deren grauenhafte Götterfratzen und teilweise scheußliche Kultbräuche (Menschenopfer) nicht aus derselben Wurzel entsprossen sein können, wie die hoch entwickelte Kalender- und Himmelswissenschaft, ja die Götterlehre selbst, von der die Inschriften und Bücher zeugen.

Der Ursprung einer Welten- und Götterlehre, welche auf die Gestirne gegründet ist, kann nur dort gesucht werden, wo eine Gestirnreligion bezeugt ist, und wo die Astronomie eine dementsprechende Pflege und Entwicklung gefunden hat. Die Wiege der Astronomie ist aber nach einer nie verloren gegangenen Überlieferung das alte Babylonien gewesen. Das klassische Altertum hat das durch die Alexandrinische Wissenschaft noch anerkannt und die Abzweigung

nach den Kulturländern des Ostens — Indien und China — ist gleichfalls durch die neueren Feststellungen außer Zweifel gesetzt. Ebenfalls in Babylonien, dessen Lage zugleich einer Ausstrahlung nach Osten wie nach Westen am günstigsten ist, haben wir aber auch das Land der eigentlichen und ausgesprochenen Gestirnreligion. Dem Babylonier offenbart sich jeder Gott und jede im Weltenall und dem Wirken der Natur sich betätigende Kraft in den Gestirnen. Die Hauptgötter, welche den Namen der betreffenden Gestirne selbst führen, sind ihm Mond und Sonne, sowie die fünf Planeten. Seine ganze Anschauung vom Walten der Götter und von deren Wirksamkeit im übrigen Weltenall, in den Erscheinungen des Naturlebens, ist auf die Lehre gegründet, daß die Götter sich sichtbar vornehmlich in den Gestirnen offenbaren.

Die Feststellung der babylonischen Himmels- und Götterlehre liefert daher den Schlüssel zu den Mythologien und Sagen aller Völker, soweit diese überhaupt ein festes in sich geschlossenes und tiefer durchdachtes System zeigen. Diese Annahme steht, wie gesagt, vorläufig noch in starkem Widerspruche zu den Vorstellungen, die sich der moderne Mensch von dem Werdegang der Kultur vor der Entdeckung der „neuen Welt“ macht. Die Tatsache läßt sich aber nur verkennen, wenn man die Augen absichtlich schließt und überhaupt vermeiden will, den Grund der Erscheinung zu erforschen. Wie die Wanderung und Ausbreitung stattgefunden hat, liegt vorläufig für uns, wenigstens betreffs eines großen Teiles des Erdenballs, im Dunklen. Eine nur geringe Überlegung fügt freilich sofort hinzu, daß wir auch von allen übrigen Fragen über die Vergangenheit derselben Länder nichts wissen, daß unser Nichtwissen aber wissenschaftlicher Betrachtungsweise nicht die freilich vom Kulturmenschen gern angemaßte Berechtigung gibt, ein Nichtvorhandensein zu folgern. Die Wiedererschließung des alten Orients zwingt uns, die Vorstellungen von Weltgeschichte, in denen der heutige Kulturmensch noch aufgewachsen ist, völlig umzugestalten. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, wenn man die bloßen Zeiträume vergleicht. Die altorientalische Geschichte beginnt schon jetzt für uns um etwa 3000 v. Chr., das bedeutet eine Verschiebung des Anfanges der Kenntnis von unserer Kultur um das Doppelte. Mit anderen Worten heißt es, daß der frühere Anfang — die Kindheit des Hellenentums — jetzt in die Mitte zu liegen kommt. In gleicher Weise werden wir aber auch unsere Vorstellungen über die Bedeutung des Raumes in der Geschichte umzugestalten haben. Der Verkehr

und die Berührungen der Völker erscheinen uns noch immer als Errungenschaften unserer modernen Kultur. Die Formen und Mittel dieses Verkehrs mögen neu sein, wie die technischen Errungenschaften unserer Zeit. Das Altertum hat aber seinerseits mit seinen unvollkommenen technischen Werkzeugen Leistungen geschaffen, vor welchen die Neuzeit ebenso als vor Rätseln steht, wie europäischer Gewerbefleiß die Überlegenheit der ostasiatischen Kulturen und oft unzivilisierter Völker in Einzelleistungen anerkennen muß. Wenn die ausgebreitete Kenntnis der Naturvölker und eine vorurteilslose wissenschaftliche Würdigung ihrer Leistungen und Begabung durch die Ethnologie den Europäer längst nicht mehr in dem Lichte der Selbstverherrlichung erscheinen läßt, in der sich der Durchschnittsmensch von heute wohl noch immer unter der Nachwirkung des engen Gesichtskreises früherer Zeit gefällt, so findet diese ethnologische Betrachtungsweise ihrer Ergänzung und Bestätigung durch die den Werdegang aller Völker und besonders eines früher unbekannten und ungeahnten Altertums in Anschlag bringende historische Betrachtungsweise.

Der Horizont der „Weltgeschichte" war bisher zeitlich der von etwa dem 6. vorchristlichen Jahrhundert bis auf die Neuzeit, und räumlich der der klassischen und modernen westeuropäischen Völker. Eine wirkliche Kenntnis auch nur des mittelalterlichen Orients hat es nie gegeben, selbst heute gibt es keine wissenschaftliche Verarbeitung des Islams, welche dessen Rolle gegenüber dem mittelalterlichen Europa und überhaupt in der Entwicklung der Menschheit zu würdigen ermöglichte. Noch nicht einmal ein Anfang ist damit gemacht. So beschränkt also die Welt dieser „Weltgeschichte" zeitlich und räumlich ist, so falsch mußte auch die Vorstellung werden, die sie über die Bedeutung von Raum und Zeit in der Entwicklung des Menschengeschlechtes hervorrief. Wie irrig der Grieche und Römer über die früheren Kulturvölker und über die „barbarische" zeitgenössische Welt dachte, ist bekannt. Auch der moderne Durchschnittseuropäer steht aber — den veränderten Verhältnissen entsprechend — auf einem vielleicht nicht höheren Standpunkt.

So wird auch der Vorurteilslose und der Belehrung Zugängliche staunend fragen, wie man es sich erklären soll, wenn Theorien, welche das Babylonien des 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausends entwickelt hat, sich bei den Slaven des 12. nachchristlichen Jahrhunderts wiederfinden, in einer Zeit, wo die altorientalische Kultur seit zwei Jahrtausenden den Schlaf unter ihren Ruinenhügeln schlief;

wie man sich die Wanderungen gar zu den Völkern der „neuen Welt“ denken soll, wo noch in unseren Tagen Legenden gesammelt werden, und wo eine astronomische Wissenschaft und Kalenderlehre sich finden, für welche der gleiche Ursprung nicht bezweifelt werden kann. Die Erklärung, die Feststellung des Weges und der Mittel der Entlehnung ist uns vor der Hand versagt, die Tatsache selbst steht fest. Der menschliche Geist ist in den Geisteswissenschaften leicht geneigt, Dinge zu bezweifeln, die ihm in ihren Zusammenhängen nicht klar sind. Die Technik und Naturwissenschaft können durch den Augenschein und den Erfolg den Beweis der Wahrheit führen. Begriffen aber ist das Wesen der Elektrizität auch noch nicht, und die Entfernungen und Zeiträume, welche die Astronomie lehrt, faßt ebenfalls keine menschliche Vorstellungskraft. Auch die geschichtliche Betrachtung der Welt und der Menschheit wird darum einmal sich von den Tatsachen belehren lassen müssen, daß im ganzen weiten All Kräfte wirksam gewesen sind, welche der auf dem geistigen Gesichtskreis der französischen Revolution beruhende und bis ins 20. Jahrhundert hinüber gerettete Rationalismus noch nicht erfaßt hatte.

Das muß vorausgeschickt werden, um die Bedeutung zu veranschaulichen, welche die Kenntnis gerade der babylonischen Kultur für eine geschichtliche Auffassung des Entwicklungsganges der Menschheit hat. Ist bereits die politische Geschichte der Euphratländer ein wichtiger Teil dessen, was man unter Weltgeschichte verstehen muß, so wird in dem geschilderten Zusammenhang die Wichtigkeit der babylonischen Religion und ihrer Vorstellungen für alle noch nicht von der modern-europäischen oder der christlichen Weltauffassung berührten Völker klar.

Religion im Sinne des Orients ist die Erklärung alles dessen was ist, also eine Weltauffassung. Wenn die Weltanschauung aller Völker, welche überhaupt angefangen haben, sich Rechenschaft über ihr und ihrer Umgebung Dasein zu geben, von der babylonischen berührt worden ist, so kommen wir schließlich dazu, innerhalb der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit überhaupt nur zwei Weltanschauungen zu unterscheiden: die altbabylonische, deren Wesen uns hier beschäftigt, und die moderne, empirisch-naturwissenschaftliche, welche erst in der Entwicklung begriffen ist, und mit der alten auch noch auf manchen Gebieten des modernen Gesellschaftslebens im Kampfe liegt.

Weltanschauung und Religion ist für den alten Orientalen eins,

die Religion offenbart ihm durch die Götter und in ihrem Walten alle Rätsel der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Wenn aber die babylonischen Götter sich hauptsächlich in den Sternen verkörpern, so ist damit schon der Himmel und sein Bild als das große Buch gegeben, aus welchem der babylonische Priester die Erklärung aller an den Menschen herantretenden Fragen herausliest. Es ist bekannt, daß die Astrologie bis zum Siege der modernen Weltanschauung die Schwester der Astronomie gewesen ist. Besser muß man sagen: beide sind ursprünglich eins gewesen, denn die Astrologie ist die Anwendung der Beobachtung der Gestirne auf alle übrigen an den Menschen herantretende Fragen. Das Wissen ist dem naiven Menschenempfinden nicht Selbstzweck, nur angewandte Wissenschaft hat ihm Wert. Wenn man die Sterne beobachtet, so geschieht es, um aus ihnen zu erfahren, was sich auf der Erde vollziehen wird. Denn da die Sterne die sichtbare Offenbarung der Götter sind, so kann man aus ihren Bewegungen das Verhalten der Götter, als der das Weltall regierenden Mächte erschließen, und danach bestimmen, was geschehen muß. Die Astrologie ist also in diesem Sinne nicht nur kein Aberglaube, sondern sie ist die grundlegende Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften, welche die Grundlage und den Ausgangspunkt alles menschlichen Erkennens bildet und die ersten wie letzten Fragen zu lösen befähigt. An die Gestirne als die Verkünder des göttlichen Willens und Waltens hat unter der Nachwirkung dieser Vorstellung die Menschheit bis zum Anbruch der neuen Zeit geglaubt, erst die Entdeckungen eines Copernicus und Keppler haben die Herrschaft der Astrologie gestürzt — ein Beispiel, wie lange die babylonische Weltanschauung lebendig geblieben ist.

Götter-, Himmels- und Weltenlehre sind auf diese Art für die babylonische Auffassung eins. Es wäre völlig falsch, in ihren Göttern nur die Gestirne — Mond, Sonne, Planeten u. s. w. — zu erblicken. Die Gottheit ist auch ihnen eine geistige Macht, die sich nur in den einzelnen Teilen der Schöpfung, im Walten der Natur, und in allen Erscheinungen der sinnlichen Welt offenbart. Die Gestirne sind diese vornehmlichste Offenbarung, nicht aber die Gottheit selbst oder allein. Die vielfältigen Kultformen und Göttererscheinungen mit ihren zahllosen Namen, wie sie an den verschiedenen Orten verehrt werden, werden doch immer auf dieselben Grundbegriffe zurückgeführt und in Wahrheit sind es nur wenige Naturmächte oder Gottheitsbegriffe, die immer wieder in diesen vielfältigen Götterpersonen verkörpert

sind. Ein schönes Beispiel hierfür liefert die Erklärung, welche eine assyrische astronomische Tafel, im 7. Jahrhundert v. Chr. geschrieben, von dem Wesen der Götter und ihrer Verkörperung in den Planeten gibt. Wie wir noch sehen werden (S. 22), sind die vier Planeten: Mercur = Nebo, Juppiter = Marduk, Mars = Ninib, Saturn = Nergal. Die Tafel erklärt nun:

„Wenn der Stern des Marduk-Juppiter im Aufgehen ist (d. h. niedrig am Horizonte steht), ist er Nebo; wenn er [Zahl abgebrochen] Doppelstunden („Stundenbogen") hoch steht, ist er Marduk; wenn er in der Mitte des Himmels steht („culminirt"), ist er der Nibiru (d. h. der Durchgang, der Gott, welcher durch die Mittagshöhe geht, d. i. ebenfalls ein Name Marduks und der Planeten überhaupt)".

Der Planet Juppiter ist und bleibt der Juppiter, er mag hoch oder tief am Himmel stehen. Der Text hat daher den Erklärern große Schwierigkeiten verursacht, und doch ist seine Deutung sehr einfach, wenn man das geistige Wesen der babylonischen Gottheiten erkannt hat. Es steht nicht etwa da: Der Planet Marduk-Juppiter ist der Planet Nebo-Mercur, sondern: der Stern des Gottes Marduk ist der Gott Nebo und der Gott Nibiru. Der Sinn ist also: je nach der Stelle, welche der Planet am Himmel einnimmt, offenbart sich in ihm eine andere Macht und wirkt er mit einer anderen Kraft. Die weitere Vorstellung, welche zu Grunde liegt, wird uns noch klar werden.

Die göttliche Macht ist also nicht mit dem Weltenkörper gleichbedeutend, in dem sie sich wirksam zeigt. Sie besteht unabhängig von ihm und äußert sich auch in andern Erscheinungen des Weltalls. Zunächst am Himmel und an der Erde selbst, dann aber auch in den einzelnen Erscheinungen und Gegenständen der Natur. Den einzelnen Göttern gehören ihre Teilerscheinungen; Tiere, Metalle, Steine, Bäume, kurz alles was geschaffen ist, stellt eine Offenbarung des göttlichen Wesens dar, von dessen Kraft ihnen etwas inne wohnt, und die ihnen deshalb gehören, ihnen „heilig" sind.

In erster Linie sind es aber stets die Himmelserscheinungen, welche das göttliche Walten erkennen lassen, und die Himmelskunde ist daher die Grundlage des ganzen Systems, in welches der Babylonier seine Anschauung von einer göttlichen und einheitlichen Weltordnung gebracht hat. Als Hauptzug dieses Systems kann man wohl den Zweck des Nachweises der Harmonie, der regelmäßigen und zweckmäßigen Anordnung des Weltganzen ansehen. Die Weltordnung ist nach wenigen bestimmten Grundgesetzen bestimmt, deren Wirksamkeit sich in allen Einzelerscheinungen des Weltalls und der

Erde, im großen und größten, wie im kleinen und kleinsten wiederholt, gerade so wie dieselben Gottheiten immer wieder wirksam sind. So erscheint jeder selbständige Teil der Schöpfung wieder als ein Abbild des größeren Ganzen, er ist nach denselben Grundsätzen geordnet und eingeteilt, und in ihm wirken und verkörpern sich dieselben göttlichen Kräfte, wie es schon das Beispiel unseres astronomischen Textes zeigt.

Das System besteht also darin, daß es dieselben Erscheinungen, die gleichen Gesetze und Kräfte, in allen den verschiedenen Teilen und Unterteilen wiederfindet, und daß ihm ein jeder Teil des Weltalls ein Spiegelbild des andern oder des ganzen ist. Auf die Erde und ihre Teile übertragen heißt das, daß ein Land, als eine gottgewollte — wir würden sagen natürliche — Einheit auch am Himmel und im Weltenraume sein entsprechendes Spiegelbild haben muß. Wie dort oben in seinem Teile ein Gott waltet, so hat dieser sich auch das entsprechende irdische Land zu seinem Sitze erkoren und bestimmt alles, was darin geschieht, als ein rechter Landesherr (belu, kanaanäisch-hebräisch ba'al). Es ist Aufgabe der Geographie und der politischen Einteilung des Landes, die irdischen Verwaltungsbezirke mit den am Himmel vorgezeichneten in Einklang zu bringen; die Gaue oder Provinzen müssen den einzelnen Einteilungen des Himmels entsprechen, die Landeshauptstadt als Wohnsitz des Gottes entspricht der Stelle des Himmels, wo der Gott seinen Sitz hat und führt denselben Namen. Die babylonischen Städte, welche Sitze der großen Götterkulte sind, finden sich ebenso wie ihre großen Tempel am Himmel wieder, der irdische und der kosmische Ort sind Spiegelbilder, Verkörperungen desselben kosmischen Begriffes. So gibt es am Himmel ein Babylon, ein Eridu, die großen Tempel führen ihren Namen von dem kosmischen Orte oder Begriffe, den sie auf Erden darstellen: Sagila als Tempel Marduks in Babylon, der „Länderberg" als der Bels. Am Himmel gibt es einen Euphrat und Tigris, eine Unterwelt, einen Ozean und ein Luftreich, wie es dort oben ein Festland gibt, das zwischen diesen beiden liegt.

Die Einteilung erfolgt nach verschiedenen Schemen, deren jedes einen bestimmten Einteilungsgrundsatz in den Vordergrund stellt, ohne dabei aber die übrigen zu verwerfen. Wenn man sich als Sitz der Pflege einer bestimmten Theorie je einen der großen Tempel in demselben Sinne vorstellt, wie die griechische Philosophie ihre einzelnen Schulen hatte, oder wie etwa bei uns eine Universität die

theoretische Wissenschaft pflegt, so muß man sich bei dem Streben nach Harmonie und bei dem ganzen Charakter der orientalischen, sich leicht in kabbalistische Deuteleien verlierenden Lust am Spielen mit Worten und Gedanken, vorstellen, daß auch das von einem bestimmten Tempel bevorzugte Einteilungssystem diejenigen Gesichtspunkte in den Vordergrund rückte, welche dem Wesen seines Gottes entsprachen. Dabei werden die Rechte der andern nicht geleugnet, im Gegenteil ist es die Aufgabe des Systems, seine Berechtigung und Richtigkeit dadurch nachzuweisen, daß es sich auch den übrigen einfügt, wie der Gott seiner Pflegestätte zur Erhaltung des Gleichgewichts im Weltenall nötig ist. Kein System oder keine Einteilungsmethode will für sich allein bestehen, sie beweist im Gegenteil die Berechtigung aller durch den Nachweis, wie man von einem zum andern gelangt und wie alles zu einem harmonischen Ganzen ineinander greift wie das Räderwerk einer Maschine.

Es wird anzunehmen sein, daß dieses kunstvolle System nicht das Erzeugnis eines Kopfes und einer Pflegestätte ist, es muß wie jede Weltanschauung und Kultur, die für größere Gebiete gilt, geschichtlich geworden und aus dem Widerstreite verschiedener Kulturen und den Bestrebungen sich bekämpfender oder unterstützender Kultstätten allmählich hervorgegangen sein. Dieses Werden haben wir hier nicht zu verfolgen, können es auch mangels aller Anhaltspunkte noch nicht. Wir haben nicht die einzelnen Strömungen und Meinungsverschiedenheiten, sondern im Gegenteil das Gemeinsame, die Weltanschauung als Ganzes zu betrachten. Zweifellos hat sie sich in den Köpfen der Denker des alten Orients nicht weniger verschieden dargestellt und ist auch dort nicht weniger der Gegenstand von Angriffen und Weiterbildungsversuchen von tiefer gehenden Forschern gewesen — der Orient hat in seiner Entwickelung ebensowenig je still gestanden, als irgend ein Volk und als Gewordenes je aufhören kann, dem Naturgesetz des Werdens und Vergehens zu gehorchen — darüber werden wir aber kaum jemals näheres feststellen können, können es zum mindesten mit unseren Mitteln noch nicht.

Am besten veranschaulicht sich vielleicht das Wesen dieser Weltanschauung durch die Zahlentheorie, die es aufgestellt hat, und die uns aus ihr in derselben Weise entgegentritt, wie sie die pythagoräische Lehre — in allem ein Kind des Orients — herübergenommen hat. Nicht zum wenigsten daraus ist wohl auch gerade die Betonung der Zahlenlehre in der Überlieferung über Pythagoras zu erklären,

weniger daraus, daß diese Sekte — diese Organisationsform ist wieder orientalisch — die Zahlentheorie allein ausgebildet hätte.

Die Zahl ist ebenso wie jede Erscheinung der stofflichen und geistigen Welt[1] Ausfluß göttlichen Wirkens, auch in ihr offenbart sich das Walten der Gottheit, sie ist deshalb auch vom Himmel vorgeschrieben und von dort auf die Erde übertragen. Im Gegensatz zu unserer modernen, noch weit von der Entwickelung einer abgeschlossenen Weltanschauung entfernten Wissenschaft, sieht man auch hieraus wieder, wie der alte Babylonier nicht zahllose auseinander drängende oder neben einander herlaufende Wissenschaften kennt, sondern wie er alles aus einer Wurzel ableitet. Die Zahlenlehre, die Mathematik, ist ebenfalls ein Teil der am Himmel offenbarten Wissenschaft, deren Kenntnis die Menschheit der vom Gotte ihr gewordenen Überlieferung verdankt. Nicht Forschung, sondern Erhaltung oder höchstens Wiedererringung des etwa verloren gegangenen oder durch die Überlieferung getrübten, ältesten Wissens ist Aufgabe der Wissenschaft, denn der Höhepunkt menschlicher Vollkommenheit und menschlichen Wissens war naturgemäß die Offenbarung der Wissenschaften durch den Gott — Thot der Ägypter, welcher dem babylonischen Nebo entspricht.

Allgemein bekannt und teilweise noch lebendig ist der Glaube an die „Heiligkeit“ gewisser Zahlen. Namentlich die Drei und Sieben, auch die Dreizehn haben ihre Bedeutung noch immer im Volksbewußtsein in einer Weise bewahrt, daß sich niemand ihr ganz entziehen kann. Es ist aber falsch, daraus eine Bevorzugung gerade dieser Zahlen oder eine irgendwie mystische oder aus natürlichen Voraussetzungen durch Gewohnheit gewordene Ursache zu folgern. Der Glaube ist ein Überbleibsel der altorientalischen Lehre, welche den göttlichen Ursprung, also die Heiligkeit aller Zahlen lehrt und sie am Himmel und in der Organisation des Weltalls offenbart findet. Je nach den verschiedenen Einrichtungen eines Landes, den Bestimmungen einer Gesetzgebung, also örtlich und zeitlich verschiedenen, wird die eine oder andere Einteilungsweise bevorzugt und die betreffende Zahl spielt demnach bei dem in Betracht kommenden Volke eine besondere Rolle. An und für sich tritt also keine hervor, die Erscheinung von „heiligen“ Zahlen ist nicht aus irgend welchen

1) Auch die Sprache, das Wort und die Schrift wird von dieser Wissenschaft so behandelt (vgl. S. 42 Anm. 2); also die Grundsätze der Sprachwissenschaft und Philologie wie die der Mathematik sind dem allgemeinen Systeme eingeordnet, wie die von „Mineralogie“, „Botanik“ u. s. w. (S. 11).

„abergläubischen“ Vorstellungen zu erklären, sondern sie geht auf die altbabylonische Wissenschaft, in erster Linie die Himmelseinteilung zurück. So die Drei, deren Bedeutung wir kennen lernen werden, die Sieben, welche als Zahl der Wochentage schon ihren aus der Bewegung der Gestirne entnommenen Charakter zeigt, bei anderen Völkern die Neun (Perser, Edda, auch Rom: nundinae, und Araber) u. s. w. Immer ist der Ursprung der Anschauung also historisch als Entlehnung zu erklären, nicht aus allgemein menschlichen Anschauungen oder Gefühlsregungen.

Sobald man imstande war, wieder einen Keilschrifttext zu enträtseln, mußte man die Beobachtung machen, daß in der gebräuchlichen Schreibweise der Zahlen zwei Systeme durcheinandergingen, das sexagesimale und das Dezimalsystem, das auch wir von den Arabern übernommen haben. Die nächstliegende Annahme war, das Sexagesimalsystem den Sumerern zuzuschreiben, als dem älteren Volke und das Dezimalsystem in Übereinstimmung mit den Zahlwörtern der semitischen Sprachen für semitisch, also für später zu halten. Wir können jetzt klar genug sehen, um wenigstens zu erkennen, daß auf jeden Fall beide Systeme weiter über die Zeit hinaufreichen, die wir überhaupt als geschichtlich kennen. Der Gebrauch der dezimalen Schreib- und Rechnungsweise wird in der Tat jünger sein, seine Durchführung mag auch durch die Übereinstimmung mit semitischem Sprachgebrauch befördert worden sein: das ganze Wesen altbabylonischer Mathematik setzt aber die Durchführung des einen wie des andern schon in ältester Zeit voraus.

Von beiden ist übrigens das Sexagesimalsystem dasjenige, welches dem freien Rechnen ohne Zuhilfenahme der Schrift die größeren Vorteile gewährt, die Dezimalrechnung ist eine papierne Kunst, während die andere die Vorzüge einer größeren Anzahl von Teilen gibt: 2, 3, 4, 5 und namentlich 12. Es stellt sich daher sofort als besonders geeignet dar, um das Wesen babylonischer Welterklärung, die Harmonie im großen wie im kleinen zu veranschaulichen, und es liegt im wesentlichen der babylonischen Himmelseinteilung zu Grunde, von der es abgeleitet wird.[1]

Es besteht darin, die Zahl 60 als die größte Einheit in demselben Sinne zu fassen, wie es mit der Zehn im Dezimalsystem der

1) Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß diese Ableitung durch die babylonische Wissenschaft nichts für die wirkliche Entstehung, beweist. Diese Frage behandeln wir hier nicht (S. 8f.), sondern schildern nur die babylonische Auffassung.

Fall ist. Beim Schreiben mit Ziffern multipliziert je die vorhergehende Stelle wie hier mit 10 so dort mit 60. Die zunächstliegende Ziffer ist dabei die 1. An letzter Stelle bedeutet diese 1, vor 1 bis 59 erhält sie den Stellenwert sechzig, die 1 bis 59 sind also ebenda = 1×60 bis 59×60, die Stelle vor diesen würde den Lautwert von 60×60×60 haben, nur daß diese praktisch kaum noch vorkommt, denn da 60×60 — geschrieben als 1 vor folgenden 1 bis 59 — bereits 3600 ist, führt eine dieser 3600 vorgesetzte 59 schon zu Zahlen, welche in einem praktischen Gebrauche kaum vorkamen, also höchstens Rechenkunststückchen dargestellt haben würden. Die 60 führt als solche Rechnungseinheit den Namen schuschu (gräzisiert Sossos), die 3600 schar (Saros). Das Hineinspielen des Dezimalsystems hat dabei zur Einführung einer Zwischenstufe, dem ner (Neros) von 600 = 60×10 geführt[1].

Die beiden Grundzahlen des Sexagesimalsystems[2] sind neben der 1 die 5 und 12. Sie treten uns als solche in der Zeiteinteilung entgegen, die wiederum auf der Einteilung des Himmels beruht. Denn da die Zeiten durch den Umlauf der Gestirne bestimmt werden, so sind sie auch am Himmel vorgezeichnet und Ergebnisse des göttlichen Waltens. Bei dieser Ableitung wird aber die Zeit- zu einer Raumeinteilung, denn die Längenmaße werden ebenfalls von den entsprechenden Wegen der Gestirne abgeleitet und sind bei Zugrundelegung der gleichen Einheiten ein Spiegelbild der Zeiteinteilung.

So zerfällt der Weg der Sonne in 12 Abteilungen, die 12 Tierkreisbilder, in deren jedem die Sonne einen Monat lang steht, so daß das Jahr 12 Monate hat. Der Jahresumlauf der Sonne ist ein Kreislauf, ebenso der scheinbare Tagesumlauf. Dieser ist also ein Spiegelbild des Jahres und wird dementsprechend in 12 Unterabteilungen geteilt, kaspu genannt, also einer Doppelstunde entsprechend. Die Doppelstunde hat sich erhalten in der Einteilung des Kreises, welchen das Zifferblatt unserer Uhr darstellt, in 12 Abteilungen. Diese bedeuten also ursprünglich Doppelstunden, nicht unsere einfachen Stunden. Die 12 Teile zerfallen wieder jeder in

1) Lateinisch sexcenties als allgemeine große Zahl, statt unsers „tausend", erklärt sich hieraus. Der Babylonier wünscht natürlich auch dezimal „tausendmal" Heil.

2) Es liegt zu Grunde unserem Dutzend, der Einteilung eines ehemaligen deutschen Groschens in 12 Pfennige (englisch 1 shilling zu 12 pence), dem Schock zu 60 Stück, aus dem die Mandel zu 15 Stück sich als der vierte Teil ergibt (15 die Hälfte des 30tägigen Monats, Idus s. unten S. 23).

5 — die andere Grundzahl — Doppelminuten. Diese sind als himmlisches Maß gegeben durch die überlieferte Beobachtung der Babylonier, daß die Sonne die Zeit von 2 Doppelminuten oder den 30. Teil einer Doppelstunde zur Zeit der Tagesgleiche brauche, um ihren eigenen Durchmesser am Himmel zurückzulegen. Der Sonnendurchmesser beträgt also 4 Minuten = $^1/_{60}$ kaspu. Damit sind beide Längenmaße gegeben, als solches ist die kaspu in unsrer geographischen Meile erhalten, die ursprünglich als Wegstrecke von 2 Stunden gedacht ist.

Die Zahlen 5 und 7 geben 12; ist die 5 so als Sonnenzahl abgeleitet, so gilt 7 als die des Mondes, denn zu je 7 Tagen werden die 4 Viertel des Mondes gerechnet. Gibt die 7 die Anzahl der Wochentage, so hat das Altertum daneben auch eine fünftägige Woche im Gebrauche gehabt. Der Name der ersteren ist Siebenheit (hebräisch schebûʹa), der der andern Fünfheit (babylonisch chamuschtu). Wenn die „Heiligkeit" der Sieben bei den Juden und bei uns sich aus ihrer Bevorzugung der Sieben im Kalender erklärt, so würde für die Fünf offenbar dasselbe dort vorauszusetzen sein, wo Kalender und Gesetzgebung — beide ein und dasselbe — sich für sie entschieden.

Der Tag von 12 Doppelstunden wird durch Tag und Nacht in 2 Teile von je 6 Doppelstunden (bei Zugrundelegung der Tagesgleiche) geteilt. Für das Jahr entsprechen dem 6 Doppelmonate, deren Gebrauch noch der römische und altarabische Kalender in ihren Monatsbezeichnungen erweisen. Denn nur Januar bis Juni haben eigene Namen, sind also ursprünglich, die folgenden werden gezählt (Quinctilis bis Dezember), sind also auch der Zwölfereinteilung gegenüber jünger. Auf den Halbtag von 6 kaspu die Zwölfteilung angewendet, ergibt sie unsere Stunde von 60 Minuten. Der Halbtag hat $12 \times 60 = 720$ solcher Minuten, wie der ganze Tag 720 Doppelminuten, die den 720 Sonnenhalbmessern (360 Sonnendurchmesser zu je 4 Minuten, S. 19), entsprechen, welche den Tageskreislauf der Sonne umfassen. Entsprechend hat der Halbtag $360 = 6 \times 60$ Doppelminuten.

Der Halbtag zerfällt in drei Teile von je 4 einfachen oder 2 Doppelstunden: Morgen, Mittag und Abend, die Nacht in drei entsprechende Nachtwachen, alle 6 geben also das Spiegelbild der Doppelmonate im Jahre. Hier tritt die 3 hervor, deren Verwendung für die einzelnen Teile Zeiträume zu 240 einfachen Minuten ergibt

(vgl. S. 19), die also ein Ergebnis von 3- und 4-Teilung sind, den beiden Grundzahlen der 12.

Die 360 Teile des Ganztages mit ihrer Zugrundelegung der 4 entsprechen dem Jahresumlaufe der Sonne oder dem Jahre von 360 Tagen — wobei die übrigen 5¼ als überschüssig behandelt werden — oder 12 Monaten zu 30 Tagen. Das Jahr wird durch die 4 in die vier Vierteljahre zerlegt, deren jedes ein Viertel der Sonnenbahn ausfüllt in ihrem Hinauf- und Hinabsteigen vom tiefsten bis zum höchsten Punkte und umgekehrt. Dagegen hat die Zweiteilung des Tages in Tag und Nacht ihre Entsprechung in der Einteilung des Jahres nur in Sommer und Winter (vgl. 1. Mos. 8,22), der Zeit der aufsteigenden (vom Winter- bis zum Sommerwendepunkt) und der absteigenden Sonne.

Das Jahr von 360 Tagen hat 72 Fünferwochen, dagegen ergeben 60 solche Wochen nur ein Jahr von 10 Monaten, dessen Gebrauch oder wenigstens theoretische Festlegung uns für den älteren römischen Kalender ausdrücklich bezeugt ist (das sogenannte Romulusjahr von 304 Tagen, wobei die 4 überschüssigen Tage dieselbe Rolle spielen, wie die 5¼ oder 6 für das 360-tägige). Ein solches Jahr kann aber nur eine Unterabteilung eines größeren Zeitraumes sein, denn wenn das Jahr durch den Sonnenumlauf gegeben sein soll, so hat das 10-monatige keinen solchen Anhalt. Ein solches Jahr würde vielmehr bei 6-maliger Wiederholung durch alle Jahreszeiten hindurch gegangen sein, mit anderen Worten in 6-maligem eigenen Verlaufe sich mit dem gewöhnlichen 12-monatigen Sonnenjahre ausgleichen, während dieses mittlerweile sich 5-mal wiederholt hätte. Mit andern Worten, 5 Sonnenjahre sind gleich 6 solcher Jahre. Wir haben hierbei folgende Erscheinungen: Aufgebung des Zusammenfalls der natürlichen Jahreszeiten, also des jährlichen Sonnenumlaufes innerhalb des Jahres, und Verzicht auf dessen Ausgleich gerade wie es bei dem reinen Mondjahre des Islam der Fall ist, wo die 12 Monate in 33 Jahren durch das ganze Sonnenjahr hindurch wandern. Hier ist also diese Erscheinung auf das ganze Jahr übertragen, das nur als Teil einer größeren Einheit aufgefaßt wird. Erst innerhalb dieser wird der Ausgleich hergestellt, der durch die verschiedene Umlaufszeit von Mond und Sonne für das Jahr nötig wird.[1] Das führt auf Jahrescyklen oder

1) Die Einteilung rührt also von der Betonung des Mond- statt des Sonnenumlaufes her und diese ist altbabylonisch, denn der Mond ist der oberste und Vater der Götter in Babylonien.

lustra. Ferner kommt hier wieder die Einteilung nach 6 wie bei Doppelmonaten, Tag- und Nachtwachen, und zu 5 zum Vorschein, und wird gezeigt, wie beide in einander übergehen. Der Monat von $30 = 5 \times 6$ Tagen gehört dazu. Ein solches lustrum umfaßt 5 Sonnenjahre,[1] das römische lustrum betrug 4. Die Vierteilung führt uns aber auf die 240 (S. 17). $5 \times 240 = 1200$ ist $= 4 \times 300$. Wenn die 240 — oder 243, wie es bei Rechnung der überschüssigen Bruchteile nach Analogie von $365^1/_4$ und 304 heißen würde — auch nicht als Jahreseinheit bezeugt ist, so tritt sie doch als zu dem der römischen Zeitrechnung gehörigen System gehörig hervor, den 243 ist die Regierungszahl der römischen Könige.

Das Jahr besteht aus 72 Fünferwochen ($5 \times 72 = 360$). Das Doppeljahr, das 12 Doppelmonaten entsprechen würde, hat 144 solcher Wochen, d. i. aber das Gross, das seinerseits aus 12 Dutzend besteht; also: $2 \times 72 = 12 \times 12$. Fünf Jahre von 72 Fünferwochen, also ein lustrum, besteht aus 360 solcher Einheiten, ist also ein Abbild des Sonnenjahres und so gehen die Beziehungen weiter.

In gleicher Weise kann mit 8 und 9 eingeteilt werden, wie es die Einrichtung von nundinae — neun- oder achttägigen Wochen — bei den Römern erweist. Die 720 Doppelminuten, welche den Tagesumlauf der Sonne darstellen, mit 8 oder die 360 vierminutigen Teile mit 4 geteilt, geben 90, den Quadranten des Himmelsbogens, oder das Viertel der Erde, der „vier Weltgegenden" (babylonisch kibrat irbitti), deren jede wieder zwei Unterteile hat. Es sind ferner 2×360 und $3 \times 240 = 720$. Man hat sich vorzustellen, daß die vernachlässigten überschüssigen Tage des wirklichen Sonnenumlaufes stets in den entsprechenden Cyklen oder Lustren ausge-

1) Nach diesem Grundsatze werden die verschiedenen griechischen Festspiele berechnet, deren Zeit sich je nach den zum Ausgleich der bei solchen Cyklen nötigen Schaltungen oder Verrechnungen bestimmte. Die Olympischen Spiele waren vierjährig und fanden je nachdem im 49. oder 50. Monate statt, und dauerten fünf Tage (Epagomenenzeit: S. 57). — Die Zeitrechnung anderer Völker (so der Amerikanischen) sieht in anderer Weise von der Innehaltung des Sonnenjahres völlig ab und rechnet mit Zeiträumen („Monaten") von 20 Tagen, deren 13 (also $13 \times 20 = 260$) ein „Jahr" (Ternalmonate) bilden. Das ist das Prinzip der 13, welche an Stelle der 12 getreten ist — vgl. S. 22 — und demnach der $240 = 12 \times 20$ entspricht). Der Ausgleich mit dem Sonnenjahre findet statt in 52 Sonnenjahren. Das Schema, welches zugrunde liegt erklärt sich leicht aus der chamuschtu-Einteilung, deren System die mexikanischen Kalender klar und folgerichtig durchgeführt zeigen.

glichen werden, also in diesem Falle in einem 8- oder 9-jährigen. Die altarabische Rechnung, die sich auch sonst mit der altrömischen deckt (S. 17) zeigt auch die Spuren der Nundinen-Rechnung. Hierher gehören Mondmonate von $3 \times 9 = 27$ Tagen (Dauer des siderischen Monats, der wirklichen Umlaufszeit des Mondes bis zur selben Stelle des Himmels oder von $3 \times 10 = 30$ Tagen, wie der ausgeglichene Monat (S. 18) gerechnet wird.) Diese Einteilung kann man im griechischen Kalender nachweisen, der dementsprechend auch (Homer) nur drei Jahreszeiten kennt, wozu man die zu besprechende Dreiteilung des Tierkreises (S. 30) vergleiche.

Diese Beispiele dürften genügen, um das Wesen dieses Systems nachzuweisen, welches bezweckte, dieselben Gesetze und Kräfte überall wirksam zu erweisen. Besonders ist dabei zu beachten, wie im Umlauf von Sonne und Mond, der beiden regierenden Gestirne, dieselben Einteilungen nachgewiesen werden[1]; die 2 in den beiden Hälften der Laufbahn, oder die 4 in ihren vier Vierteln sind hier die Vermittler. Einen Ausgangspunkt, ein Früher oder Später kann man dabei nicht unterscheiden. Das Ganze und seine Einzelheiten lassen sich etwa mit einer Kreislinie vergleichen, von deren jedem Punkte man zu allen übrigen kommt, oder mit den Maschen eines Netzes, von denen dasselbe gilt.

Die Zahl, die hier als Ausfluß göttlicher oder himmlischer Kraft gilt, tritt in ihrer Beziehung zur Gottheit noch deutlicher hervor, sobald das Gebiet der Rechnung verlassen wird und die praktischeren Anwendungen des Kultes und der in das tägliche Leben eingreifenden religiösen Bestimmungen, der Festordnungen, in Frage kommen. Denn die Feste sind bestimmten Göttern nicht nach Willkür zugeeignet, sondern sie gehören ihnen in demselben Sinne, wie wir in dem astronomischen Texte (S. 11) verschiedene göttliche Gewalt im Planeten Juppiter sich offenbaren sahen, weil an diesem Tage oder in diesen Zeiten eben die betreffende göttliche Gewalt

1) Der dritte „Regent" des Tierkreises, die Venus, (S. 23 f.), ist dabei vernachlässigt, ihre Umlaufszeit ist praktisch kaum mit der von Sonne und Mond zu einem brauchbaren Kalender zu verarbeiten. Wie der mexikanische Kalender (S. 4 Anm.) die vom babylonischen und den übrigen unseres Kulturkreises vernachlässigte „Unglückszahl" 13 zugrunde legt, so ist ihm das Hauptgestirn die Venus, das „Teufelsgestirn" (Lucifer). Es ist aber trotz aller Bemühungen nicht möglich, seine Einteilungsweise aus dem Venusumlauf zu erklären. Vielmehr ist es die chamuschtu-Einteilung, die auf Sonne (und Mond) begründet ist, und der Venus nur zugeschoben wird. Ein Beweis für fremden Ursprung, deren zwanglose Erklärung im babylonischen Systeme oben gegeben ist.

regiert. Diese Einteilung steht selbstverständlich in demselben kunstvollen Verhältnisse, wie die Kalender- und Himmelseinteilung und ist dementsprechend im praktischen Gebrauche verschieden.

Es ist bekannt, daß die Tage der Woche den sieben Hauptgestirnen heilig sind, wie die lateinische und französische-englische Bezeichnung noch deutlich erkennen lassen: dies solis, lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni. Das sind Sonne und Mond nebst den fünf großen, den Alten bekannten Planeten. Die Einteilung ist die nach 7, also die bei Juden und Römern gebräuchliche. Sie unterscheidet die zwei großen Gestirne und die fünf Planeten.

Für die Fünferwoche würde man zunächst annehmen wollen, daß nur die letzteren genommen wurden, so daß Sonne und Mond als Regenten von Jahr und Monaten blieben. Indessen ist das nicht der Fall, vielmehr sind dabei Sonne, Mond, Venus, Juppiter und Merkur, mit Ausscheidung von Mars und Saturn, die benennenden Gestirne oder Gottheiten gewesen. Dabei ist dann nicht in 2 + 5, sondern in 3 + 2 zu teilen, denn Venus tritt hier als gleichberechtigt neben die beiden großen.

Das ist zunächst auffällig, hört es aber auf zu sein, wenn man sich der Bedeutung erinnert, welche die vier Viertel für Mond und Sonnenlauf haben. Als innerer, der Sonne näher als die Erde stehender Planet zeigt die Venus dieselben Erscheinungen wie der Mond, und daß diese Tatsache den Babyloniern bekannt gewesen sein muß, ist nach der ganzen Art, wie die Venus in der Mythologie behandelt wird, zweifellos. Muß doch sogar angenommen werden, daß sie die 4 Monde des Juppiter gekannt haben, eine Erscheinung die viel schwerer zu beobachten ist. In der Venus offenbart sich hiernach nicht eine einfache göttliche Kraft, sondern eine, die ebenso wie die von Mond und Sonne in vierfacher oder je nachdem zweifacher (zu- und abnehmender) Gestalt sich äußert. Die Venus ist also kein einfacher Planet, sondern ein großes Gestirn wie die beiden andern. Deshalb gelten bei den Babyloniern Sonne, Mond und Venus als die drei großen Gestirne, die drei Regenten des Tierkreises (S. 30). Vom Merkur müßte dasselbe wie von der Venus gelten, die Beobachtung von dessen Phasen ist bei seiner Sonnennähe aber ohne gute Instrumente nicht möglich.

Die vier Phasen des Sonnenlaufes, welche Frühling, Sommer, Herbst, Winter entsprechen, zeigen den Sonnengott oder die göttliche Macht überhaupt in vier Erscheinungs- oder Wirkungsformen. In

denselben zeigt er sich — man vergleiche wieder die astronomische Tafel — in den vier übrigen Planeten in der Reihenfolge Juppiter, Mars, Merkur, Saturn, welche sonach ebenfalls den vier Jahreszeiten entsprechen. Das ergibt für die Siebenteilung neben dem Schema 2 + 5 ein anderes von 3 + 4, wobei die drei großen Gottheiten Sonne, Mond und Venusgestirn in ihren vier Vierteln sich in den vier Planeten wiederholen.

Für die Fünfteilung ergibt sich dasselbe, indem die großen Gestirne oder ihre Gottheiten nur in ihren beiden Hauptphasen betrachtet werden, und dementsprechend das Jahr nur zwei Hälften hat. Dabei werden zwei der Planeten überflüssig, der des Sommers und der des Winters, also Mars und Saturn. Diese sind deshalb die beiden Unglücksplaneten, in derselben Weise, wie das für Schaltmonate eingeschaltete dreizehnte Tierkreiszeichen gegenüber den 12 anderen als unheilvoll erscheint. (Es ist das des Raben, des Unglücksvogels.)

Die Verteilung der sieben Gottheiten auf die Tage liegt in unserer Woche vor, für die Fünferwoche oder chamuschtu können wir daher ohne weiteres ein gleiches voraussetzen.[1] Die Sechsteilung haben wir vor der Hand nur für die Einteilung des Jahres in Doppelmonate und die des Tages bezeugt. Daß auch eine Sechserwoche zu diesem System gehört, ist nach dem Wesen der Systeme dabei selbstverständlich. Diese würde die drei großen Gottheiten und nur drei der Planeten berücksichtigen, also einen ausschalten. Das ist der Saturn, der Winterplanet, der daher von den beiden unheilvollen als der schlimmste gilt. Hierbei entsteht dann aber die Schwierigkeit, wie nunmehr zu verteilen ist. Es sind vermutlich zwei Wege eingeschlagen worden. Einmal ist man in Anlehnung an die Sieben-(und Vier-)Teilung dazu gekommen in zwei Viertel und eine Hälfte zu teilen, so daß also die zunehmenden großen Gestirne und damit die erste Hälfte des Jahres ihre Einteilung und ihre Gottheiten behielten, die abnehmende Hälfte aber wie bei der Fünfteilung als eins erschien, das also nur einer Gottheit oder einer Phase verblieb. Das Jahr zerfiel also danach in Frühling (Juppiter), Sommer (Mars) zu je drei Monaten und Herbst oder Winter (Merkur) zu 6 Monaten. Für das Jahr selbst ist eine solche Einteilung bis jetzt praktisch nicht belegbar. Sie geht

1) Es ist bezeugt für die Fünferwoche des Jahresschlusses, die überschüssigen 5 Tage, (Epagomenen) des Sonnenjahres, die ihrerseits eine fünftägige Festwoche bilden.

aber hervor aus der Monatseinteilung, wie sie die Römer haben. Diese teilt die erste Häfte des Monats in zwei kleine Teile (Kalendae, Nonae), die zweite Hälfte (von den Idus an) behandelt sie als eins. Auch die Unterscheidung in unserem astronomischen Texte erklärt sich daraus, denn sie verfolgt den Planeten (Juppiter) nur bis zu seinem Culminationspunkte, kennt also für die erste Hälfte seiner Sichtbarkeit zwei, für die zweite nur eine Eigenschaft.

Die andere Einteilungsweise wäre die regelmäßige, wonach die drei Planeten jeder vier Monate oder zwei Doppelmonate — also Teilung zu 4 oder 2 — erhielten, so daß ihre Dreiheit sich mit der der großen deckt; 3 und 4 kommen dabei auf andere Weise zu ihrem Rechte als bei der anderen Einteilung. Diese Einteilung würde auf die vier Viertel der Sonnenbahn verzichten müssen und dann der Symmetrie wegen auf die von Mond und Monat gleichfalls.[1] Der Grundsatz würde also ein rein rechnerischer, die äußeren natürlichen Erscheinungen außer Acht lassender sein. Wir haben bereits gesehen (S. 20), daß die altgriechische, homerische Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten zu diesem Schema gehört, griechisch ist auch die Einteilung des Monats in drei Drittel, wie sie in der Datierungsweise gebräuchlich ist. Wir werden daher hieraus auch wohl die dem Wortlaute nach vorläufig noch zweideutige Angabe des babylonischen Schöpfungsmythus zu erklären haben. Danach wurden die 12 Monate, also auch die 12 Tierkreisbilder, durch Sterne mit drei geteilt. Das kann schwerlich heißen: (in vier Teile) zu je 3 Monaten, sondern nur in 3 große Teile (jeder zu 4 Monaten).

Das ist ein Verfahren, welches wie gesagt die natürlichen Phasen der großen Gestirne außer acht läßt, gegenüber der Vier betont es die Drei, ohne erstere jedoch ganz zu vernachlässigen. Die Hauptabsicht ist eben immer den Ausgleich herzustellen. Eigentümlich ist der Einteilung, was religionsgeschichtlich bedeutungsvoll ist, daß bei ihr ein Schwanken in Bezug auf den dritten Teil oder den dritten Einteilungsfaktor eintritt (vgl. S. 20 Anm.).

Sonne, Mond und Venus sind die großen, regierenden Gestirne nach der Auffassung, welche die Dreiheit betont, Sonne und Mond,

1) Streng genommen geschieht das auch beim Monat immer, denn die vier Viertel decken sich nicht mit den 4 × 7 = 28 Tagen, welche als Mondzahl gelten (solange gilt der Mond als sichtbar) und noch weniger mit den 30 Tagen des ausgeglichenen Monates.

nach der, welche die zwei den übrigen Planeten entgegenstellt. Die Vorstellung, welche der ganzen Aufstellung zugrunde liegt, kann man eigentlich kaum noch als polytheistisch bezeichnen. Das ist die Form des Kultes, nicht aber die Lehre. Diese hat in ihren Gleichsetzungen vielmehr die Grundvorstellung der einen großen göttlichen Macht, welche sich in allen den verschiedenen Erscheinungen des Weltalls nur offenbart. In wie weit dabei esoterische Lehren mit dem Volksbewußtsein in Widerspruch gestanden oder sich von diesem entfernt haben, das zu untersuchen ist hier nicht die Aufgabe. Dieser Zwiespalt hat wohl zu allen Zeiten und unter der Herrschaft aller Kulturen bestanden. Ein Beispiel, wie aber diese Grundidee dem Volke — oder doch seinen höheren Klassen — eingeimpft wurde, bieten die Eigennamen der Babylonier und Assyrer, nach deren Muster auch die der anderen stammverwandten Völker gebildet sind. Es gibt eine große Anzahl davon, welche aus zwei Gottesnamen bestehen, wie Schamschi-Adad, Bir-Ramman, Adad-Ramman, ferner Namen, welche aus einer Verwandschaftsbezeichnung und einem Gottesnamen bestehen, wie Absalom (eigentlich Abi-Schalem), Achi-ja, Achi-hud neben Abi-hud, Achi-baal, Em-Aschtoret u. s. w. Die ersteren setzen beide Götter gleich, die anderen wollen nicht etwa ausdrücken: mein Vater, Bruder, Mutter ist der betreffende Gott, sondern sie verstehen unter Vater, Bruder u. s. w. die bestimmte Gestalt des Pantheons, der Götterfamilie, welche diese Rolle spielt, im Sinne von Vater Zeus, Mutter Hera u. s. w. Solche Namensbildungen drücken aber in ihren verschiedenen Bildungen nichts anderes aus, als daß der Name, d. h. die einzelne Erscheinungsform, die angenommene Gestalt, wohl verschieden ist, daß aber die offenbarte Macht dieselbe bleibt. Mann kann wohl darüber streiten, wo sich diese Macht in ihrer stärksten Form offenbart, sie ist aber immer im Grunde dieselbe.

Freilich die Form bleibt verschieden, und deren Bedeutung für den Menschen ist groß. Trotz aller Vergeistigung der Lehre hängt daher das praktische Leben sehr an der im Stoff geoffenbarten Form. So verehrt man an den verschiedenen Tempeln je eine Form der Gottheit, den Mond, die Sonne als Ganzes oder in einer ihrer vier Phasen, dementsprechend einen der Planeten u. s. w. Überall aber ist das Bestreben der Lehre, den eigenen Gott zwar in den Vordergrund zu stellen, ihn als den höchsten hinzustellen, aber doch immer nachzuweisen, daß er mit allen anderen identisch sei.

Die Macht eines Gottes äußert sich in der Machtstellung seiner

Verehrungsstätte; wo der mächtigste König seinen Sitz hat, dort wohnt auch der mächtigste Gott — oder geistig gesprochen, die mächtigste Offenbarungsform der Gottheit. Im Laufe der Jahrtausende hat die politische Macht der einzelnen Städte und Staaten häufig gewechselt. Von allen hat für uns eine die Anerkennung als Mittelpunkt der alten Kulturwelt bewahrt: Babylon, so daß wir das Land und die Kultur, ganz im Einklang mit den zwei letzten Jahrtausenden der vorderasiatischen Geschichte als babylonisch bezeichnen. Babylon ist der Sitz des Gottes Marduk, der sich in der Frühjahrssonne und dem Planeten Juppiter offenbart. Dem Babylonier ist er der Demiurgos, der Weltenschöpfer, welcher aus dem Kampfe mit den feindlichen Urgewalten durch die Besiegung des Ungeheuers Tiamat die Welt geschaffen hat und nun alljährlich — das Jahr als Spiegelbild der Ewigkeit — durch Besiegung der winterlichen Gewalten zu neuem Leben erweckt, indem er aus der Unterwelt — dem Bereiche der Wintersonne — wieder emportaucht. Der babylonische Schöpfungsmythus, von dem uns Teile erhalten sind, feiert ihn in dieser Rolle. Dieser Marduk wird aber von der babylonischen Lehre so ziemlich mit allen anderen Gottheiten gleichgesetzt. Dieselbe Erscheinung findet sich dann in den übrigen Spekulationen über das Wesen namentlich der nicht mehr einzelne Erscheinungen, sondern größere kosmische Begriffe, wie Luftreich, Wasserreich (Weltenmeer, Ozean) ausdrückenden Gottheiten. Denn auch diese müssen sich selbstverständlich dem System einfügen.

Das Welt- und Himmelsbild muß in allem dieselben Parallelerscheinungen zeigen, den irdischen Ländern und Gewässern müssen auch himmlische entsprechen, die Vorstellungen, die von dem einen abgeleitet sind, werden auf das andere übertragen, auch wiederholt sich dasselbe Bild in der Entwicklung der Zeiten, welche die Gestalten des Raumes zeigen.

Das nächstliegende für die menschliche Betrachtung ist das Erdreich selbst, es muß für die naive Anschauung den Mittelpunkt eines Welten- oder Erdenbildes darstellen, wie für den Menschen sein Selbst immer wieder zum Mittelpunkt seiner ganzen Weltbetrachtung wird. Was die irdische oder untere Welt, das muß auch die himmlische oder obere zeigen: besteht diese aus Luft, Erde und Wasser, so muß dasselbe auch mit der himmlischen Welt der Fall sein, in welcher die Götter in den Sternen leben und wirken. Die Erde zerfällt danach also in drei Teile, welche von oben nach unten geordnet Luft, Erde und Wasser sind. Die Anschauung der Anordnung ist

dabei genau dieselbe wie die unsrige von der Stellung der Erde im Weltenall, wie der Vergleich mit dem Himmelsbilde sogleich dartun wird. Das obere oder Luftreich erscheint nämlich kosmisch ausgerichtet mit dem Mittelpunkte des Nordpols — genau wie bei der Vorstellung der Endpunkte unserer Erdachse —, unter diesem als ein Streifen in Gestalt einer Wölbung, also eines Gebirgszuges, liegt die Erde, diese ruht auf dem untersten Teile, dem Ozean. Dessen Wasser quellen daher aus der Tiefe empor, wenn man die daraufliegende Erdschicht durchbricht.

Genau dasselbe Bild zeigt die obere Welt der Götter: der obere oder nördliche Teil ist das Luftreich, der mittlere das Erdreich und der untere das Wasserreich, der himmlische Ozean. Wie der irdische Ozean die Unterwelt darstellt, so ist der himmlische in seiner Art die Unterwelt. Identisch ist also Süden und Unterwelt auch hier wie bei unserer kosmischen Ausrichtung der Erdachse.

Der Teil der oberen Welt, welcher das himmlische Erdreich darstellt, ist naturgemäß, seinem irdischen Ebenbilde entsprechend, derjenige, in welchem sich die Götter vor allem tätig und wirkend offenbaren, der für sie ist, was die untere Erde für ihre Kinder, die Menschen. Es ist also derjenige Teil, in welchem sie in ihrer deutlichsten Offenbarung sich zeigen. Sonne, Mond und Planeten, die Offenbarer oder Dolmetscher der Götter, wie sie darum heißen, halten sich aber nur innerhalb eines bestimmten Teiles des Himmels auf. Das ist der Tierkreis, der den Weg darstellt, welchen sie auf ihrer himmlischen Wanderung durchmessen.

Der Tierkreis ist ein Gürtel von 20 Grad Breite, welcher den Äquator unter einem Winkel von $23^1/_2$ Graden schneidet. Sein nördlichster Punkt liegt also um 47 Grad von seinem südlichsten entfernt, während der Äquator die mittlere Parallellinie zwischen den Wendekreisen dieser beiden Punkte bildet. Der Kreis, welcher durch die Drehung des nördlichen Punktes entsteht, heißt nach dem entsprechenden Tierkreiszeichen Wendekreis des Krebses (höchster Standpunkt der Sonne, Sommersonnenwende), der südliche der des Steinbocks (Wintersonnenwende).

Der Tierkreis oder das himmlische Erdreich dient den großen Gestirnen oder Göttern als Weg, auf dem sie wandeln und als ihr eigenstes Reich. Wie ein Weg durch sonst unwegsames Gebiet, so führt er als feste Masse durch den Weltenraum. Dementsprechend ist sein Name: er heißt der schupuk schamê, der Himmelsdamm, wobei unter Damm der Bedeutung des Wortes gemäß genau das-

selbe zu verstehen ist, wie in unseren norddeutschen Sumpfgegenden: es ist die Aufschüttung, welche als Weg durch den Sumpf führt, ein römischer agger; Babylonien als sumpfige Niederung spricht hier aus seiner eigensten Natur heraus. Diesen „Himmelsdamm" zu regieren, also zum eigensten Herrschaftsgebiet, hat die Gottheit nach einem Schöpfungsmythus, der sich von dem mehrfach erwähnten von Babylon unterscheidet, den drei großen Gestirnen überwiesen: Sin, Schamasch und Istar: Mond, Sonne und Venus.

Die ganze Anschauung, sowie überhaupt die Grundzüge der babylonischen Götter- und Gestirnlehre sind noch in klassischer Überlieferung bei Diodor (II 30) erhalten und veranschaulichen das bisher ausgeführte in kurz zusammenfassender Weise:

„Die Chaldäer (d. i. Babylonier) lehren, daß die Welt ewig (uranfänglich) sei und weder einen Anfang gehabt, noch ein Ende nehmen werde[1], sowie daß die Ordnung und Verwaltung des Ganzen nach göttlicher Vorausbestimmung getroffen sei. So geschehe auch alles, was im Himmel vorfalle, jetzt nicht zufällig und mechanisch, sondern nach bestimmter und fest beschlossener göttlicher Entscheidung. Von den Gestirnen haben sie uralte Beobachtungen angestellt und sind die besten Kenner der Bewegungen und Wirkungen eines jeden, wonach sie viel von dem zukünftig geschehenden voraussagen können. Die größte Anschaulichkeit und Kraft finden sie aber bei den fünf sogenannten Planeten, welche sie mit gemeinsamen Namen Dolmetscher (ἑρμηνεις) nennen ..... So nennen sie sie, weil sie im Gegensatze zu den übrigen, die unbeweglich sind und nur eine festbestimmte Umdrehung haben (Fixsterne), allein ihren eigenen Weg gehen und so die Zukunft erkennen lassen, indem sie den Menschen die Absicht der Götter verdolmetschen. Denn durch Auf- und Untergang, sowie durch ihre Farbe verkündeten sie denen die darauf achteten, die Zukunft..... Unter ihrem Kreislauf (d. h. als dessen Träger) aber seien 36 andere Sternbilder aufgestellt, welche sie die ratenden Götter nennen.[2] Von diesen beobachteten die Hälfte die überirdischen, die andere Hälfte die unterirdischen Stätten, indem sie über das bei den Menschen und den Göttern geschehende gleichzeitig wachten. Alle 10 Tage aber werde von den obern einer der Gestirne als Bote geschickt, und ebenso umgekehrt von den untern zu den obern. Diese Bewegung sei für sie festgesetzt und in ewiger Wiederholung bestimmt. Von diesen aber seien 12 Götter die Herren, deren jedem sie einen Monat und eines der sogenannten 12 Tierkreisbilder (ζῴδια) zuschreiben. Durch diese hindurch aber vollführten Sonne, Mond und die fünf Planeten ihre Bewegung, indem die Sonne ihren Weg in einem Jahre, der Mond in einem Monat vollendete, während die fünf Planeten ihren Lauf je nach Geschwindigkeit und Zeit verschieden zurücklegten."

---

1) Denn es ist alles eine Wiederholung, eine Kreisbewegung, wie das Jahr. Nach der Vollendung der einen Umdrehung beginnt eine neue: ein neues Jahr, Zeitalter, Aeon u. s. w.

2) D. i. eben der Tierkreis, dessen 12 Bilder wieder in je 3, also im ganzen 36 Dekane geteilt werden.

Der Tierkreis erscheint hier als der Weg der sieben großen Gestirne, nur daß entsprechend der auch uns von den Griechen und Römern geläufigen Vorstellung zu 2 + 5, nicht zu 3 + 4 geschieden wird, wie es in der erwähnten babylonischen Angabe geschieht. Zu der Vorstellung von den alle 10 Tage als Bote hinauf- und hinabsteigenden Sternen ist nur zu bemerken, daß, was hier von den Unterteilen der 12 Tierbilder gesagt ist, natürlich auch von diesen selbst gilt: alle Monate geht eines auf und eines unter, d. h. es wird unsichtbar, tritt in den Strahlenkreis der Sonne, wird also von diesem den Blicken entzogen und geht mit ihr auf und unter. In der Mythologie spielt dieses Senden der Boten eine Rolle. Vorausgesetzt ist bei der Einteilung in zwei Hälften natürlich die Stellung während der Tag- und Nachtgleiche.

Die Tierkreisbilder, in welche der Himmelsdamm geteilt wird, werden hier als die Beobachter des Weltalls bezeichnet, während der Ausdruck für Himmelsdamm eine feste Masse, eine Aufschüttung oder ein festgestampftes Erdreich bezeichnet. In einer aus hellenistischer Zeit herrührenden Zusammenstellung phönizischer Kosmogonie und Mythologie, welche von ihrem Verfasser, Philo aus Byblos, nach dem Gebrauche seiner Zeit einem uralten Phönizier, Sachunjathon, zugeschrieben wird, die aber nur ein ganz spätes System bietet, heißt es von dem Tierkreis: „es entstanden verstandbegabte Tiere, welche Ζωφασημιν d. h. Beobachter des Himmels genannt wurden und in die Form eines Eies gebracht wurden“ (d. h. der Tierkreis hat diese Gestalt). Der Ausdruck Ζωφασημιν wird hier erklärt von hebräischem çophê Beobachter, Wächter und phönizisch schamîn = hebräisch schamajim Himmel. Die Berührung mit der Auffassung, welche Diodor vertritt, liegt auf der Hand und ist natürlich, da beide der gleichen Zeit angehören. Die Auslegung, welche diese Zeit und gerade Philo dem Ausdruck gaben, verpflichtet uns aber nicht, sie als die einzig giltige anzusehen.

Es liegt im Wesen altorientalischer Wissenschaft, auch den sprachlichen Bezeichnungen möglichst viel Seiten abzugewinnen, in gleicher Weise, wie wir es uns am Zahlensystem veranschaulicht haben. Besonders die semitischen Sprachen gewähren bei der Art ihres Baues den Erklärungskünsten einen großen Spielraum, und da das Altertum nicht unsere Sprachwissenschaft hatte (Vgl. S. 14 Anm.) so erklärte es mit Scharfsinn munter darauf los, indem es ihm nicht darauf ankam, ob der Anklang zufällig oder begründet war. Was uns als Wortwitz erscheinen würde, hatte in diesem Sinne gleiche Berechtigung

mit dem Richtigen. Die Erklärung, welche für die çôphê semin geben wird, hat daher keinen anderen Wert als den einer Deutung, welche unser Verfasser oder die Schule, welcher er folgte, dafür annahm. Eine andere Schule gab vielleicht statt dessen eine andere, ohne daß zu entscheiden wäre, welche die richtigere wäre. Eine andere Deutung, welche auf das Wesen des Tierkreises als festen Bodens führt, liegt aber sehr nahe, denn çaphâ heißt im Hebräischen (und danach kann es ohne weiteres auch für das Phönizische angenommen werden) auch: mit Metall überziehen, Metall hämmern, und eine Ableitung hiervon ist çephet der Knauf, d. h. die breite Wulst, die Verdickung oben an der Säule. Das führt aber auf die Vorstellung, welche noch der biblische Schöpfungsbericht von dem Tierkreis und seinem irdischen Ebenbilde — wenn auch in schon zum Teile abgeblaßter Form bewahrt hat. Es ist die „Feste“ oder das „Firmament“, welches die oberen und unteren Wasser zu trennen bestimmt ist (1. Mos. 1. 7). Der im Hebräischen dafür gebrauchte Ausdruck ist raqî', d. i. eine Ableitung von der çaphâ synonymen Wurzel raqa', welche „feststampfen, Metall festhämmern“ bedeutet; raqî' ist demnach auch noch das Postament einer Statue, oder der Untersatz einer Säule, der ebenfalls eine Verdickung darstellt. Eine andere Ableitung marqa' hat im Phönizischen dieselbe Bedeutung.

Der Tierkreis ist also im Himmelsraum der feste Teil, auf dem sich die großen Götter aufhalten und bewegen. Ebenso wie sein irdisches Ebenbild zerfällt aber auch er in drei Teile, welche ihrerseits gerade wie die Teile unseres Erdballes ein Luft-, Erd- und Wasserreich oder eine Oberwelt, Erde und Unterwelt darstellen. Auf jeden dieser drei Teile kommen dann vier Tierkreiszeichen, und zwar sind in der Zeit zwischen 3000 und 700 v. Chr. die Zeichen Stier bis Löwe die oberen, Jungfrau bis Schütze die mittleren und Steinbock bis Widder die unteren oder die der Wasserregion des Himmels. An Wassermann und Fischen kommt dieser Charakter des letzten Teiles äußerlich noch zum Ausdruck. Dabei besteht offenbar die Vorstellung, daß die irdischen und himmlischen drei Abteilungen je ineinander übergehen, so daß der obere Teil der Erde das Luftreich und der untere die Unterwelt oder das Wasserreich ihre Massen von den himmlischen empfangen. „Wenn wir das Land der Griechen (d. i. das nördlichste ihm bekannte) erobern“, läßt Herodot (7, 8) Xerxes sagen, „dann wird Persien an den Äther des Zeus (d. i. das Luftreich) grenzen.“

Wir müssen uns immer von neuem vergegenwärtigen, daß das,

was wir als ein System oder eine Weltenanschauung ansehen, das Erzeugnis von Jahrtausenden ist, und daß historisch und lokal bestimmte Durchbildungen oder Lehren gegolten haben, die wir in dieser Hinsicht noch nicht genau unterscheiden können. So zeigt die Diodorstelle neben der Dreiteilung des Tierkreises und der Welt deutlich die Zweiteilung, sie unterscheidet also zwischen Ober- und Unterwelt für den Himmel wie für die Erde. Dem entspricht, daß sie die 5 Planeten den zwei großen Gestirnen entgegenstellt, denn diese vertreten Tag und Nacht, welche Ober- und Unterwelt, Sommer und Winter entsprechen. Das führt also zu einer Einteilung des Tierkreises zu je 6 Bildern, welche kurzweg als oberer und unterer Teil erscheinen. Als trennend zwischen beiden ist dann wohl die Erde gedacht.

Die drei Teile des Tierkreises und der Erde gehören den drei Göttern — deren Dreiheit wieder parallel zu den drei Regenten, den großen Gestirnen steht — Anu, Bel, Ea. Anu als Luftgott entspricht dem „Äther des Zeus", Bel ist der „Herr der Länder", d. i. der Gott des Erdreiches und entspricht damit ebenfalls Zeus, da das Griechentum die Zweiteilung bevorzugt (bei der Dreiteilung vertritt ihn zum Teile Hephaistos). Bels Reich, also das obere und untere Erdreich erscheint als Berg und heißt der Länderberg (schad matati), weil er die Länder, das feste Land, umfaßt. Das Wasserreich, die Unterwelt gehört Ea-Poseidon, es ist der apsu oder Ozean.

Ob die Zweiteilung den Bergcharakter des Erdreiches, der „Länder", lehrt muß dahingestellt bleiben, auf jeden Fall unterscheidet sie aber darauf zwei Bergspitzen, die den Nord- und Südpunkt darstellen, d. h. die beiden Grenzen der beiden Reiche oder die Wendepunkte der Sonnenlaufbahn. Bei beiden geht die Sonne auf und unter, tritt sie in die beiden Reiche ein, es sind also die Anfangspunkte ihres aufsteigenden oder abfallenden Jahresumlaufs. Dort wo die Zweiteilung betont wird — so im phönizisch-kanaanäischen Kulte — begegnen auch die beiden Bergspitzen. Wie sich der „Länderberg" der Dreiteilung dazu stellt, ist noch unklar, eine reinliche Scheidung zwischen beiden Anschauungen braucht auch gar nicht immer vorausgesetzt zu werden.

Der Dreiheit Anu, Bel und Ea gehört also das Weltgebäude; kosmische Begriffe, die darüber hinausgehen, sind Konstruktionen, gehören aber nicht mehr zu den Kulten und spielen in der Mythologie keine größere Rolle. Dagegen ist, wie schon die Diodorstelle

besagt, jedes der zwölf Tierkreiszeichen und damit jeder Monat einem bestimmten Gotte heilig. Die verschiedenen Kalender und Rechnungsweisen, auch die verschiedenen Jahrhunderte oder Jahrtausende haben darin naturgemäß mancherlei Abweichungen erzeugt. Ein System, das nur 6 Doppelmonate unterschied, verteilte die 6 Abteilungen an je einen Gott, die Vierteilung in vier Vierteljahre gibt die je drei Monate oder je den ersten von dreien seiner Gottheit — der des betreffenden Planeten oder der entsprechenden Sonnenphase (S. 20) u. s. w.

Eine Erscheinung ist aber bei dieser Verteilung feststehend und behauptet sich auch in einer Zeit, wo sie den bestehenden Tatsachen eigentlich widerspricht. Das babylonische Pantheon stellt nicht den Sonnengott, sondern den Mondgott an die Spitze — warum, ist noch nicht klar. Diesem gehört nun nicht der erste Monat des Jahres, sondern erst der dritte, und an vierter Stelle steht dann der Sonnengott. Eine assyrische Monatsliste, die im 7. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, verteilt:

Nisan (1. Monat = März-April): gehört Anu und Bel.
Ijjar gehört Ea
Sivan gehört Sin (Mond)
Tammuz gehört Ninib (der hier seine Stelle mit Schamasch, dem Sonnengott vertauscht hat).

Das babylonische Jahr beginnt im Frühjahr, also mit der Tagesgleiche, die in der Zeit der Abfassung der Liste eben mit dem 1. Nisan zusammenfiel, nicht mit der Wintersonnenwende. Wir haben bei dieser Verteilung daher folgende Erscheinungen: 1. Es wird hier, wie oben für die Zweiteilung und den Übergang ins Griechische bemerkt, das Reich Anus und Bels als eins betrachtet (Zeus), das ist also spätere Anschauung, für den zweiten Monat folgt dann Ea. 2. Mit Sin muß ein neuer Abschnitt beginnen. Gerade für den Sivan (Mai-Juni) bietet aber der Kalender keinen natürlichen Abschnitt, die Zuerteilung des Monats an den Hauptgott des Pantheons muß daher eine geschichtliche, in früheren Verhältnissen begründete Ursache haben.

Diese Ursache ergibt sich ohne weiteres aus einer sehr einfachen historischen Erwägung und einer anderweitigen Angabe über die Bedeutung des Monats Sivan. Die ältesten Urkunden, die wir haben, zeigen bereits eines der Kalendersysteme, die noch in spätester Zeit im Gebrauche sind. Diese Urkunden gehören der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. an, eine Zeit, die wir durchaus noch nicht als Anfangsepoche babylonischer Kultur ansehen können. Nun findet

infolge der Verschiebung der Erdachse oder der Pole bekanntlich auch eine Verschiebung des Punktes der Tagesgleichen statt, welche bewirkt, daß diese in ca. 26 000 Jahren durch den ganzen Tierkreis wandern. In einem jeden der 12 Tierkreiszeichen bleibt also der Frühjahrspunkt etwas über 2000 Jahre. Die uns geläufige Aufzählung der Tierkreiszeichen, wie sie der bekannte versus memorialis enthält[1], ist die des klassischen Altertums. In den Widder ist die Frühjahrssonne etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. getreten, so daß sie jetzt eigentlich schon im Anfang der Fische steht. Es konnte den Babyloniern bei ihrer scharfen Himmelsbeobachtung natürlich nicht unbekannt bleiben, daß ihre Kalendereinrichtung durch diese Präzession der Tagesgleichen allmählich unzutreffend werden mußte, daß also nach etwas mehr als zwei Jahrtausenden eine Verschiebung um je einen Monat stattgefunden hatte. Da die gedachten ältesten Urkunden in eine Zeit fallen, wo der Frühjahrsanfang noch nicht lange in den Stier fiel, so muß der Anfang babylonischer Kultur oder vielmehr die Entwickelung der Götterlehre zum mindesten in der vorhergehenden Periode gesucht werden, als der Tagesgleichenpunkt noch in den Zwillingen lag. Denn damals war der dem Sivan entsprechende Monat der erste des Jahres.

Das stimmt zu einer sonst völlig unverständlichen Angabe. Noch der assyrische König Sargon (722—705 v. Chr.) bezeichnet den Sivan als den Monat, wo der Mondgott aus den Sonnenstrahlen hervortritt. Das tut der Mond nun zwar allmonatlich, gemeint ist damit aber das Zusammentreffen von Mond und Frühjahrssonne im selben Tierkreiszeichen, also der Frühjahrsmond, von dessen Erscheinen bekanntlich noch jetzt unser Osterfest — das dem babylonischen Neujahr entspricht — abhängig ist.

Der babylonische Kalender hat also historisch zum mindesten zwei große Umrechnungen durchgemacht, deren staatliche Feststellung jedesmal eine Kalenderreform bedeutet. Die letzte, welche die Umrechnung auf das Widderfrühjahr brachte, ist in Babylon vom König Nabonassar durchgeführt worden, der politisch sonst keine Bedeutung hatte. Alle astronomischen Berechnungen des Altertums, auf welche, wie erwähnt, unsere Tierkreisordnung zurückgeht, beginnen deshalb mit Nabonassars Reform ein neues Zeitalter, ein weiterer

1) Sunt aries taurus gemini cancer leo virgo Libraque scorpius arcitenens caper amphora pisces (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau; Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische).

Beweis, auf welche Quellen die Astronomie zurückgeht, welche über Alexandria und die Araber auf uns gekommen ist.

Jede dieser Umrechnungen bedeutete eine neue Aera, ein völlig neues Zeitalter. Denn wenn jedes Tierkreiszeichen einem Gotte eignete, so hatte dieser auch während der Zeit die Herrschaft geführt, die Welt gelenkt. Das war in ältester Zeit Sin gewesen, das nächste Zeitalter hatte dem Sonnengott gehört. Die ältere Zeit bezeichnet deshalb derselbe Sargon von Assyrien als die Zeiten des Nannar (einer Erscheinungsform des Mondgottes).

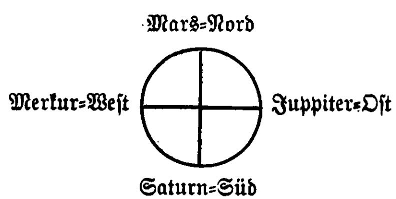
Das ist die altbabylonische Anschauung, nach welcher der Mond an der Spitze steht und der Vater der Götter ist, in anderen Ländern hat man die Sonne als das erste von den beiden großen Gestirnen angesehen. So in Ägypten, dessen Hauptkulte die von Sonnengöttern sind. Dort würde man also eine Ordnung: Zeitalter der Sonne als erstes und des Mondes als zweites vorauszusetzen haben. Die ägyptische und babylonische Kultur sind, soweit sie uns hier angehen, nicht von einander zu trennen, ebensowenig wie die zweier moderner Kulturstaaten. Eine ältere Astronomie in dem einen von beiden ist undenkbar; daß Babylonien das Heimatland im engeren Sinne sein muß, sahen wir bereits (S. 6 f.). Nun ist in Ägypten eine Lehre wenn nicht entwickelt, so doch in späterer Zeit betont worden, welche in der Tat die Sonne in den Vordergrund schiebt. Nach der altbabylonischen Sivan-Rechnung fällt der nächste Monat, also der, wo die Sonne im Krebse steht, auf den Sonnengott. Die spätere ägyptische Rechnung — wie sie z. B. in dem berühmten Tierkreise von Dendera dargestellt wird — verlegt deshalb den Anfang der Weltrechnung in ein künstlich konstruiertes Zeitalter des Krebses, also die Zeit vor etwa 5000 v. Chr., wo der Frühjahrspunkt im Krebse lag. An Ägypten (Alexandria) hat die römische Zeitrechnung angeknüpft[1], und von den Römern haben wir die unsrige.

Es ist bekannt, daß die griechisch-römische Anschauung das Zeitalter Saturns (Kronos) vor das ihrer Gegenwart, welche Zeus regiert, setzt. Der Planet Saturn ist der Planet der Wintersonne (S. 22). In der oben angeführten Diodorstelle, welche die späteste Anschauung wiedergibt, heißt es noch, daß die Babylonier den Planeten Saturn besonders als den der Sonne angesehen und

1) Man lese über die Betonung der Sonne als Urwesen aller Götter (im Sinne von S. 22) und über das Krebszeitalter Macrobius' Saturnalien nach, wo die ägyptische Lehre wiedergegeben wird.

ihn so genannt hätten. Dasselbe könnte, wie wir wissen, von jedem anderen der vier Planeten gesagt werden, denn auch Merkur, Mars und Juppiter vertreten je ihre Sonnenphase und stellen je nach ihrer Stellung am Himmel ebenfalls den Sonnengott überhaupt dar, wie wir aus der astronomischen Tafel folgerten. So wird auch Mars als Sonnengott bezeichnet und von Juppiter-Marduk ist es selbstverständlich, da er ja das Sonnenjahr beginnt und überhaupt alle Götter in sich faßt (S. 25). Eine Kalender- und Himmelsordnung, welche den Saturn, die Wintersonne, betonte und welche den Sonnenlauf nicht mit der Frühjahrssonne, also in der Tagesgleiche, beim Verlassen der Wasserregion, beginnen ließ, sondern in der Wintersonne bei der Sonnenwende, also wenn sie anfängt wieder aufzusteigen, mußte auch das Jahr mit dem Winter statt mit dem Frühjahr beginnen. Das tut demgemäß auch der römische Kalender und diese Anschauung liegt bekanntlich unserem Weihnachten zugrunde.

Wenn wir die vier Planeten in der Reihenfolge ihrer Entsprechung mit den vier Vierteln der Sonnenlaufbahn (S. 22) ordnen, so erhalten wir das Bild (das also die Sonnenbahn, die Ekliptik selbst darstellt):



Da Saturn als Sonnenplanet gilt, so ist sein Gegenüber, der Mars, der Mondplanet, denn der Mond steht als Vollmond der Sonne gegenüber; wenn daher in der Tagesgleiche der Vollmond kulminiert, steht die Sonne auf dem tiefsten Punkte der Ekliptik. Der Nord- oder Kulminationspunkt ist aber nach der obigen astronomischen Tafel der des Nibiru-Mars.

Auch hier spricht also wieder die babylonische Anschauung vom Monde als dem obersten und maßgebenden Gestirne, denn dessen Vollphase gilt als die das Gleichgewicht der Welt bestimmende, als der Zeitpunkt, welcher die maßgebenden Gewalten jede an ihrem eigentlichen Wirkungskreise zeigt. Volkstümlich würde diese Anschauung ausgedrückt worden sein: Bei Erschaffung der Welt stand der Mond als Vollmond am Nibiru-Punkte (Nordpunkte seiner Laufbahn), die Sonne in Opposition am Südpunkte der Ekliptik.

Die Anschauung ist wieder recht eigentlich astral oder astronomisch. Ganz im Gegensatze zu unserem Empfinden müßte die Sonne als Tagesgestirn das der Oberwelt, der Mond das der Nacht und Unterwelt sein. Astronomisch ist aber das Gegenteil richtig. Diejenigen Gestirne, welche in die Sonne eintreten (d. h umgekehrt, welche die Sonne bedeckt), gehen unter d. h. werden unsichtbar (heliakischer Untergang). Deshalb ist die Sonne die am Himmel als Unterweltgottheit geoffenbarte Macht. Mit irgendwelchen natürlichen Empfindungen von der verheerenden Glut der Sonne heißer Länder hat das zunächst theoretisch nichts zu tun.

Der Norden des Himmels und des Tierkreises gehört also nach babylonischer Anschauung der obersten Gestalt der babylonischen Götterlehre, dem Mondgotte Sin. Umgekehrt betont der Ägypter den Sonnengott. Das entspricht der Lage der beiden Länder im vorderasiatischen Kulturkreise, denn Ägypten ist das Südland. Die Einheitlichkeit des Systems erfordert dann aber weiter, daß der Ägypter das ganze Weltall seiner Lehre entsprechend ansieht, er richtet sich deshalb nach Süden, und der Süden ist ihm das „Oben" im All, denn von dort kommt sein Fluß. Kommen wir damit schon auf eine irdische praktische Erklärung der Lehre, so ist dem Babylonier die Natur seines Landes günstiger. Sein Fluß kommt aus dem Norden und so ist seine Ausrichtung des Weltalls nach Norden sowohl für das irdische wie für das himmlische Babylonien zutreffend. Denn der Norden ist tatsächlich das „Oben" im Weltall.

Der Norden ist also oben, der Süden unten. Im Tierkreis und der Ekliptik sind die beiden Punkte die der Sonnenwenden, der Sommerpunkt (Norden) und der Winterpunkt (Süden). Das ist die Zweiteilung der Sonnenbahn, bei welcher die beiden entsprechenden Planeten Mars und Saturn wegfallen, denn sie sind mit Mond und Sonne gleichbedeutend, durch diese vertreten. Daneben bestehen noch die beiden Tagesgleichenpunkte, Ost und West. Bei einer Zweiteilung gehören diese beiden mit Süd und Nord zusammen, denn sie stellen den mittleren Punkt der Sonne dar in ihrem aufsteigenden und absteigenden Laufe. Der Westen ist also Mondbereich und „oben", der Osten Sonnenbereich und „unten". Das ist die älteste Anschauung, welche der des altbabylonischen Mondkultes entspricht. Sie ist zugleich wieder astronomisch richtig, denn sie entspricht dem tatsächlichen Laufe der Sonne, welche von Westen nach Osten durch den Tierkreis läuft. Die alte Ausrichtung wendet sich also nach Norden oder, wenn sie den Tagesgleichenpunkt wählt,

nach Westen. Darum beginnt die ältere Rechnung das Jahr im Herbst, nicht im Frühjahr.

Babylon ist in Babylonien eine verhältnismäßig junge Stadt[1]. Mit seinem Emporkommen unter einer eigenen Dynastie wurde auch der Kult seines Gottes der maßgebende (vgl. S. 25), und demgemäß mußte die Lehre Babylons darauf zugeschnitten werden, ihn als die bestimmende Kraft im Weltall zu erweisen. Marduk ist der Gott der Frühjahrssonne, des Ostens. Demgemäß beginnt die Lehre von Babylon das Jahr im Frühling und sieht den Osten als die Weltrichtung an. Für den Sonnenlauf richtet sie sich also nach dem scheinbaren Tagesumlauf der Sonne. Gegenüber der alten Lehre ist das ein Rückschritt, denn die Anschauung ist astronomisch falsch. So bedeutsam und maßgebend auch die Rolle Babylons in der weiteren Entwicklung des Orients gewesen ist, seine Lehre wie seine Herrschaft stellen einen Rückschritt in der Kulturentwicklung dar. Das Babylonien der Dynastie Hammurabis steht dem älteren gegenüber wie unser Mittelalter in seiner Blüte dem klassischen Altertum.

Indem wir uns stets die Lehren der astronomischen Tafel (S. 34) vergegenwärtigen, verstehen wir ohne weiteres, wenn nunmehr die babylonische Mythologie und Kosmologie in der Lehre der Stadt Babylon ein stets verändertes Aussehen erhalten mußte: Die veränderte Weltrichtung bedeutete auch eine Umkehrung der göttlichen Kräfte, welche sich in den einzelnen Weltpunkten offenbarten: die Rolle Nebo-Merkurs, des Westgottes spielt jetzt Marduk-Juppiter, der Ostgott, und folgerichtig muß die Götterlehre die Offenbarung der betreffenden Götter in den entgegengesetzten Erscheinungen finden.

Man kann sich den Gegensatz gegen die frühere Lehre kaum groß genug vorstellen. Wenn man heute dem Westeuropäer bei einem Besuche des Orients die grundsätzliche Verschiedenheit des islamischen Orientalen in Anschauungen, Empfinden und Denkweise veranschaulichen will, so macht man ihn wohl darauf aufmerksam, daß wir den Kopf frei und kühl, die Füße eingeschnürt und warm halten, der Orientale den Kopf warm einwickelt und die Füße kühl hält. Einen Gegensatz der Lehre, der größer ist als derjenige der großen herrschenden Religionen[2] der westlichen Welt untereinander,

1) Vgl. Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens S. 13 (AO. II, 1).

2) Der Gegensatz der Theorie und Lehre ist aber durchaus nicht identisch mit dem der Einrichtungen des praktischen Lebens. Die Tatsachen machen ihr Recht aller Lehre zum Trotz geltend.

bedeutet die Lehre Babylons gegenüber der älteren, einen Gegensatz, der die Dinge gerade auf den Kopf stellt.

Die Götterlehre, welche die vornehmlichste Offenbarung in den Gestirnen sieht, mußte bei ihrer Reformation deren Bedeutung umdeuten. War Nebo-Merkur zum Marduk-Juppiter geworden, offenbarte sich die Kraft des aufgehenden Lebens nicht mehr im Westen, sondern im Osten, so mußten auch die Werte, die Kräfte der betreffenden Planeten vertauscht werden. In der Reihenfolge der Jahreszeiten des Jahres von Babylon, also mit dem Frühjahr beginnend, sind diese daher:[1]

Juppiter-Marduk-Gudbir	Merkur
Mars-Ninib-Kaiwan	Saturn
Merkur-Nebo-Dunghabuddu	Juppiter
Saturn-Nergal-Zalbatanu	Mars.

Die sich hieraus ergebende Umnennung der Planeten Juppiter, Merkur u. s. w. ist die in der späteren Zeit gebräuchliche.

Es ist dem Altertum nicht unbekannt geblieben, daß die Entfernung der Planeten von der — als Mittelpunkt des Systems angenommenen — Erde verschieden groß ist. Wenngleich der Tierkreis die eine Bahn ist, auf der sie sich bewegen, so zerfällt diese doch wieder in verschiedene Stufen. In wie weit dabei eine andere Anschauung hineinspielt, ist hier nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, es genügt, daß die sieben großen Gestirne sich in sieben verschiedenen Entfernungen um die Erde bewegen, den sieben Sphären (Kugeln), welche die Erde umgeben (also dem Tierkreis entsprechen). Der Himmel der Sieben hat also sieben Stufen oder Abteilungen und was die obere Welt hat, hat auch die untere. Es gibt demnach sieben Himmel und sieben Höllen oder Höllenstufen. Die Vorstellung ist bis auf unsere Tage sprichwörtlich, die sieben Höllenstufen malt noch Dante aus. Über der siebenten ist der Himmel Anus (S. 30) oder nach der späteren Auffassung der Himmel der Fixsterne.[2]

Die verschiedenen Zahlensysteme haben hierin zweifellos auch jedes seine eigene Rechnungsweise zur Anwendung gebracht, indem sie einzelne Teile trennten oder zusammenfaßten. Statt der sieben

1) Der zweite ist der babylonische Name der betreffenden Gottheit, der dritte der Name des Planeten.

2) Daß die Siebenzahl wieder mit der der Planeten und der sieben Planetenhimmel in Verbindung gebracht sein wird, kann man ohne weiteres annehmen: so hatte auch der Fixsternhimmel seine sieben Stufen.

Himmel hat man auch drei unterschieden,[1] — eine Anschauung die sich z. B. in der Redewendung 2. Kor. 12, 2 widerspiegelt.

Eine babylonische Planetenliste zählt die Planeten in folgender Reihe auf:

Mond (an erster Stelle! S. 40!)
Sonne
Dunghadubdn (Merkur resp. Juppiter)
Dilbat (Venus)
Kaiwan (Mars resp. Saturn)
Gudbir (Juppiter resp. Merkur)
Zalbatanu (Saturn resp. Mars).

Die Anordnung sieht die Venus als einen Planeten wie die andern vier an, folgt also dem Schema 2 + 5. Der Grundsatz der Reihenfolge ist: es sind die beiden großen Gestirne vorangestellt, und es folgen dann die fünf Planeten nach ihrem Abstande von der Erde (in Wirklichkeit von der Sonne). Welcher Art die Spekulationen waren, durch die man die in den Sternen offenbarten Götter mit der Zeit in Verbindung setzte, zeigt die für die Reihenfolge unserer Wochentage ausdrücklich überlieferte. Diese geht aus von der Reihenfolge der sieben Himmel, welche aus der Zeit des Umlaufes ihrer Planeten gefolgert war, und welche ebenfalls die Erde als Mittelpunkt annimmt und daher die Sonne an deren Stelle setzt: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Juppiter, Saturn. Da man von der Rechnung eines Saturn-Zeitalters (S. 33f.) ausging, so wurde der letzte Tag, der Sonnabend, der zugleich dem letzten Planeten entspricht, diesem gegeben (Saturni dies, Saturday). Ferner gab man — wieder das Kleine ein Abbild des Großen — jedem Planeten je eine Stunde: also dem Saturn die erste des Sonnabend, Juppiter die zweite u. s. w., indem man nach Durchlaufen der sieben wieder von vorn begann (die achte also wieder Saturn). Dann fällt die 25. Stunde, also die erste des zweiten Tages auf die Sonne (Sonntag) u. s. w.

Die Planeten sind die wichtigsten Verkünder des göttlichen Willens, sie sind es aber nicht allein. Vor allem offenbart sich ja

1) Jedoch sind die drei wohl zu verstehen als die drei großen Abteilungen des ganzen Himmels: der Himmel Eas (der Südhimmel) Bels (der Tierkreis mit seinen sieben Stufen oder sieben Himmeln) und Anus (der Nordhimmel). Diese drei würden dann bei der Neunteilung als die neun Himmel (Edda) erscheinen.

in jedem Tierkreiszeichen — also in Fixsternen — wieder je eine göttliche Macht, und wie dasselbe in allen Teilen des Weltgebäudes, Erde und ihre Bestandteile eingerechnet, der Fall ist, so auch in den Fixsternen des übrigen Himmels.

Durch den Tierkeis wird der Sternhimmel, die obere Welt, ebenso in zwei Teile getrennt, wie die untere, unsere Erde, durch das Festland. In jedem waltet vor allem seine Gottheit — Anu und Ea — aber in jedem muß sich ebenso die Wirksamkeit der übrigen die Welt regierenden Kräfte feststellen lassen, die ja eben doch die eine große, nur in verschiedenen Äußerungen, bilden. Ebenso wie wir soeben vom Tage sahen, daß er je einem Gotte gehört, aber doch in seinen einzelnen Teilen wieder den übrigen ihr Recht gewährt, so auch die verschiedenen Teile des Himmels, also auch die des Fixsternhimmels.

Diese Erkenntnis ist vielleicht von geringerer Bedeutung für Astrologie und alles was damit zusammenhängt, als für die Mythologie, in welcher die Spekulationen über die größeren Zeiträume, über Zeitalter und Äonen niedergelegt sind,[1] deren Wiederholung im kleineren Kreise — in Jahr und Tag — aber dann ebenso, wie der rechnungsgemäßen Astrologie erfolgt.

Bleiben wir zunächst innerhalb des Tierkreises selbst, so sahen wir (S. 28), daß die Ansätze und die danach anzunehmenden Anfänge der babylonischen Sternkunde in das Zwillingszeitalter, also die Zeit zwischen dem 6. Jahrtausend und 3000 v. Chr. zurückgehen. In den Zwillingen stand also die Sonne, als die Welt geschaffen wurde, d. h. als die Vorzeit des Chaos zu Ende war, als die alten Gottheiten der Unordnung gestürzt worden und eine neue Weltordnung heraufgeführt wurde. Damals regierte der Vater der Götter — d. h. der jetzt herrschenden — das Weltall, Sin der Mondgott. Ihm gehört daher das Tierkreiszeichen der Zwillinge und der Monat Sivan.

Die Zwillinge sind durch die beiden Sterne gekennzeichnet, welche die an sie geknüpfte Sage und ihren griechischen Namen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben: Kastor und Pollux. Die babylonische Sternkunde nnterscheidet aber nicht weniger als drei solcher Zwillingsgestirne an verschiedenen Stellen des Himmels, die

---

1) Man vergleiche hiervon den Unterschied zwischen der Lehre von Babylon und der altbabylonischen.

Gottheit, die sich hier offenbart, ist also auch noch an anderen Stellen des Himmels zu erkennen.

Wie im großen, so im kleinen, wie der Tag, so die Stunde: das Weltengeschick, das sich in der Gesamtheit offenbart, muß auch in dem ersten Zeitalter wirksam sein, also sich auch in dessen Gestirnen zeigen. Die beiden Zwillinge werden dementsprechend erklärt, sie sind nach ausdrücklicher Aussage nichts anderes, als der Mondgott Sin und Nergal, d. i. der Sonnengott in der Winter- oder Nachtphase, während seines Aufenthaltes in der Unterwelt (Planet Saturn). Im ersten Tierkreiszeichen, wie am Anfang der Welt herrschte also der Mond — natürlich in sichtbarer Form — und trat in dem einen der beiden Zwillinge in die Erscheinung; gleichzeitig offenbarte sich in dem andern die Sonne und dann selbstverständlich in der Form, die sie zu eben dieser Zeit hatte, in der Form ihrer Unsichtbarkeit, der Nacht- oder Wintersonne. Daraus folgt, daß die Sonne zuerst als *Saturn* erscheinen muß, wir haben also den Grund für die Betonung dieser Form und den Jahresanfang im Winter. Bei Zweiteilung des Jahres und Betonung des mittleren Punktes des Sonnenlaufs tritt an diese Stelle der Herbstanfang, der *Merkur* gehört; auf jeden Fall stand das erste Zeitalter, weil in ihm der Mond herrschte, im Zeichen der der Sichtbarkeit des Mondes entgegengesetzten Sonnenphase, es gehörte den Gestirnen der Nacht und des Abends, des Nordens und Westens.

Daß der *Dioskurenmythus* seine Erkläruug hieraus von selbst empfängt, bedarf keiner Ausführung. Kastor und Polydeukes können nie vereint sein: ist der eine in der Unterwelt, dann ist der andere bei Zeus. Mond und Sonne sind dauernd nie vereint, Tag und Nacht sind Gegensätze. Nur für eine Nacht dürfen die Dioskuren mit einander verkehren: der Neumond ist das Zusammentreffen von Mond und Sonne im Kreislauf.

Weiter aber findet die Dioskurensage durch diese Feststellung in unbeachteten Weiterbildungen ihre Erklärung, die sich nur aus der orientalischen Gestirnmythologie, erklärt. Wir haben nämlich in der Göttergenealogie, wie stets, verschiedene Schemas zu unterscheiden. Nach dem einen ist der Mondgott der *Vater* der Götter der „aus sich selbst erzeugt wird". Seine beiden Kinder sind der Sonnengott und die *Istar* (kanaanäisch Aschtoret) d. i. der Planet Venus. Daneben aber sind auch alle drei die Kinder des Bel

(Zeus). Damit haben wir die Erklärung der Schwester der Dioskuren, Helena. Deren Raub setzt sie ohne weiteres mit der Proserpina, der Göttin der Unterwelt, der jungfräulichen Kore gleich. Die babylonische „Höllenfahrt der Istar“ findet hierin ihre Erklärung.[1]

Nach wieder einem anderen Schema ist aber der Venusstern männlich: griechisch Phosphoros, Lucifer (und dafür die Sonne weiblich). Das ist zusammengeworfen in einer Wendung der Sage, welche weiß, daß es eigentlich drei Dioskuren (lucus a non lucendo: drei Zwillinge!) gegeben habe. Diese erhalten dann ebenfalls als vierte die unentbehrliche Schwester.

Der Mond und sein Tierkreiszeichen steht an der Spitze des Weltenlaufes, deshalb begegnet auch die Dioskurensage mit Vorliebe als Stoff derjenigen Legenden, welche eine neue Geschichtsperiode oder die Urgeschichte eines Volkes überhaupt einleiten.[2] Sie liegt zugrunde dem Verhältnisse Abrahams, des ersten Patriarchen, zu Lot: „Willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken“. Abraham aber ist der Gatte seiner Schwester (1 Mos. 20, 11), wie im babylonischen Pantheon der Gatte der Istar auch ihr Bruder ist. So wird Helena die Gattin des einen der beiden Brüder Agamemnon und Menelaos, die damit an die Stelle der beiden Dioskuren treten. Denn auch Menelaos wird Helena geraubt, und Agamemnon ist der oberste Führer der Griechen, aber seine Rolle tritt trotzdem stark zurück: das Zeitalter des Mondes ist längst verflossen und in Wahrheit beherrscht die Welt der Sonnenheros Achilleus.

Das zweite Zeitalter, das des Stiers, hätte dem Sonnengotte gehören müssen. Es fällt aber zusammen mit der politischen Herrschaft Babylons. Daher erscheint es als das Zeitalter des Stadtgottes von Babylon, des Frühjahrgottes Marduk. Babylon hat seine Machtstellung durch die „erste Dynastie von Babylon“ erhalten und ist darin bis auf die spätesten Zeiten babylonisch-assyrischer Kultur anerkannt worden. Es ist das Rom des Orients, und als längst seine politische Macht geschwunden ist, als seine

1) Vgl. A. Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern S. 3 f. 10. (AO. I, 3[2]).

2) Auch in Rigveda sind die Zwillinge (Açvinau) das Gestirn der Morgenröte. Das ist also ebenfalls babylonische Entlehnung nnd läßt ebenso wenig wie bei anderen Völkern einen Schluß auf das Alter der indischen Mythologie zu.

Herrscher nur Schattenkönige von Assyriens und Elams Gnaden sind [1], da erkennt doch Assyrien die geistige und geistliche Herrschaft der Stadt Marduks an. Die Welttheorie, die den Gott der Frühjahrssonne und den Planeten Juppiter zum obersten Herrn der Welt im Götterschema macht, erstreckt ihren Einfluß aber weit über die Grenzen Babyloniens hinaus. Der Herr der römischen Welt, Juppiter, gibt seinen Namen dem Planeten Marduks, weil er dessen Begriff entspricht, und der Vater Zeus, ursprünglich der babylonische Bel (S. 29), ist der oberste Gott, obgleich er nicht der Herr eines der führenden Staaten ist. Sein Heiligtum (Olympia) gilt trotzdem als das Nationalheiligtum, denn Marduk war dem alten Orient längst Bel, „der Herr", geworden (vgl. S. 23). Die spätere Zeit meint deshalb unter Bel gewöhnlich den Gott von Babylon, Marduk.

Das Tierkreiszeichen des neuen Herrn der Welt ist der Stier; auf dem Stier stehend wird Marduk daher dargestellt, in der Hand trägt er das Blitzbündel, das Zeichen des Frühjahres, das im Gewitter die Macht des Winters bricht. Bei anderen Völkern tritt an dessen Stelle der Hammer (beim germanischen Thor) oder das Beil (beim hethitischen Teschub, dem kanaanäischen Hadad oder Ramman entsprechend). Im Stier steht die Gruppe der Hyaden mit dem hellsten Sterne Aldebaran. Sie stehen in Gestalt eines lateinischen V, d. h. sie haben das Aussehen des altorientalischen Buchstaben Gimel (griechisch Gamma). Dieser hat seinen Namen von dem gamlu, der Waffe Marduks, welche später als ein Sichelschwert dargestellt wird. Ihr Ursprung dürfte eine dem Bumerang ähnliche Waffe gewesen sein. Der Buchstabe steht aber an dritter Stelle im Alphabet, denn er hat die Stellung seines Gottes hinter dem Zeichen erhalten, das den Zwillingen entspricht.[2] Da die Präzession umgekehrt (von Osten nach Westen) verläuft, so

1) Vgl. Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens S. 18 (AO. II, 1²)

2) Das Buchstabenalphabet zeigt die Reste der alten Einteilung des Schriftsystems nach dem des Himmels. Es sind 12 und 5 Lautzeichen darin unterschieden. Die 5 dienen wie im Keilschriftsystem zur Bezeichnung mehrerer Laute (s, k, p, t-Laute). Das letzte der 12 ist resch, das erste aleph. Es liegt also die Ordnung der Tierkreiszeichen nach dem Stierzeitalter zugrunde, denn resch ist babylonisch-assyrische Aussprache für hebräisches rosch der Fürst, der Führer. Es ist danach Synonym oder Übersetzung von der astronomischen Bezeichnung des Widders lulim, die ebenfalls „Führer, Fürst" („Leithammel") bedeutet.

ist das Tierkreiszeichen des herrschenden Zeitalters an die Spitze getreten: Aleph-Alpha „das Rind".

Das klassische Altertum, welches die altorientalische Kultur vorwiegend nur in Ägypten kennen lernte, denn Babylonien war den Griechen durch die Perser und den Römern durch die Parther verschlossen, hat endlich auch dem dritten Zeitalter, dem des Widders, sein Recht werden lassen, indem es den Kult des widderköpfigen „Juppiter" der Oase Ammon betonte. Alexander — und vor ihm schon Pausanias u. a. — sind deshalb bestrebt gewesen, sich der Anerkennung durch diesen Gott zu versichern.

Von den übrigen Tierkreiszeichen gibt sich das der Jungfrau sofort als dasjenige zu erkennen, welches der Istar, der jungfräulichen Göttin einerseits und Göttin-Mutter andrerseits entspricht. Wenn die Dioskurensage am Anfange von Geschichtsepochen mit Vorliebe als Stoff für die Legenden benutzt wird, so haben wir hier ein schönes Beispiel, wie lange noch die astrale Deutung der Legenden sich erhalten hat. Die römischen Erzählungen von der Vertreibung der Decemvirn hat man leicht als eine Wiederholung der Legende von der Vertreibung der römischen Könige erkannt. Wie dabei Lucretia, so fällt bei jener Virginia, die Jungfrau, als Opfer. Beidemale sind die Dioskuren leicht in den Helden der Vertreibung zu erkennen, denn jedesmal verschwindet einer davon. Dasselbe Motiv hat die athenische Tyrannenvertreibung verwendet, indem die ebenfalls als Dioskuren von der Sage behandelten Harmodios und Aristogeiton — die in Wahrheit, wie schon im Altertum erkannt, gar nichts mit der Vertreibung zu tun haben — eine vom Tyrannen beleidigte Schwester haben. Das Motiv der Tyrannenvertreibung wird uns ebenfalls noch klar werden (S. 55 f.); daß es der Sturz der alten Mächte beim Beginn der neuen Epoche sein muß, vermögen wir schon jetzt zu erkennen. Wenn man nach dieser Erklärung der Legende in dem Namen der Virginia die Anspielung auf den jungfräulichen Charakter der Istar als Kore-Persephone, als Istar in der Unterwelt (Planet Venus in der 3. und 4. Phase) findet, so wird der Zusammenhang ohne weiteres klar.

Das Zeichen der Jungfrau führt im Orient aber häufig den Namen der Ähre (hebräisch schibbolet, arabisch sanbalat), nach der Ähre, welche die Jungfrau in der Hand trägt. Wenn in der alttestamentlichen Erzählung von der merkwürdigen Sprachprobe, welche mit dem schibbolet angestellt wird (Richter 11, 6), diese als

Anhang der Jephta-Legende erscheint, so wird jetzt der symbolische Zusammenhang mit der unmittelbar vorhergehenden von dem Ende der jungfräulichen Tochter Jephtas klar. Wenn diese dann ihre „Jungfrauschaft" zwei Monate lang beweint, so liegt weiter die Erinnerung an die Einteilung des Jahres in 6 Doppelmonate oder Jahreszeiten zu Tage. Denn ein Monat gehört der Jungfrau als Tierkreisbild, eine Jahreszeit als einer der sechs Gottheiten oder großen Gestirne, welche bei der 6-Teilung (S. 22) in Betracht kommen. Deshalb hat der letzte der benannten ursprünglichen Doppelmonate, (S. 16) der Juni, seinen Namen von der Juno.

Weiter ist stets ein Rätsel die Ableitung des Namens der Sibylla gewesen. Daß diese Gestalt der Legende, welche für das Wahrsagewesen des Altertums von so großer Bedeutung geworden ist, orientalischen Ursprung hat, ist bei dem Wesen der „sibyllinischen Orakel" ohne weiteres klar.[1] Der Anklang an den Sternnamen (Sibbolet-Sibylla) der Jungfrau liegt jetzt zu Tage, die Istar-Jungfrau ist überhaupt die einzige weibliche Gestalt des Pantheons, welche es gibt; auf eine solche muß aber die weibliche Beraterin die mit Numas Egeria identisch ist, zurückgehen.

Bleiben wir weiter bei den Tierkreiszeichen, so fällt nach der Einteilung des klassischen Altertums — also nach der Widder-Rechnung — in das siebente, das der Wage, der Herbstanfang. Das ist bei der Zweiteilung der Anfang der Winter- oder dunklen Hälfte des Jahres, während derer die Sonne dem Tode verfallen ist. Die Wage ist das Zeichen Merkurs, der griechische Hermes aber leitet die Seelen in die Unterwelt. Sein Ebenbild, der babylonische Nebo, der in der Nachbarstadt Babylons, in Borsippa verehrt wird, ist das Gegenstück zu Marduk, er stellt die Herbst- und Wintersonne dar (S. 36). Sein Tier ist der Hahn, mit dessen Zauber man verschlossene Türen öffnen kann, der als Sühneopfer dem Gotte der Totenwelt dargebracht wird (der jüdische Kappores-Hahn), dessen Krähen aber das Ende der Herrschaft seines Herrn verkündet und dann im Mythus, wo die Gegensätze leicht in einander übergehen, überhaupt das Ende der Dinge bezeichnet; denn wenn die Herrschaft

---

1) Die jetzige Gestalt der „sibyllinischen Bücher" ist bekanntlich jung. Die Gestalt der älteren gibt sich nach der Beschreibung jedem Kundigen sofort als die der Einrichtung babylonischer Omina-Sammlungen zu erkennen. Man halte damit zusammen, daß wir jetzt altbabylonische Nachbildungen von Opferschau-Lebern haben, welche zeigen, woher die etruskische Wahrsagekunst, die Quelle der römischen, stammt.

des Winters zu Ende, beginnt zwar die des Lichtes neu, aber es ist auch ein Zeitkreis zu Ende.

Nebo-Hermes ist zugleich auch der Gott der Unterwelt und der Nacht, sowie des nächtlichen Lebens. Alles was in der Nacht sein Wesen treibt, steht daher unter seinem Schutze, vor allem der Dieb der Nacht, welchen wohl das Öffnen verschlossener Türen vor allem angeht. Nebo-Merkur ist der Gott der Diebe, die freilich ihm auch auf andere Art verfallen. Wenn sie sich erwischen lassen, so bringt man sie zu ihrem Gotte, dem Herrn der Unterwelt, der in der Tiefe haust. Man steckt sie in das „Loch“, hebräisch bôr, womit jedes in die Erde gegrabene Loch, also auch der Brunnen, ebenso bezeichnet wird, wie die Unterwelt, in die es hineinreicht. Ein solches Loch aber ist ursprünglich jedes Gefängnis, das unterirdisch gedacht ist (vgl. Jeremia in der Cisterne, Jer. 38, 6). Selbst in späterer Zeit scheint es noch diese Gestalt bewahrt zu haben, denn in den assyrischen Torgebäuden hat man nur von oben zugängliche Schächte gefunden, von denen man annimmt, daß sie dort, wo die Stätte des Gerichtes war, auch gleich als Gefängnis gedient haben. In die Unterwelt und in das Gefängnis, den bôr, hinabsteigen, ist also ein und dasselbe. Hierzu vergleiche man den Ausdruck in 1. Petri 3, 19.

Wie im Tierkreis, so sollen die Götter auch an den andern beiden Himmels- und den entsprechenden Weltteilen vertreten sein. Die verschiedenen Zwillinge (S. 39) geben eine Vorstellung davon, wie die gleichen göttlichen Mächte an verschiedenen Stellen des Himmels gefunden werden. Die einzelnen himmlischen Lokalisirungen der Götter an den verschiedenen Himmelsteilen sollen also sich entsprechende Offenbarungen der Gottheit nachweisen, und demgemäß ist auch der babylonische Ausdruck für das Verhältnis zwischen einem Sterne und seiner göttlichen Macht „entsprechen“ (iḳabî). Die Zwillinge des Tierkreises sind zweifellos diejenigen, welche als „die großen Zwillinge“, bezeichnet werden. Davon werden unterschieden „die kleinen Zwillinge“, die vorläufig nur gelegentlich ohne weitere Angabe genannt werden. Das dritte Paar sind „die Zwillinge, welche vor (gegenüber) dem Sib-zi-anna-Sterne — d. i. γ der Zwillinge — stehen“. Die Bestimmung der beiden andern Paare braucht uns hier vorläufig nicht zu beschäftigen. Es ist auch nicht möglich auf die Verschiedenheit der Himmelseinteilung im Einzelnen

einzugehen, wie sie in den mehr als 2000 Jahren altorientalischer Kulturentwicklung begegnet. Es kommt hier nur darauf an klar zu machen, daß an den verschiedenen Teilen des Himmels sich die gleichen Götter oder Mächte dargestellt finden. Neben dem Sternbilde der Zwillinge steht das des Fuhrmanns, dessen hervorragendste zwei Sterne in so ähnlicher Stellung zu einanderstehen wie Kastor und Pollux, so daß man bei teilweise bedecktem Himmel wohl einmal zweifelhaft sein kann, welche Gruppe man augenblicklich sieht. Es sind die Capella (Ziege) und β des Fuhrmanns. Nun werden aber in älterer Zeit die Zwillinge auch als zwei Ziegen dargestellt. Die beiden benachbarten Sternbilder werden also nur aus verschiedenartiger Abteilung eines urspünglich größeren zu erklären sein.[1] Diese einfach aus der Sternkarte sich aufdrängende Vermutung wird durch Mythologie und Legende bestätigt.

In gleicher Weise wie in dem nördlich von der Ekliptik stehenden Bilde des Fuhrmannes finden sich die gleichen Erscheinungen südlich vom Tierkreise am „Himmel Eas" (S. 26). Sirius und Prokyon, der große und kleine Hund, werden von den Babyloniern als Bogen- und Lanzenstern bezeichnet. Das Abzeichen des Mondgottes — und der entsprechenden Heroen — ist die Lanze, das des Sonnengottes (Apollo!) der Bogen.[2] In der persischen Geschichtslegende, die Herodot erzählt und die ganz nach orientalischem Schema eingekleidet ist, folgt er der Ordnung seiner Zeit, also Widderrechnung, aber mit Anklängen an die vorhergegangene. Sein erster Perserkönig Kyros wird mit Mondlegenden ausgestattet, der zweite, Kambyses erscheint als großer Bogenschütze, also als Sonnenheld. Das dritte Zeichen ist das der Zwillinge. Einen Zwillingskönig nachzuweisen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, aber es wird doch ermöglicht. Der dritte Herrscher, der „falsche Smerdes" oder Magier erhält einen Bruder. Als die Beiden von den sieben Verschworenen angefallen werden, verteidigen sie sich — der eine mit der Lanze, der andere mit dem Bogen. Der eine ent-

1) Der Fuhrmann ist recht eigentlich das Ziegengestirn, denn außer der Capella stehen in ihm noch die Ziegen (arabisch el-'ajuq) und die beiden Böckchen (el gedjan). In Ägypten liegt die Zwillingsstadt, die Stadt des Horsaphes, dessen „linkes Auge der Mond und dessen rechtes die Sonne ist", also im Ziegengau.

2) Babylonisch dann Marduk (eben=Apollo). Das Schöpfungsepos hebt besonders Marduks „Bogen" hervor, den es ausdrücklich als den „Bogenstern" bezeichnet.

flieht und man hört nichts mehr von ihm — er ist also überlebender Dioskur und Retter in der Not für den Legendenfabrikanten in einer Person — nur der andere wird getötet. Die beiden sind das getreue Ebenbild des Bruderpaares Ajas und Teukros, deren einer mit der Lanze, der andere mit dem Bogen kämpft, und von denen Ajas an der typischen Mondkrankheit der Melancholie (Neumond, vgl. S. 59 f., bei Herodot auf Kambyses übertragen) sein Ende findet, während der andere ihn überlebt.

Sonne, Mond und Istar (Venus) sind eins, insofern sie dieselbe Gottheit darstellen. Im besondern ist der Sirius als Bogenstern Sonnengottheit. Von den dreien ist Istar die weibliche Gottheit. Auch diese Eigenschaft hat der Sirius. Er ist bei Ägyptern und Arabern weiblich, die Sonneneigenschaft aber zeigt er im arabischen Namen: shicraj „die Haarige“, denn die Haare sind das Symbol der Sonnenstrahlen (beim Monde: weiße Haare[1]). Darum heißt auch die arabische Semiramis — d. i. Istar, der die Taube heilig ist, der Vogel, in welchen sich Semiramis verwandelt — Zebbaj „die Haarige“ mit Anklang an den Namen der Königin von Palmyra, Zenobia, auf welche die arabische Legende die Semiramismythen übertragen hat. Bei den Ägyptern ist der Hundstern ebenfalls weiblich (die Sothis). Die Beziehung zum Sonnenkreislauf zeigt der ägyptische Kalender, denn dieser rechnet nach der Siriusperiode, d. h. er kennt einen großen Zeitraum von 1460 Jahren, während dessen der Frühaufgang des Sirius durch das ganze Sonnenjahr herumläuft, so daß er nach diesem Zeitraum wieder auf denselben Tag fällt.

Als Marduk im Weltenkampfe das Ungeheuer Tiamat getötet hat, spaltet er sie in zwei Teile, welche nunmehr die obere und untere Himmelshälfte darstellen. Tiamat wird als große Schlange, als Midgardschlange gedacht. In der Vorvergangenheit — die ja auch wieder ein Abbild der späteren ist — ist sie aber auch in ihren beiden Hälften vertreten. Sie hat bei dem Kampfe außer elf andern Mitkämpfern[2] — sie sind die Ungeheuer des südlichen[3] Sternenhimmels und entsprechen den Zeichen des Tierkreises, denn es sind

1) Solche etymologisirende Wortspiele — die naturgemäß nur bei Kenntnis der semitischen Sprachen verstanden werden können — sind im Geiste altbabylonischer Sprachwissenschaft (S. 14 Anm.) und spielen eine große Rolle in Mythologie und Legende.

2) Vgl. Zimmern, Biblische u. babyl. Urgeschichte S. 15 (AO II, 3).

3) d. h. südlich vom Tierkreise belegenen, des Himmels Eas (S. 26), des himmlischen Wasserreiches.

immer nur 11 Zeichen vorhanden, das 12. ist von der Sonne bedeckt, gehört in diesem Falle Marduk — noch ihren Gatten als Helfer, **Kingu**. Wir werden noch sehen, daß jedem Gottbegriff der der vollkommenen Natur, der Vereinigung des Männlich-weiblichen anhaftet. Also muß auch Tiamat Mann-Weib sein. Da nun Tiamat der Name des Urwassers und damit der Wassertiefe (hebräisch tehôm) ist, so haftet ihr Begriff hauptsächlich am unteren südlichen Teile des Himmels, der Wasserregion, dem Reiche Eas. Dort steht sie denn auch in der Gestalt des „Wasserungeheuers" Cetus, unseres Walfisches, als Sternbild. Am Nordhimmel entspricht ihr das männliche Schlangenungeheuer der Luft: der Drache, der sich in gleich gewaltiger Ausdehnung zwischen dem großen und kleinen Bären, also in nächster Nähe des Nordpols ausdehnt.

Wie in den Zwillingsgestirnen die Geschicke von Mond und Sonne und die Entwicklung ihres Zeitalters vorgezeichnet sind, so muß im Zeichen, das Marduks Herrschaft heraufgeführt hat, alles sich finden, was zum Marduk-Mythus gehört, d. h. zum Mythus der Frühjahr-Sommer- und ihres Gegenstückes, der Herbst-Winter-Welt. Nicht nur Marduk, die Lichtgottheit, sondern auch Nebo oder Nergal (Saturn), die Gottheit der finsteren Welt muß darin vertreten sein. Marduks Waffe in den Hyaden, dem den Zwillingen zugekehrten Teile des Stieres, kennen wir bereits (S. 42). Sie stehen im Kopfe des Stieres und sind durch **fünf** Sterne gekennzeichnet, bilden also ein Fünfgestirn. Das Gegenstück Marduks, die winterliche Sonne, wird vertreten durch das **Sieben**gestirn, die **Plejaden**, welches Nergal, dem Gotte der Unterwelt gehört. Aus dieser Tatsache erklärt sich ein gutes Stück Mythologie und Festordnung. Als Zeit der Unsichtbarkeit der Plejaden wird nach ausdrücklichem Zeugnis Hesiods **vierzig** Tage angenommen, 40 Tage also weilt der Sonnengott in seiner winterlichen Erscheinung in der Unterwelt, um dann wieder zum Lichte emporzusteigen: die Zahl der Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt. Die beiden maßgebenden Gruppen der Sternbilder enthalten also 5 + 7 Sterne und stellen so wieder die 12 des Tierkreises dar. Oder mit andern Worten: Marduks Monats-Sternbild stellt im Kleinen das ganze Jahr dar.

Unschwer läßt sich zu dem Siebengestirn des Tierkreises das Gegenstück am Nordhimmel vermuten: der Bär (große und kleine). Dessen Beziehung zum toten Sonnengotte oder der Wintersonne herzustellen, ist auf den ersten Blick ein verzweifeltes Unternehmen und doch ermöglicht es die Sternkarte ohne jede Schwierigkeit.

Adonis, der orientalische Tammuz, der Gott, der eben Marduk als Frühjahrsgott und Nebo-Nergal als Wintergott, als die blühende und tote Natur, als Gatte der Venus und als von dieser getrennter Geliebter darstellt, findet seinen Tod durch den Eber, der eben darum sein Tier ist: der Eber des germanischen Thor, das heilige Tier des Gewittergottes. Die beiden Bären als die dem Nordpole d. h. dem nördlichsten Punkte am nächsten werden auch sonst in Beziehung gebracht zum Eber, dem Jultiere d. h. dem Tiere des Nordpunktes der Sonnenlaufbahn (S. 34).

So ist in der Gegend des phönizischen Tammuzkultes am Adonisflusse[1] an der Stelle, wo auf einer Bergfläche das Tammuzheiligtum mit der Darstellung der dazu gehörigen kosmischen Punkte sich fand,[2] Adonis-Tammuz dargestellt, wie ein Bär ihn anfällt, während daneben in einem besondern Felde die um seinen Tod klagende Astarte-Istar sitzt. Es entsprechen sich also in der Gleichung Bär-Eber Nordpunkt des Alls (Nordpol) und Nordpunkt der Ekliptik (Sonnenwendepunkt).

So erhalten wir wieder dasselbe Bild im Stier und seinen Entsprechungen wie in den Zwillingen und deren Ebenbildern[3]: den Kreislauf der Natur, die Ablösung von Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Leben und Tod dargestellt.

Adonis findet seinen Tod auf der Jagd, er ist also der himmlische Jäger, Hakelbernd der germanischen Sage, der biblische Nimrod, von dem freilich nichts mehr übrig geblieben ist, als diese kurze Angabe über seine Tätigkeit. Der Jäger, den die Sternkarte als solchen kennzeichnet, ist aber Orion, dessen Sternbild das prächtigste des Südhimmels ist. In diesem Bilde müßten also diejenigen Mythen wiedergefunden werden, welche wir im Stier und großen Bären feststellen konnten, und die überhaupt den ganzen Weltenlauf darstellen.

Im Orion haben wir zunächst die drei Gürtelsterne, auch Jakobstab genannt. Der letztere Name enthält die Anspielung auf 1. Mos. 32, 11 „denn (nur) mit meinem Stabe überschritt ich den Jordan", die Benennung war aber nur möglich, wenn die gesamten Anspielungen, in welche die betreffende Erzählung gekleidet ist, noch

1) Vgl. v. Landau, die Phönizier S. 11 f. (AO II, 4²).

2) Bei Ghineh am heutigen Nahr Ibrahim.

3) Zu Zwillingen=Fuhrmann=Ziegen (S. 42) vergleiche man, daß im großen Bären die Ziege (el 'anaq), im kleinen das Ziegenböckchen (el gedi) sich wiederfindet.

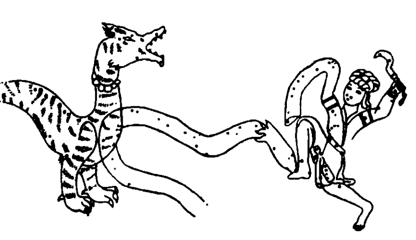
völlig verstanden würden, denn die Erwähnung des Stabes Jakobs im jetzigen Zusammenhang der biblischen Erzählung folgt ganz nebenbei und hätte nie den Anlaß zu einer nachbiblischen Sternbenennung geben können. Jakob, der den Jordan überschritten hat, ist dort als Mond (im Frühjahr) gedacht, der nun wieder aus der Wasserregion zurückkehrt und dabei den Jordan abermals überschreitet. Typisch für diesen Frühjahrsmythus sind die zwei Lager, in welche er seine Herden teilt. Der Beginn des Jahres besteht darin, daß Mond und Sonne im selben Zeichen zusammentreffen, beide haben also dort ein Haus[1] oder ein Lager für sich. Diese zwei Heerlager des befreundeten Heeres begegnen auch in der römischen Legende. Jakob mit Esau, der als Edom der Vertreter des Südlandes und dann der Sonne ist — deshalb ist er haarig — sind also als Frühjahrs-Mond und -Sonne geschildert, welche den Jordan überschreiten, d. h. die Wasserregion verlassen, um nun jeder getrennt weiter zu marschieren. Denn nach ihrem Zusammentreffen gehen Mond und Sonne mit verschiedener Geschwindigkeit ihren Weg.

Im Orion ist also der Frühjahrsmythus verkörpert, er enthält Eigenschaften, welche Mond und Sonne als Frühjahrsgottheiten eignen. Marduks Waffe ist das Sichelschwert (S. 39): ein solches schwingt Orion auf dem alten arabischen Globus zu Dresden (vom Jahre 1279).

Die drei Gürtelsterne kennt noch heute in katholischen Ländern jedes Kind als die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande: Kaspar, Melchior und Balthasar. Was von diesen erzählt wird bis auf den Inhalt unseres Kasperspieles, läßt sie genau als die beiden Helden des Buches Esther erkennen, deren Schicksale am Purimfeste Gegenstand eines ähnlichen Volksspiels sind. Danach ist der Inhalt des Mythus wieder der Jahresmythus: der Lichtgott und der schwarze Gott (einer der drei Könige ist schwarz) streiten miteinander. Zunächst bedroht die Finsternis das Licht, dann siegt dieses und der schwarze Gott wird an den Galgen gehängt (Kasperle hängt den Teufel). Zwischen beiden steht der König, wobei wieder die Dreiheit zu ihrem Rechte kommt: Anu, Bel und Ea (Wasser-Unterwelt). Im Estherbuche spielen dabei noch die beiden Königinnen eine Rolle. Esthers Name zeigt schon, daß sie die Istar ist, die Königin. Vasthi ist ihr Gegenstück, die jungfräuliche Kore, die sich dem König verweigert.

1) Nach der Anschauung, wonach ihnen im Tierkreis bestimmte „Häuser" eignen.

Also steht in den drei Gürtelsternen der ganze Jahresmythus Derselbe arabische Globus zeigt aber, daß Orion sein Sichelschwert gegen den Cetus schwingt, den Walfisch d. i. Tiamat, der am andern Ufer des Flusses Eridanus, welcher zwischen beiden fließt, den Rachen gegen ihn aufsperrt, gerade wie Tiamat gegen Marduk.



Aus rein mythologischen Gründen hat man erschlossen, daß der germanische linkshändige Ziu (Tyr), der enge Verwandtschaft mit dem Thor zeigt, und durch die Namen der Wochentage (Dienstag) mit Mars gleichgesetzt wird, dem Mucius Scaevola der römischen Legende entspricht. Das auch die biblischen Erzählungen diese Gestalt kennen, ist bekannt, denn Ehud, der Heros und Richter Benjamins, ist ebenfalls linkshändig. Daß zum Überfluß eine Anspielung auf den Stammnamen Jemîn oder Benjamin, d. h. den Rechten (also im Gegensatz) vorliegt, drängt sich auf, wenn man liest, daß gelegentlich die ganze Heerschar der Benjaminiten als linkshändig geschildert wird (Richter 20, 16)! Ferner scheint der Name Ehud auch keilinschriftlich für den Gottesbegriff des Planeten Mars bezeugt zu sein (Achud). Mars und Saturn gehören aber zusammen oder wechseln (S. 37) als die Planeten der Gegenpunkte. Jemîn „der Rechte" heißt der Stamm Benjamin als der südlich wohnende, im Gegensatz zu dem nördlichsten des Stammverbandes oder des Landbegriffes, zu dem er als angehörig gilt, denn „rechts" ist der Süden, „links" der Norden nach der Weltrichtung von Babylon (S. 36). Der Süden ist aber die Unterwelt, das Gebiet Mars-Sarturns als des Sonnengottes bei seinem Tiefstand, oder seinem Aufenthalt in der Unterwelt (Winter). Nun ist auf unserem arabischen Globus Orion linksarmig dargestellt, während ihm der rechte Arm fehlt! Das ist eine ungesuchte Bestätigung der rein mythologischen Erwägungen.

Im Orion also spiegelt sich wieder am Südhimmel der Sonnen- und Jahresumlauf ab. Auf ihn wird deshalb der Jahresmythus ebenfalls angewandt und dessen Gestalten zeigen daher oft Orioncharakter. Orion ist nun der gewalttätige Riese: wenn die Besiegung des alten Jahres durch das neue als der Kampf des kleinen Helden

gegen den ungeschlachten Riesen dargestellt wird, so erklärt sich das jetzt sehr einfach.

Eine weitere Erklärung findet eine merkwürdige Symbolik,[1] die geeignet ist, das Herüber und Hinüber dieser Sternkunde in das rechte Licht zu setzen. Orion hat die rechte Hand verloren. Wie das Beispiel Zius zeigt, als Bürge für ein nicht gehaltenes Versprechen seines Gegenpartes Thor (der Frühlingssonne, Marduk). Es liegt also ein Meineidsmotiv vor, denn die rechte ist die Schwurhand. Im großen und kleinen Hund hatten wir bereits die beiden Sonnenhälften oder den Jahresmythus gefunden, denn sie stellen die Dioskuren oder Mond und Nachtsonne, oder Tag- und Nacht-, Sommer- und Wintersonne dar. In der Darstellung der babylonischen Tierkreiszeichen tritt die Beziehung zu Mars (Ninib) hervor, denn statt des Löwens, des Zeichens des Sommeranfangs nach Stierrechnung, wird ein Hund dargestellt (wobei noch zu beachten ist, daß der Löwe nach babylonischer Schreibung als der „große Hund" angesehen wird, beide „entsprechen" sich also). Von diesem heißt der nördlich stehende kleine Hund arabisch esch-schi'raj esch-schamijje „die nördliche Haarige (Strahlende)" und der große esch-schi'raj el-jemanijje „die südliche Haarige". In beiden wären also bei der Anwendung des Jahresmythus die Thor- und Ziu-Eigenschaften dargestellt. Alle beide führen aber auch der erste den Beinamen el rhamuç, der andere el 'abûr, und beides bedeutet „der Meineidige". Denn meineidig sind beide geworden, Thor durch seine Tat, Ziu durch sein Eintreten für ihn als Bürge.

Wie weit diese Deutungen gehen und wie möglich überall sich dasselbe wiederholt, zeigt das Verwenden desselben Motivs bei noch zwei Sternbildern. Im Centauren wie im Schiffe (Arche) — also in zwei südlichen Bildern — stehen je zwei Sterne, welche arabisch Hador und Wezen genannt werden. Sie heißen auch die Schwur- oder Meineids(!)-Sterne, und die Beziehung des Meineids auf den großen Hund wird dadurch bestätigt, daß auch in ihm, also an dritter Stelle, zwei bestimmte Sterne als Hador und Wezen bezeichnet werden. Hier hat also die mittelalterliche arabische Sternkunde die alten babylonischen „Entsprechungen" bewahrt.[2]

---

1) Die zugleich in das Gebiet der Wortspielerei gehört, wie S. 47 Anm. 1 erwähnt.

2) Es ist leicht vorzustellen, welche Rolle diese bei den „Irrtümern" in astrologischen Berechnungen gespielt haben werden!

Das wird genügen, um das Wesen der ganzen Anschauung von der Offenbarung der göttlichen Mächte in den Sternen und die Bedeutung der Sternkarte als Lehrbuch der Mythologie und der gesamten Weltauffassung zu kennzeichnen. Die gewählten Beispiele erweisen auch, daß bis in späteste Zeiten noch die Bedeutung der Mythen klar gewesen ist und daß man die Beziehung auf die Sternkunde noch mit vollem Bewußtsein in die Legenden hineingelegt hat. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine Betrachtung alles dessen, was als geschichtliche Darstellung des Altertums gegeben wird. Die biblische Darstellung, die griechisch-römische — diese durch den Hellenismus von neuem in orientalisches Fahrwasser geraten, das sie durch Thukydides verlassen hatte — und die arabisch-islamische benutzen mit vollem Bewußtsein die alten Mythen nach ihrer astralen und kosmologischen Bedeutung, um einerseits den Erzählungsstoff, die Einkleidung und Ausstattung von Begebenheiten zu gewinnen, von denen keine genaue Überlieferung mehr vorlag, andererseits den Verlauf der Geschichte als eine zwingende Folge der vorbestimmten und aus den Sternen zu entnehmenden Weltenschicksale zu erweisen. Die apokalyptische Literatur ist ein besonders entwickelter Zweig einer solchen Geschichtsphilosophie. Sie ist der unmittelbare Nachkomme der altorientalischen Weltspekulationen, und suchte danach die zu erwartende Entwicklung der Dinge im gleichen Geiste zu bestimmen, wie die aus gleicher Quelle geflossene Astrologie. Gerade die apokalyptische Literatur liefert darum reiche Beiträge für die Aufhellung altorientalischer Kosmologie und Mythologie und beweist in ihren Angaben, daß eine ununterbrochene Überlieferung vom ältesten bis in den islamischen Orient hineinläuft, welche sich über die Bedeutung der Sagen und Legenden völlig im klaren gewesen ist.

In einem engen und bewußten Zusammenhange steht die alte Geographie zur Lehre vom Kosmos. Die altbabylonische Anschauung mit ihrem Grundsatze „Himmelsbild gleich Erdenbild" hat hier bis in die Zeit der Entdeckung der „neuen Welt" ihre Nachwirkung ausgeübt. Den Hauptkanal stellt die Erdbeschreibung des Ptolemäus dar, der aus der hellenistischen Überlieferung geschöpft hat, die ihrerseits wieder unmittelbar an die altorientalischen Lehren anknüpfte (S. 25 ff.). Die „sieben Klimas" in welche die arabisch-mittelalterliche Geographie die Erde zerlegt, lassen sich sofort als die Übertragung der sieben Himmel (S. 38 f.) auf die Erde erkennen. Die

bewußte Einteilung des Seleucidenreichs (oder eine entsprechende Darstellung durch den Geschichtsschreiber) entspricht eine Einteilung des Erdballes in 72 Teile, welche ebenfalls vom Himmel genommen ist. Sie ist im Mittelalter in den 72 Komitaten Ungarns noch in bewußter Weise — gleichviel ob tatsächlich oder ebenfalls nur in der Darstellung — zur Anwendung gekommen, wie die übrigen dabei begegnenden Einteilungsgrundsätze beweisen.

Versuchen wir hiernach uns ein Bild der wichtigsten Gestalten des altorientalischen Pantheons und der mit ihm verknüpften Mythen zu entwerfen.

Wir haben zunächst festgestellt, daß das Wesentliche zum Verständnis die Erkenntnis bildet, daß eine immerwährende Wiederholung derselben Kräfte und Ereignisse im Raume wie in der Zeit, und darin im großen wie im kleinen stattfindet.

Davon ausgehend, ergibt sich sofort, was der Weltkampf darstellt, der am Anfang der jetzigen Welt steht. Wie das dadurch heraufgeführte neue Zeitalter einen Kreislauf bilden wird, so steht eine Wiederholung des Weltkampfes auch am Anfang jedes kleineren Kreislaufes, des Jahres und schließlich auch des Tages.

Der Weltkampf wird heraufgeführt durch das Ungeheuer Tiamat, das sich gegen die alten Gottheiten empört. Der Schöpfungsmythus von Babylon hat Marduk als den Vorkämpfer der Götter — Thor, der die Midgard-Schlange besiegt. Tiamat ist ihrem Namen nach (S. 48) als das Urwasser oder Urchaos zu fassen, die Vorstellung erklärt sich aus der Auffassung der unteren Welt als der Wasserregion. Tiamat wird von Marduk im Kampfe gespalten und aus ihren zwei Hälften Himmel und Erde gebildet.

Der Sieg des Frühjahrgottes über die winterlichen Mächte besteht darin, daß die Sonne beim Eintritt in den Tagesgleichenpunkt, beim Durchschreiten des Äquators, den Bereich der Wasserregion (Fische, früher Widder, noch früher Stier) verläßt, und nun das himmlische Erdreich betritt.

Im Kampfe bedient sich Marduk neben den gewöhnlichen Waffen, denen aber keine besondere Bedeutung beigemessen wird, auch einiger sehr auffallender, mit denen er die Entscheidung herbeiführt und die darum als die für den Kampf charakteristischen anzusehen sind. Es sind: ein Netz,[1] mit dem er die Tiamat umschließt, ein Sturmwind,

1) Das giebt vielleicht die Erklärung für Habakuk 1,16.

den er in ihren Rachen fahren läßt, so daß sie ihn nicht schließen kann, und sein Sichelschwert (S. 42). Die Erklärung gibt uns — oder besser die Erklärung erhält dadurch — der Gladiatorenkampf der retiarii. Diese kämpfen mit Netz, Dreizack und Schwert, der Dreizack gibt uns als das Instrument Poseidons (Eas), mit dem er den Sturm erregt, zugleich die Deutung des merkwürdigen Sturmwindes. Dieses Spiel der Gladiatoren ist also eine Wiederholung des alten Mardukkampfes, wohl ein Rest der Feier des Neujahrsfestes. Es ist etwas ähnliches wie das Purim- und Kasperle-Spiel (S. 50 f.). In einer geschichtlichen Legende findet sich derselbe Stoff in aller Harmlosigkeit zur Ausstattung eines angeblichen Ereignisses der älteren athenischen Geschichte verwertet. Beim Kampfe der Athener um Sigeion wurde angeblich Phrynon, der Feldherr der Athener, von Pittakos von Mitylene im Zweikampfe (!) erlegt. Pittakos kämpfte dabei mit den drei Waffen der Gladiatoren, das ist aber nicht, wie man wohl gemeint hat, ein Hineintragen einer späteren römischen Ausschmückung (überliefert bei Strabo und Polyaen), sondern das Verhältnis ist das umgekehrte. Wir haben daher in der ganzen Überlieferung ein schönes Beispiel der oben geschilderten (S. 52) Darstellungsart der Legende, denn die anderweitige Überlieferung über das Ereignis schlägt in dieselbe Kerbe: die Mitylenäer schenken Pittakos „die Hälfte des Landes, um das er den Zweikampf ausfocht" — Marduk ist der Herr der halben Welt oder des halben Jahres (Lichthälfte) — aber dieser nimmt es nicht an, sondern läßt es zu gleichen Teilen aufteilen — auch die übrigen Götter haben im Tierkreis ihre Anteile.

Nachdem der Kampf vollendet und die beiden Hälften der Tiamat (S. 47 f.) für immer getrennt sind — bis sie am Ende eines Kreislaufes sich wieder vereinigen, bis die Sonne wieder in das Wasserreich hinabsinkt, oder umgekehrt das Wasserreich wieder emporsteigt — versammeln sich die Götter und es herrscht eitel Fröhlichkeit. Sie vereinigen sich zu fröhlichem Mahle und opfern dem Bacchus, „bis sie taumeln" — wie das heute dem Mirakel zu Ehren die Menschheit noch immer zum Neujahr tut. Als Götter haben sie aber auch Verpflichtungen gegen Welt und Menschen und so beraten sie vor dem Mahle, was in der Zukunft geschehen soll. Die alten Germanen haben es ebenso gemacht. Was aber beraten wird das sind eben die Schicksale der Welt im folgenden Zeitraume, und da die Götter ausführen, was sie beschließen, so kann man aus

ihrem Tun und Treiben — aus den Bewegungen der Gestirne — entnehmen, was sie beschlossen haben. Dieser verständige Teil ihres Treibens hat bei weniger trinkfrohen Völkern ebenfalls seine Spuren hinterlassen. Macrobius' Werk die Saturnalien führen ihren Namen davon, weil sie Untersuchungen über den Zusammenhang des Weltalls, besonders über Götterlehre und Astronomie — also die eigentlichen Gegenstände babylonischer Weltschöpfungsweisheit — in der Form von Gesprächen geben, welche eine Anzahl von Freunden beim Saturnalien-Gastmahle hält, wie es Sitte war, daß bei dieser Gelegenheit man über solche Dinge sich unterhielt.[1] Die Menschen müssen der Götter Treiben nachahmen: Himmel gleich Erde.

Wenn die Sonne am höchsten steht, also im Sommer, so ist sie am weitesten von der Wasserregion entfernt, denn sie steht in Anus Bereich. Mit dem Überschreiten der Herbsttagsgleiche nähert sie sich wieder dem Reiche Eas, in dem sie im Winter verweilt. Dieses, der Südhimmel, war im Sommer in der Nacht sichtbar, im Winter herrscht es am Tage, steht also in einer ihm nicht entsprechenden Zeit oben.[2] Die Welt steht demnach im Winter unter Wasser — das ist die Sintflut. Deren Wasser durchschifft der Sonnengott in seinem Nachen — im Jahre wie alltäglich! — und sobald er das feste Land erreicht, das als Länderberg (S. 30), hervorragt, strandet der Nachen. Ebenso in größeren Weltperioden.

Beim babylonischen Neujahrsfeste kommt Nebo, d. i. die Wintersonne, aus seinem Tempel in Borsippa auf seinem Schiffe zum Besuche seines Vaters Marduk gefahren. Der Besuch eines Königs beim anderen bedeutet die Huldigung als Vasall, die Anerkennung der Oberhoheit. Nebos Herrschaft ist mit dem Neujahr — dem Beginn des Frühjahrs — zu Ende und nunmehr beginnt Marduks Herrschaft wieder. Das ist die kultische Form des Purim-Spieles (S. 50 f.). Das Schiff auf Räder gestellt, hat dem ursprünglichen Neujahrsfeste, dem Karneval, seinen Namen gegeben (S. 5). Ob es als Schiff Marduks, der sich auf festem Lande bewegte, schon in Babylon auf Räder gesetzt wurde, oder ob das erst eine Folge der Prozessionsumzüge war, mag dahingestellt bleiben. Dagegen wird uns die Stellung des Karnevals als ursprüngliches Neujahrsfest ohne weiteres klar. Er hat die Stelle, die ihm nach

1) Diese Einkleidungsform war in der orientalischen und davon beeinflußten hellenistischen Literatur beliebt und stellte wohl eine eigene Literaturgattung dar.

2) Vgl. S. 57. Anm.

dem römischen Kalender gebührt, nähmlich der Wintersonnenwende, denn von dieser wird in Rom das Jahresende gerechnet. Er hat aber die Stellung beibehalten, welche ihm nach der alten Zwillingsrechnung gebührte, d. h. am Ende des Februar, denn bei der Widderrechnung mußte eine Verschiebung um zwei Monate eintreten. Das steht im Einklang mit den römischen Monatsnamen; da diese bis Dezember, also bis zum 10. Monat zählen, so folgt daraus, daß der Kalender, welcher diese Benennung einführte, Januar und Februar, die an der Spitze stehen und stehen müssen, als 11. und 12. ansetzte, sie also von ihrer Stelle nach hinten schob — aber in Erinnerung der alten Rechnung, wie sie die Feier des alten Neujahrs- oder Karnevalsfestes am Ende Februar darstellt.

Der Karneval ist das Narrenfest, das Fest der auf den Kopf gestellten Welt, wo jeder das Gegenteil von dem scheint, was er ist.[1] Bekannt ist die römische Feier des Saturnalienfestes — als des Jahresendes — mit der ungebundenen Freiheit der Sklaven, wie Horaz sie launig schildert. Bereits eine Inschrift des altbabylonischen Fürsten Gudea von Lagasch (erste Hälfte des 3. Jahrtausends) erwähnt das Fest, „wo der Herr der Sklave und der Sklave der Herr ist". Wie haben mehrfach betont, daß das Jahr zu 360 Tagen gerechnet wird. Die übrig bleibenden 5¼ Tage bilden dann eine übergroße chamuschtu (S. 17), welche die eigentliche Karnevalszeit ist. Nimmt man dagegen ein reines Mondjahr von 12 Mondmonaten zu 354 Tagen, so beträgt der Unterschied gegen das Sonnenjahr 11 bis 12 Tage, die Festzeit also ebenso viel. Deshalb hat die germanische Mythologie die Zwölfnächte oder Zwölften in gleicher Bedeutung am Jahresschluß. In dieser halten die Götter ihre Umzüge.

Für die überschüssigen 5¼ Tage, die sogenannten Epagomenen der Griechen, die nicht zum eigentlichen Jahre gehören, wird bei manchen Völkern ein besonderer Beamter erwählt. Denn die Amtsdauer der gewöhnlichen Beamten erstreckt sich nur auf das eigentliche Jahr. Es ist naturgemäß, daß dieser dann die Beamten des neuen Jahres in ihr Amt einführen mußte. Das ist uns schon bei den Sabäern in Südarabien bezeugt, und der römische interrex, der fünf Tage im Amte ist, und nach der Legende die ersten Konsuln ernannte (L. Valerius M. Horatius), findet damit seine Erklärung.

1) Denn die Welt verkehrt sich nun in ihr Gegenteil: Nebo wird Marduk, Nacht zum Licht. „Der das Vorn zum Hinten macht", ist einer der mystischen, Marduk im Schöpfungsepos beigelegten Namen.

Da das Fest aber zum Fest der Narren und verkehrten Welt geworden ist, so wird auch der Beamte dieser Tage zum Narrenkönig, zum Prinzen Carneval, oder zum Spottkönig der Saturnalien, den man verhöhnt und mit entsprechenden Insignien seiner Würde bekleidet. Zum Schlusse wird er tüchtig durchgeprügelt und weggejagt.

Bei manchen Völkern wird der Karnevalsfürst — der Vertreter des Karnevalgottes — mit dem alten Jahre selbst gleichgestellt, denn dieses wird ja durch seine Regierungszeit beendet. Er wird in Gestalt einer Puppe herumgeführt und zum Schluß verbrannt oder ins Wasser geworfen. Da die Beendigung des Jahres andererseits den Kampf Marduks mit Tiamat darstellt, so erscheint dieser Vorgang wohl auch als die Besiegung eines Riesen oder Ungeheuers durch den jungen Helden. Auch wir stellen das alte und neue Jahr noch als Greis und Kind dar. Dem Riesen wird dann stets eine Länge von 5¹/₄ Ellen gegeben. Man vergleiche den Kampf des kleinen David mit Goliat, wobei zu bemerken ist, daß ursprünglich Goliat gar nicht diesen Namen geführt hat. Vielmehr ist er ihm erst nachträglich beigelegt worden durch die Gleichsetzung des Jahres- und des Epagomenenkampfes. Er ist Anspielung auf babylonisches galittu [1] Ozean, also auf Tiamat.

Das neue Jahr beginnt nach der Rechnung von Babylon mit dem Durchgang der Sonne durch den Äquator (S. 36). Da aber der Zweck des Kalenderjahres ist, Sonnen- und Mondumlauf mit einander auszugleichen, so sind auch die Phasen des Mondlaufes dabei zu beachten. Unser Osterfest — als ursprüngliches Neujahr — d. h. Fest der wieder aus der Winterruhe hervorgegangenen Sonne, berücksichtigt den Frühjahrsmond ebenfalls. Der Anfang jedes Monates ist das Zusammentreffen von Mond und Sonne, das also zwölfmal im Jahre in je einem der Tierkreiszeichen stattfindet. Durch dieses Zusammentreffen wird der Mond unsichtbar, d. h. wir haben den Neumond, mit der weiteren Entfernung wird immer mehr von ihm sichtbar bis zum Vollmond. Das Altertum rechnet gewöhnlich von dem wieder sichtbar werdenden Neumond, der Mondsichel an. Der Anfang eines jeden Monats besteht demnach aus einer Verdunkelung des Mondes, deren Wiedersichtbarwerden

1) Dasselbe Wort findet sich in mâr-galittu d. i. „Kind des Ozeans" = Perle, das als margarita mit der Wiedergabe von l durch r wie Diglat=Tigris) zum modernen Frauennamen geworden ist.

den vollzogenen Anbruch des neuen Monats bedeutet. Das ist also getreu dem System (S. 54) eine Wiederholung des Jahresmythus mit seinen Sonnenerscheinungen für den Mond. Die Hauptrolle spielt dabei der Frühjahrsmond, denn durch sein Zusammentreffen mit der maßgebenden Sonnenphase bestimmt er das Jahr.

Die Verdunkelung des Mondes erscheint ebenso wie das Hinabsteigen der Sonne in das Reich der Wasser oder der Finsternis, als Bedrängung durch eine feindliche Macht. Bekannt ist die Anschauung der meisten Naturvölker, daß bei einer Mondfinsternis der Mond in Gefahr schwebt, von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Es ist ein Rest des alten Neumondmythus.

Wenn im Mythus von Babylon der Sonnen- und Jahresgott in seinen zwei Erscheinungen — Nebo und Marduk — die Hauptrolle spielt, so taucht beim Mondmythus, der keinen unmittelbaren Einfluß auf das Leben der Natur hat, also mehr den Himmel betrifft, auch das dritte Gestirn, Istar-Venus, wieder auf. Wie aber die drei in ihren sich entsprechenden Phasen nur Wiederspiegelung derselben Kraft sind, so müssen auch beim Monatsmythus dieselben Kräfte wirken, wie beim Jahresmythus. Eine solche Mondlegende ist uns erhalten, sie schildert den Hergang folgendermaßen (S. 66):

Die Winterstürme, die sieben bösen Geister, auf dem Himmelsdamm geboren, toben einher und versetzen die Welt in Aufruhr: man erkennt das Siebengestirn, die Plejaden, das die Wintersonne, den Nergal, darstellt (S. 37). Auch die Stürme finden ihre Erklärung, denn die Plejaden sind noch nach Hesiods Erklärung das Gestirn, dessen 40-tägiges Verschwinden die Zeit der Stürme bedeutet. Die großen Götter Bel, als Herr des himmlischen Erdreichs und oberster Gott überhaupt, und Ea setzen deshalb Sin, Schamasch und Istar ein, „um den Himmelsdamm in Ordnung zu halten" (S. 26 f.). Die Sieben aber, auf dem Himmelsdamm einhergehend, greifen Sin, den Mond, an und belagern ihn. Sie gewinnen Schamasch für sich, so daß er Sin nicht hilft — der Mythus weiß, woher der Mond sein Licht hat. Istar weilt gerade bei Anu, d. h. sie steht in einem fernen Teile des Tierkreises — „und strebte danach, Himmelskönigin[1] zu werden" als Gattin Anus, des Gottes des obersten Himmels und des nördlichen Teiles des Tierkreises. Als Bel die Bedrängnis Sins vernimmt, schickt er zu Ea um Hilfe.

---

1) Ebenso wird Esther (Istar), die Heldin des Purimfestes (S. 50 und 55) die Gattin des Königs.

Dieser entsendet seinen Sohn Marduk, um den Belagerten zu befreien. Hier bricht das uns erhaltene Stück ab. Der Schluß ist aber selbstverständlich und seine Bedeutung klar: Marduk bringt die Hilfe, d. h. der Frühlingsgott vertreibt die winterlichen Mächte, damit ist zugleich angegeben, daß der bedrängte Mond der Frühjahrsmond ist, daß also der Kampf gegen die Sieben dasselbe ist, wie der Kampf gegen Tiamat, nur auf den Mond zugeschnitten.

Die wieder sichtbar werdende Mondsichel (babylonisch askaru) ist das Zeichen der Befreiung des Mondes aus seiner Belagerung durch die feindliche Macht. Diese ist dasselbe wie Tiamat, also gewöhnlich als Drache gedacht. Bei Mondfinsternissen erheben die Naturvölker einen möglichst großen Lärm, um das den Mond bedrohende Ungeheuer zu verscheuchen. Die orientalischen Völker begrüßen die neue Mondsichel mit dem Jubelgeschrei hilâl hilâl, wie danach der Neumond heißt, und die Hebräer verkünden das Sichtbarwerden durch Posaunenstöße — eine altorientalische Art des modernen Kanonenschlages, welcher die maßgebende Zeitstunde angibt — denn der Tag des hilâl ist der erste des Monats. Vom Jubelruf hilâl ist das hebräische Wort hillêl abgeleitet, das dann einfach bedeutet: jubeln, lobpreisen. Daher Halleluja „lobet Ja (Jehova)". Der ganze Freudenlärm ist ein Rest des Lärms der hilfsbereiten Menge, die dem bedrängten Mondgott ihren Diensteifer bekunden will. Als solchen läßt ihn das arabische Neujahrsfest, das der Islam herübergenommen hat, noch erkennen.

Die Pilgerschaftszeremonien in Mekka werden überhaupt erst aus dem babylonischen Neujahrsfest verständlich. Das Pilgerfest findet ebenfalls als Jahresabschluß statt, der Mond dhu-'l-higga, der Wallfahrtsmonat, ist der letzte im Jahre. Die Pilgerprozession besteht aus einem Lauf zwischen zwei etwa 2 Stunden aus einander liegenden Stationen, Araba und Muzdalifa, und dieser wiederholt sich im kleinen (!) zwischen den beiden beim Heiligtum, der Kaaba, gelegenen kleinen Höhen el-Çafa und (el-Marwa). Der Weg zwischen diesen beiden heißt die Laufstraße (el-mas'a). Das ist zweimal dasselbe Bild. Sonne und Mond legen — nach der Zweiteilung — den Weg zwischen den beiden Tagesgleichenpunkten zurück — dem West- und Ostpunkt, die Nebo und Marduk gehören. Ebenso zieht der Sonnengott in seiner Neboform von seinem Heiligtum aus, um Marduk zu besuchen und selbst zum Marduk zu werden. Dieser zieht dann auf der Prozessionsstraße Ai-iburschabu aus. Eine besonders merkwürdige und bisher unerklärte

Zeremonie ist beim islamischen Hagg das Werfen mit Steinen an bestimmten Punkten und das labbaika-Rufen. Dieser Ausruf bedeutet „zu Diensten" und erklärt sich nun ohne weiteres als der Ruf derjenigen, welche dem bedrängten Neujahrsmond zu Hilfe kommen. Mit den Steinen soll der bedrängte Feind (Tiamat) geschreckt werden. Das Steinwerfen wird besonders an den drei letzten Tagen (Zahl der Neumondtage, am 3. wird er sichtbar) an drei Punkten wiederholt. Diese Tage heißen taschriq d. i. der Sonnenaufgang, also der Eintritt des Frühjahrs. Der erste davon heißt der Anfang (nahr von Beginn des Tages und Monates gebraucht, also Neumond), der dritte Tag des Trompetenblasens (nagr), denn er ist der Tag, wo die Mondsichel bei den Juden mit Posaunen begrüßt wird, der vierte Tag ist dann der des Anfanges (çadr) des Jahres und des Monates nach Beendigung der Festzeit. Die Betonung der Mondfeierlichkeiten erklärt sich daraus, daß das alte mekkanische Heiligtum dem Mondgotte Hobal gehörte. Der Mond ist das Zeichen des Islam geblieben. Die gesamten Pilgerschaftszeremonien dauern vom 9. bis 13. des dhu-'l-higga, der taschriq umfaßt die drei letzten davon. Es sind also die fünf Tage des Neujahrsfestes nach Epagomenenrechnung.

Die drei großen Gestirngötter stehen nach dem babylonischen Schema im Verhältnis von: Sin Vater, Schamasch Sohn, Istar Tochter, letztere beiden zugleich Gatten (S. 40). Nach dem anderen Schema (so kanaanäisch und südarabisch) ist umgekehrt die Sonnengottheit weiblich und die des Planeten Venus männlich. Oder bei Betonung des Sonnengottes — also einer der ägyptischen Anschauung (S. 35) entsprechenden Lehre — wird der Sonnengott an die Spitze gestellt, und die weibliche Mondgottheit mit dem Phosphoros werden seine Kinder. Dabei ist aber zu beachten, daß das nur die hauptsächlichen Gestalten der Gottheit sind. In sich ist jede vollkommen, und da die Vollkommenheit weder männlich noch weiblich ist, sondern beides zusammen, so hat auch jede Gottheit noch ihre eigene ergänzende Hälfte zur Seite, die männlichen eine weibliche und die weibliche eine männliche.[1] Aus beiden Tatsachen erklären sich leicht

---

1) Das hat zu manchen merkwürdigen Kultformen geführt: die mann-weibliche Istar ist bekannt als die bärtige Venus des klassischen Altertums. Die Prostitution als Kulteinrichtung der Aphroditentempel findet sogar ihre Ergänzung nach der unnatürlichen Seite hin durch die Heiligung des Buhlknaben als Gegenstück dazu. Wie die Jungfrau-Mutter sich als Typus der göttlichen Vollkommenheit darstellen soll, so andererseits der gebärende Gott (Zeus und

die verschiedenen Erscheinungsformen in den örtlich und zeitlich verschiedenen Kulten. Apollo, dem Athtar-Phosphoros entsprechend, hat Artemis (Istar) zur Schwester. Diese erscheint auch als Mondgöttin, da die drei Gestirne in einander übergehen. Artemis ist die Jägerin, wie der männliche Planet Venus, der Athtar der Südaraber, welcher dem Adonis und dem Orion (S. 51 f.) entspricht. Als jungfräuliche Göttin ist Artemis die Istar in der Unterwelt, Kore (S. 41), als Liebesgöttin ist sie die schaumgeborene Aphrodite Anadyomene, d. h. die Venus oder die Frühlingsnatur, die aus dem Wasserreiche oder dem der Unterwelt wieder emportaucht, gerade so wie es Marduk im Frühjahre tut, der darum der Sohn Eas ist. Die doppelgeschlechtige Natur und der Wechsel der Haupteigenschaft je nach den verschiedenen Systemen oder Völkern hat in der griechischen Kunst einen berühmten und wohlbekannten wenn auch nicht erklärten Nachhall. Artemis wird mit mehr männlichen Formen, Apollo mit stark an den weiblichen Körper erinnernden dargestellt.[1]

Wenn Istar oder ihr männliches Gegenstück Athtar so ebenfalls zur Sommer- und Wintergottheit werden, so erklärt sich daraus der Adonis- oder orientalisch gesprochen Tammuz-Mythus in seinen verschiedenen Formen. Der Gatte ist — als Jäger — vom Eber (S. 49) getötet, darum steigt Istar in die Unterwelt hinab, um ihn wieder zu holen. Hier spielt die weibliche Gottheit die Hauptrolle, die männliche Hälfte tritt zurück. Diese Istar ist also die Sonne und die ganze Natur, die in die Winterhälfte eintritt. Während Istar in der Unterwelt ist, hört daher alles Leben der Natur auf, alles erstarrt, Schneewittchen liegt im Sarge, Dornröschen im Schlummer. Die babylonische Legende schildert wie Istar die sieben Tore — also die sieben Abteilungen (S. 37) — der Unterwelt durchschreitet und schließlich dort gewaltsam zurückgehalten wird: Dornröschen von der Hecke, Brunhild von der Lohe der Unterwelt (Hölle) umgeben. Als nun aber das Weltgetriebe still zu stehen droht, wird der Bote zur Unterwelt geschickt, der Istar wieder

Athene). Das Unwesen der Gallen, der Verschnittenen, bei den kleinasiatisch-„hethitischen" Völkern erklärt sich ebenfalls hieraus. Die Zeugung soll geschlechtslos sein, wie die göttliche Vollkommenheit die Geschlechter nicht unterscheidet.

1) In dem jüngst in Abusir gefundenen Timotheos-Papyrus wird ein gefangener Kleinasiate eingeführt, welcher griechisch radebrechend die Artemis von Ephesos männlich als einen „großen Gott" bezeichnet. Es ist schwerlich ein bloßer Sprachfehler, sondern auch eine Anspielung auf die asiatische Anschauung vom männlichen Mondgotte beabsichtigt.

emporholt, worauf das Leben der Natur von neuem anhebt. So lange sie im Winterschlafe lag, ist die Natur jungfräulich, Istar, also die männerfeindliche Artemis, mit ihrem Emporsteigen wird sie die befruchtete Natur, die Liebesgöttin, die nach ihrer Vereinigung mit dem Gemahl ihn wieder hinabsinken sieht.

Die Deutung des Mythus im Naturleben und im Gestirnlauf wird deutlich gegeben. Die Sonne in ihrem aufsteigenden Laufe von der Winter- bis zur Sommerwende und die zum Leben erwachende Natur fallen zusammen. Mit dem Erreichen des höchsten nördlichen Punktes ihrer jährlichen Laufbahn, der Ekliptik, beginnt die Sonne in die himmlische Unterwelt hinabzusteigen, und im orientalischen Klima fällt damit die Zeit, der Öde und Dürre, der Beginn der unfruchtbaren Zeit, zusammen. Die Sommersonnenwende ist also das Fest des Todes des Tammuz, der vom Eber getötet wird. Der Eber ist das Tier der Sonnenwenden (ursprünglich Sommer-, dann durch Umkehrung (S. 36) auch Winter), der Julfeste. Als solchen hat ihn die germanische Mythologie, und wilder Schweinskopf war in Oxford, in der Ukermark und in Baiern das Weihnachtsgericht.

Das sind die Grundlagen der babylonisch-altorientalischen Götter- und Weltenlehre, mit ihrer Hilfe ist es für den, der die Sprache der Mythologie und Legende versteht, leicht, jeden einzelnen Mythus auf seine Ursprünge zurückzuführen. Unendlich mannigfaltig sind die Einkleidungsformen, im alten Orient selbst, wie in der Verbreitung über die übrige Welt, um so kleiner ist die Zahl der Grundgedanken. Der ewige Wechsel von Nacht zum Licht, der Kreislauf der Natur, wie er in den Sternen geschrieben steht, das ist immer wieder der Gegenstand, den Mythus, Legende und Märchen behandeln.

Die Beispiele für die Rechnung auszuführen, würde einer Erklärung der gesamten Mythologie gleichkommen. Von dem Zahllosen, das sich selbst auf den ersten Blick darbietet, sei nur ein Beispiel gewählt, das der Zeit und dem Raume nach dem Babylonischen scheinbar unendlich fern liegt, sodaß Beider Verknüpfung nach unseren gangbaren geschichtlichen Vorstellungen einfach unmöglich ist. Das Babylonien des 6.—4. Jahrtausends v. Chr. und das Slaventum des 7.—12. Jahrhunderts n. Chr. können auf keine Weise mit einander in Berührung gebracht werden, weder historisch noch auf dem auch schon etwas in Mißachtung geratenen Wege der Rassenverwandt-

schaft auf Grund der Sprache. Babylonier und Indogermanen haben nichts mit einander zu tun, und Babylonien lag in den letzten Zügen, als die ersten Indogermanen in seinen Gesichtskreis getreten sind.

Die Slaven der norddeutschen Tiefebene verehrten: Gerovit, den Frühlingssieger (Marduk), den Kriegsgott Radigast (Ninib-Mars), den schwarzen Gott Cernebog (Nergal, vgl. S. 50), den dreiköpfigen Triglav, in dem wir die Dreiteilung des Weltgebäudes wieder zu erkennen haben, denn er wird erklärt als Gott von Himmel, Erde und Unterwelt! Ferner den vierköpfigen Swantewit, dessen je zwei Köpfe nach vor- und rückwärts gerichtet waren. Ebenso wurde der römische Janus — der Mondgott von jana „Mond" — dargestellt mit zwei oder auch vier nach den entgegengesetzten Seiten blickenden Gesichtern, und ebenso das babylonische Tierkreiszeichen der Zwillinge (S. 40)! Weiß sind die Haare des Mondgottes (S. 46) und sein Roß ist daher ein Schimmel, wie das des einäugigen (ebenfalls Mondmotiv) Wodan. Auch Swantewit durchreitet die Lande auf weißem Rosse. Triglav hat sowohl drei Menschen-, als drei Ziegenhäupter, die Ziege als Bild des ersten Tierkreiszeichens und damit des höchsten Gottes haben wir erklärt (S. 45 f.). Im Frühjahr muß man auf den Ruf des Kuckucks achten, wenn man wissen will, wie lange man leben wird — zum Beginn des Jahres beraten und bestimmen ja die Götter das Schicksal (S. 56). Der Kuckuck aber ist der Vogel der Siwa, der Ceres, die im Frühling wie Istar wieder zu neuem Leben ersteht. Der Frühjahrsgott oder die Frühjahrsgöttin, Marduk, der nach der Besiegung der Dunkelheit nunmehr die Welt regiert, wird von den Göttern bestimmt, die Weltgeschichte für die Zukunft zu lenken und sie der Menschheit in seinen Offenbarungsformen zu verkünden. Der Nordpunkt der Ekliptik gehörte dem Nibiru-Mars (S. 34). Das ist der Mondplanet und damit zugleich der nach ältester Anschauung (S. 33) oberste. Marduk wird, als er den Sieg errungen hat, deshalb von den Göttern zum Nibiru ernannt, also zum obersten der Götter. Der Nordpunkt der Ekliptik wird dargestellt als ein Engpaß[1] dessen Durchschreiten die Sonnenwende bedeutet. Nach der Entsprechung Sommersonne-Mittagsonne gilt von beiden dieselbe Legende. Der Mondgott als der des Nordpunktes

1) Beim Adonisheiligtume am Nahr Ibrahim (S. 49) ist der Engpaß künstlich in den Felsen gehauen (Heiligtum = Kosmos!).

(S. 34) ist der Gott des Fragens in dem orientalischen Mythus. Das sind die Motive der Legende der slavischen Mittagsgöttin (Psipolniza, die Roggenmuhme) d. h. der Gottheit des Nibiru-punktes. Diese geht in der Mittagszeit und wem sie begegnet, den fragt sie. Wer ihr ihre Frage nicht beantworten kann, den haucht sie an, sodaß er tot hinfällt.[1] Die Fragen erinnern sofort an die Rätsel der Sphinx und deren gleichartige Natur erweist das im Psipolniza-Mythus gegebene Motiv des Engpasses, wo sie lagert.

1) Gewöhnlich als Sonnenstich gedacht, was als tatsächlicher Rückhalt der Legende durchaus nicht ausgeschlossen ist.

Die babylonische Legende vom Frühjahrsmond.

(vgl. S. 59)

(Es fehlt der Anfang, worin gesagt war, daß ein Bote zu Bel geschickt wird der ihm von der Bedrohung Sins durch die Sieben Kunde bringen soll.)

„Die Wintertage, die bösen Götter sind es.
Die unwiderstehlichen Götter, welche auf dem Himmelsdamm erzeugt sind.[1]
Sie sind es, welche die Krankheit bringen.
Unterstützend das Böse, welche täglich auf Übel [denken, bemüht sind] die Schlinge zu werfen.
Von den Sieben ist der erste ein Gewitter[wind . . . . .
Der zweite ist ein Ungeheuer . . . .; das Niemand [besiegen kann].
Der dritte ist ein Panther . . . . .
[Der vierte eine Sch]lange . . . . .
Der fünfte ein wütiger abbu, welcher zu . . . . .
Der sechste ist ein hervorbrausender . . . . ., der gegen Gott und König [sich empört?]
Der siebente ist der böse Sturmwind, der . . . . .
Sieben sind es, die Boten Anus[2], ihres Königs.
Über alle menschlichen Wohnstätten bringen sie Trübes.
Die Unheilswolke, welche am Himmel grimmig einherjagt, sind sie.

1) S. 47 f. 2) S. 30.

Der Stoß der hervorbrechenden Winde sind sie, der am hellen Tage Finsternis veranstaltet.[1]
Mit dem Unwetter, dem bösen Winde gehen sie einher.
Der Gewitterguß Adads, die kriegerische Verwüstung sind sie.
Zur Rechten Adads gehen sie einher,
Am Grunde des Himmels wie Blitze zucken sie.
Die Schlinge zu werfen gehen sie voran,
Am weiten Himmel, dem Wohnsitz Königs Anu, stehen sie feindlich, ohne das ihnen einer Stand hielte."
Als Bel diese Kunde vernahm, da erwog er die Sache bei sich,
mit Ea, dem hehren massû der Götter, beriet er.
Sin, Schamasch und Istar zur Verwaltung des Himmelsdammes setzen sie ein[2], mit Anu die Herrschaft über den ganzen Himmel teilt er ihnen zu den Dreien, den Göttern, seinen Kindern;
Nacht und Tag dort Dienst zu verrichten ohne Unterlaß bestellte er sie.
Als nun die Sieben, die bösen Götter, auf dem Damme des Himmels einherzogen[3], legten sie sich vor den „Leuchter" Sin mit Gewalttat (als Belagerer).
Den Helden Schamasch[4], den kriegerischen Adad, machten sie zu ihrem Bundesgenossen.
Istar hatte beim König Anu ihre herrliche Wohnung bezogen und strebte danach Königin des Himmels zu werden.[5]

Etwa 4 Verse fehlen.

Als nun die Sieben . . . . .
Im Beginn des Jahresanfangs,[6] zu verüben . . . .
Böses . . . . .
Für immer sein herrlicher Mund . . . . .
Sin . . . . . das Geschlecht der Menschen . . . . .
Das Werk des Landes . . . . . lag öde, niedergedrückt in Trübsal.[7]
Sein Licht war verdunkelt, auf seinem Herrensitze saß er nicht.
Die bösen Götter, die Boten des Königs Anu,
welche unterstützen das Böse . . . . . dröhnen sie, nach Übel trachten sie.
Aus dem Himmel heraus, wie ein Wind über das Land stürzen sie.
Bel sah am Himmel des Helden Sin Verdunklung.
Der Herr sprach zu seinem Diener Nusku:
„Mein Diener Nusku, eine Botschaft bringe zum Ozean[8], die Kunde von

---

1) Die Plejaden als Gestirn, welches die Sturmzeit bestimmt, noch jetzt heißt der heiße Frühlingssturm in Syrien **'araba'în** = Vierzigtägiger (S. 48!), in Ägypten **chamsîn** = Fünfzigtägiger (vgl. Pfingsten).

2) S. 24, 27, 41.

3) d. h. als Nergal — während der vierzig Tage — auf Erden und dem himmlischen Erdreich herrschte.

4) Da der Mond das Licht von der Sonne empfängt, so muß der Sonnengott mit den Sieben — Nergal d. i. die Wintersonne! — im Bunde sein, wenn der Mond verdunkelt ist. Die Sonne i st die Unterweltmacht (S. 35).

5) Das dritte der drei den Tierkreis zu regieren bestimmten Gestirne steht in dem Anu gehörenden Teile, d. h. fern von der Stelle wo der Frühlingsmond stattfindet (an der Grenze von Bels und Eas Reich).

6) Neujahrsmythus!

7) Vom Sonnen- = Tammuzmythus übernommen; Die Natur liegt tot im Winter s. S. 62.

8) S. 30.

meinem Sohne Sin, der am Himmel elend verdunkelt ist, Ea im Ozean melde es".
Nusku, das Wort seines Herrn vernahm er,
Zu Ea nach dem Ozean ging er.
Zum Fürsten, dem hehren massû, dem Herrn Nugimmud (Ea) trug Nusku das Wort seines Herrn hinüber.
Ea im Ozean vernahm die Kunde:
Er biß seine Lippe[1], voll Wehklagen war sein Mund.
Ea sprach zu seinem Sohne Marduk[2] und ließ ihm das Wort vernehmen: „Gehe, mein Sohn Marduk,
Den Fürstensohn, den „Leuchter" Sin, welcher am Himmel elend verdunkelt wird:
Seine Verdunklung wandle in Licht,
Die Sieben, die bösen Götter, die unbotmäßigen,
Die Sieben, die bösen Götter, welche wie die Sintflut hervorbrechen, das Land heimsuchen:
Vor den „Leuchter" Sin haben sie sich gelegt mit Gewalttat,
Den Helden Schamasch und Adad, den Tapfern, haben sie zu ihren Bundesgenossen gemacht.

Rest fehlt.

1) Ausdruck des Schmerzes.
2) Auch hier ist also Marduk der Helfer, welcher die feindliche Gewalt beseitigen muß.

Literatur.

Dupuis, Origine des constellations 1781. Origine de tous les cultes 1794. Zodiaque chronologique 1806.
Volney, Les ruines 1791. Deutsch von G. Forster, Berlin 1792 u. ö. hg. von Habs in Reclams Universalbibliothek.
Verschiedene Schriften von Nork.

Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Göttingen 1895.
Hommel, Aufsätze und Abhandlungen S. 236 ff. München 1900 ff.
Jeremias, A., Im Kampfe um Babel und Bibel. Leipzig 1903.
Stucken, Ed., Astralmythen. Leipzig 1896—1901.
Winckler, Geschichte Israels II. Leipzig 1900.
Winckler, Die altbabylonische Weltanschauung (in „Preußische Jahrbücher" hg. von Hans Delbrück 1901. Mai-Heft).

Inhalt.

Identität der Mythologie aller Völker S. 3. — Die Völkeridee genügt nicht zur Erklärung S. 4. — Der astrale Ursprung der Mythen weist auf Babylonien als Heimat S. 5—7. — Umwandlung des Umfanges der „Weltgeschichte" nach unerklärten Beziehungen räumlich und zeitlich weit getrennter Völker S. 8. — Religion als Weltanschauung und ihre Begründung in der Gestirnlehre bei den Babyloniern S. 9—11. — Himmelsbild = Erde, Makrokosmos = Mikrokosmos S. 12. — Das Wissen ist göttliche Offenbarung —· Die Zahl als Veranschaulichung und Offenbarung göttlichen Wesens, Harmonie S. 13—14. — Sexagesimalsystem S. 15. — Himmelseinteilung, Maße, Zeiteinteilung, Kalender (Woche und Fünferwoche u. s. w.) S. 16—20. — Die Planeten und die großen Gestirne als Offenbarungen der Gottheit S. 21—23. — Begriff und Offenbarungsform der Gottheit zu unterscheiden (Marduk der Babylonier als der Gott) S. 24 f. — Das Weltbild: Nordhimmel, Tierkreis, Südhimmel S. 26 f. — Der Tierkreis als Himmelsdamm (Diodor über Planeten und Tierkreis; Sanchunjathon) S. 28 f. — Anu, Bel und Ea als Götter der drei Reiche S. 30. — Die Präzession der Tagesgleichen und die drei (vier) Zeitalter (Nabonassars Kalenderreform) S. 31—33. — Die Weltrichtungen S. 34—36. — Die Vertauschung der Planetennamen und ihre Kräfte S. 37. — Die Rechnung nach Zeitaltern, Mond- und Zwillingsepoche; der Dioskurenmythus S. 38—41. — Die Epoche Marduks (Babylons), das Stierzeitalter, das des Widders S. 42 f. — Die Jungfrau S. 43 f. — Nebo-Hermes, Unterwelt S. 45. — Die gleichen Erscheinungen wie am Tierkreis, werden am Nord- und Südhimmel nachgewiesen: Zwillinge (Fuhrmann), Sirius, Tiamat, Cetus und Drache, Plejaden und Eber, Orion; die heiligen drei Könige, Kasperle- und Purim-Spiel, die linkshändigen Benjaminiten und Ziu, die Meineidssterne S. 46—52. — Die Bedeutung der Astralmythen bis in späte Zeit bekannt S. 53. — Jahres und Weltenmythus: Kampf Marduks mit Tiamat, Saturnalien und Karneval, die Epagomenen, Goliat S. 54—58. — Mythus des Neujahrsmonds (Esther) S. 59. Das arabische Pilgerfest S. 60. — Istar und Athtar als Weib und Mann. Adonis und Tammuz S. 61 f. — Istar in der Unterwelt S. 63. — Die slavischen Göttergestalten als Beispiel verglichen S. 64 f.

Text des babylonischen Mythus vom Frühjahrsmond S. 65—67.

Die Entzifferung der Keilschrift

Dargestellt

von

Dr. Leopold Messerschmidt

Mit 3 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

5. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V 2 S. . . bez. AO. I 1 ² S. . .

Die Entzifferung der Keilschrift bis zur vollen Lesbarkeit konnte bei der Schwierigkeit und Kompliziertheit dieses Schriftsystems nur das Ergebnis längere Zeit dauernder Bemühungen und des Zusammenarbeitens einer ganzen Anzahl Gelehrter sein. Schritt vor Schritt mußten erst eine Reihe von äußerlich wahrnehmbaren Eigentümlichkeiten der Schrift klargestellt werden, ehe man an den Versuch gehen konnte, die Lautwerte der Zeichen ausfindig zu machen. Wenn somit in der folgenden Darstellung eine ganze Reihe von Männern genannt werden müssen, die zur endlichen Erreichung des Zieles beigetragen haben, so gebührt doch das Hauptverdienst den Wenigen, die zuerst die Werte von Zeichen erschlossen und damit ein wirkliches Lesen und Verstehen der rätselhaften Inschriften ermöglichten.

Jeder Versuch Inschriften mit gänzlich unbekannter Schrift zu entziffern, bei denen man gleichzeitig darüber im Unklaren ist, in welcher Sprache sie abgefaßt sein mögen, wird von den Eigennamen ausgehen müssen, um mit deren Hilfe zunächst die Lesung einiger Zeichen festzustellen, mit denen dann an anderen Stellen des Textes weiter probiert werden kann. Dann wird bald auch die Frage nach der zu Grunde liegenden Sprache eine Beantwortung finden, und es werden im günstigen Falle, wie dies bei den ägyptischen Hieroglyphen und der Keilschrift der Fall war, verwandte Sprachen, die man genau kennt, die Deutung jener neu erschienenen Sprache erleichtern. Soll aber der eben geschilderte Weg gangbar sein, dann ist die notwendige Voraussetzung dafür einmal, daß die Eigennamen sich durch irgendwelche Kennzeichen mitten aus den vielen unverständlichen Zeichen der Inschriften abheben, und sodann, daß wir von irgendwoher darüber belehrt werden, welche Namen eigentlich in den so gefundenen Zeichengruppen enthalten sind. Am einfachsten und leichtesten wurde bei den schon geschehenen Entzifferungen diese Belehrung immer dann gewonnen, wenn zwei- oder dreisprachige Inschriften vorlagen, d. h. wenn neben der zu enträtselnden In-

schrift genau derselbe Inhalt noch einmal in anderer Schrift und Sprache resp. noch zum dritten Mal in einer dritten Schrift und Sprache überliefert, und eine von diesen eine bekannte war. Daß die noch unverständliche Inschrift genau denselben Inhalt haben müsse, wie die daneben stehende, verständliche, dafür gibt es stets gewisse Kennzeichen, deren wichtigstes die der Wiederkehr gleicher Worte hier entsprechende Wiederkehr gleicher Zeichengruppen dort ist.

Bekanntlich wurden die ägyptischen Hieroglyphen mit Hilfe des gelegentlich der ägyptischen Expedition Napoleons 1799 bei Rosette gefundenen Steines entziffert. Dieser enthielt drei Mal dieselbe Inschrift: in Hieroglyphen, in demotischer und in griechischer Schrift und Sprache. Den letzteren Teil konnte man natürlich ohne weiteres lesen und verstehen. Und nun suchte man unter der Voraussetzung, daß der hieroglyphische und der demotische Teil Übersetzungen desselben seien, zunächst in ihnen die Zeichengruppen heraus zu finden, die die nach dem Griechischen zu erwartenden Eigennamen, wie Ptolemäus u. a., bezeichnen mußten und setzte dann diese Namen ein. Nicht so leicht war es den Keilschriftforschern gemacht. Zwar hat uns auch hier das Altertum dreisprachige, gleichlautende Inschriften überliefert. Da aber keiner der drei Teile dieser in einer bekannten Schrift geschrieben war, so stand man lange Zeit ratlos vor diesen Denkmälern des Altertums. Wie es schließlich menschlichem Scharfsinn dennoch gelungen ist, den Schlüssel zu diesem Rätsel zu finden, soll im Folgenden dargestellt werden.

Die Keilinschriften, die zuerst bekannt wurden, und an denen die ersten Entzifferungsversuche unternommen wurden, stammten von dem Boden des alten Perserreiches, hauptsächlich aus den Ruinen des alten Persepolis. Hier hatten an verschiedenen Punkten die Achämeniden-Könige ihre Inschriften in Keilschrift einmeißeln lassen und zwar zum größten Teil in drei verschiedenen Sprachen nebeneinander. Dabei steht stets der persische Text voran, dann folgt die Übersetzung desselben in neususischer Sprache, der Sprache der Provinz Susiana, und endlich die Übersetzung in der Sprache Babyloniens, das ja ebenfalls einen Bestandteil des großen Perserreiches bildete. Alle drei Texte waren in Keilschrift geschrieben, aber jeder derselben in einem besonderen, von den anderen verschiedenen System dieser Schrift. Das einfachste, aus nur 39 Zeichen bestehende war das des persischen Textes. Diese persische Keilschrift hat mit den anderen Systemen nur das Grundelement, den Keil, gemeinsam, während ihre je aus mehreren verschieden gerichteten

Keilen zusammengesetzten Zeichen völlig von denen jener abweichend sind. Sie wurde durch die persischen Könige geschaffen, wohl weil es Schwierigkeiten bot mit der babylonischen, den semitischen Sprachen angepaßten Schrift das Indogermanische zu schreiben. Der in der Mitte stehende Text war in einer zwar aus der altbabyloniſchen entwickelten, aber doch erheblich umgestalteten Keilschrift geschrieben, die im ganzen 111 Schriftzeichen aufwies. Während die persische Schrift mit ihren wenigen Zeichen fast eine reine Buchstabenschrift ist, ist diese neususische Schrist eine syllabische, d. h. ihre Zeichen bedeuten in der Hauptsache je eine ganze Silbe. Die dritte Reihe der dreisprachigen Inschriften schließlich ist in der babylonischen Keilschrift abgefaßt, dem kompliziertesten der drei Schriftsysteme, das aus mehreren Hundert Zeichen besteht, die Silben und ganze Worte bedeuten.

Die ersten Nachrichten über die in den Ruinen der alten persischen Königsresidenz Persepolis gefundenen Keilinschriften kamen im Jahre 1621 durch einen Brief des berühmten Reisenden Pietro della Valle nach Europa. In diesem waren einige Schriftzeichen abgebildet und in den Bemerkungen dazu, unter genauer Begründung, die Erkenntnis ausgesprochen, daß diese Schrift nicht wie andere orientalische Schriften von rechts nach links, sondern vielmehr von links nach rechts zu lesen sei. Während aber hier nur ein paar vereinzelte Zeichen mitgeteilt wurden, die somit nicht geeignet waren die Aufmerksamkeit besonders zu erregen, wurden im Verlauf der folgenden 150 Jahre durch andere Reisende mehrere vollständige dreisprachige Inschriften abgezeichnet und bekannt gemacht. Sogar eine viersprachige Inschrift auf einer Alabaster-Vase des Xerxes wurde 1762 durch den Grafen Caylus veröffentlicht. Auf dieser war die Legende: „Xerxes, der große König" außer in den oben genannten drei Sprachen noch in ägyptischer Sprache in Hieroglyphen beigefügt, die man jedoch damals ebensowenig lesen konnte. Obwohl nun diese Veröffentlichungen naturgemäß das Interesse weiter Kreise erregten, waren die Zeichen doch noch zu ungenau wiedergegeben um ein Eindringen in das Verständnis der Schrift zu ermöglichen. Zuverlässigere Abschriften der alten, sowie neuer Inschriften, die er 1765 in Persepolis an Ort und Stelle angefertigt hatte, gab erst 1788 Carsten Niebuhr heraus. Derselbe erkannte auch bereits, daß in den vorliegenden Texten drei ganz verschiedene Schriften oder Alphabete, wie er ganz allgemein sagte, zu unterscheiden seien, und daß die einfachste derselben im ganzen nur

42 Zeichen — so viele zählte er — aufweise. Seine Zuversicht erweckende Veröffentlichung der Inschriften gab nun erst den Gelehrten die Möglichkeit und damit auch den Anstoß zu einem intensiveren Studium der Texte als bisher.

Die Früchte desselben sollten nicht lange auf sich warten lassen. Im Jahre 1798 erkannte der Rostocker Orientalist Olav Gerhard Tychsen ganz richtig, daß in der einfachsten der drei Schriftarten ein schrägliegender, einzelner Keil, der immer nach einem Zwischenraum von mehreren Zeichen wiederkehrte, die Bestimmung haben müsse die einzelnen Worte von einander zu trennen. Aber er erfaßte diese Erkenntnis noch nicht mit voller Klarheit. Denn er glaubte zahlreiche Ausnahmen von dieser Regel annehmen zu dürfen, indem er wiederholt die zwischen zwei solchen Keilen stehende Zeichengruppe in mehrere Worte auflöste, und dadurch die Bedeutung des „Worttrenners" ziemlich hinfällig machte. Im Übrigen herrschte bei ihm noch große Willkür. Auch verfehlte er die Antwort auf die wichtigste und zuerst zu lösende Frage — nach den Urhebern jener Inschriften —, da er sie von den Arsaziden-Königen herleiten zu sollen meinte. Weiter sagte er zwar richtig als Erster, daß die Inschriften dreisprachig seien, glaubte aber andererseits, daß alle drei Schriftarten ein und dasselbe Alphabet enthielten. Weit sicherere Ergebnisse gewann ein anderer Gelehrter, der dänische Akademiker Friedrich Münter. Zur selben Zeit wie Tychsen und ganz unabhängig von ihm deutete er ebenfalls den schrägen Keil als Worttrenner. In einer längeren Ausführung wies er ferner auf Grund der geschichtlichen Verhältnisse nach, daß die Inschriften von den Achämeniden-Königen herrühren müßten, und daß ihre Sprache der des Zendavesta, des heiligen Buches des alten Persien, nahe stehen werde. Bezüglich der Schrift betonte er mit Niebuhr, daß drei verschiedene Systeme vorlägen, deren erstes augenscheinlich alphabetisch sei. Das zweite scheine syllabal zu sein „daher auch die Anzahl der Zeichen auf einer Tafel verhältnismäßig geringer sei", und das dritte sei wahrscheinlich eine Zeichenschrift für ganze Wörter. Alle drei seien aber höchst wahrscheinlich gleichen Inhaltes, da es in der alten Welt ziemlich gewöhnlich war, auf Monumenten denselben oder einen ähnlichen Inhalt in mehreren Sprachen auszudrücken. Als weiteren Beweis führte er an, daß, so oft sich in der ersten Schrift ein Wort wiederhole, sich auch in den beiden anderen jedesmal die entsprechenden Zeichen wiederholten. Die erste Schriftgattung, als die einfachste, unterwarf er natürlich zuerst einem Ver-

such der Entzifferung. Zunächst stellte er fest, welche Keilschriftzeichen am häufigsten vorkamen — in diesen glaubte er wegen der Häufigkeit Vokale sehen zu müssen —, dann, welche Vokale in der Zendsprache am oftesten begegneten. Darauf setzte er beide Resultate einander gleich. Eins dieser Zeichen, das er so als Vokal a (oder e) bestimmte, war richtig gefunden. Durch weitere, andersartige Versuche, die aber nicht als haltbar gelten können, bestimmte er das Zeichen für b richtig, durch Zufall. Sodann war er geneigt eine Gruppe, weil sie öfter, zuweilen sogar zwei Mal hintereinander wiederkehrte, mit „König" und „König der Könige" zu übersetzen. Aber die Mangelhaftigkeit des ihm vorliegenden Hilfsmaterials über die persischen Sprachen führte ihn von diesem richtigen Wege ab, und ließ ihn schließlich eine Religionsformel aus den Zeichen herauslesen.

Sehr eigentümlich nimmt sich neben dieser soliden, schon viel Richtiges enthaltenden Untersuchung der Versuch aus, den in den Jahren 1800 und 1803 der Helmstädter Professor Lichtenstein veröffentlichte. Er sagte, nichts sei leichter als diese Inschriften zu lesen und zu verstehen, ganz besonders aber die komplizierteste Schriftart. Man brauche nur ein wenig die Zeichen zu betrachten, um zu bemerken, daß sie nichts anderes seien als altarabische oder kufische Buchstaben. Bei jedem Zeichen bilde ein Teil der Keile die eigentliche Form des Buchstabens, die übrigen Keile seien nach Willkür, ohne Regel hinzugefügt. Die Schrift sei von rechts nach links zu lesen, entgegen allen bisherigen Annahmen. Die Sprache sei aramäisch, und die Ausdrücke seien durchaus denen des Koran ähnlich. So las und übersetzte er denn auch eine lange babylonische Inschrift ohne jedes Stocken, ohne irgend eine Lücke lassen zu müssen. Sie enthielt nach ihm eine Anrede des Priesters der Todesgottheit an in Trauer gekleidete Frauen, die am Gedenktage aller Seelen sich an den Gräbern ihrer gestorbenen Angehörigen versammelt hatten, um sich dort ihrem Schmerz hinzugeben. Er ermahne sie ihren Kummer zu mäßigen und sich bei den Göttern Trost zu suchen. In Wahrheit aber ist diese Inschrift eine juristische Urkunde über eine Landschenkung! Eine solche Willkür und Kritiklosigkeit, wie sie die angeführten Voraussetzungen dieser „Entzifferung" zeigen, mußte notwendigerweise einen derartigen Mißgriff zur Folge haben. Übertroffen wurde dies nur noch durch die Art, wie er den besonnenen Zeitgenossen, die etwa seinen Versuch als falsch zu erweisen versuchen würden, unehrliche Motive unterschob, indem er

schon vorweg als Grund ihrer Gegnerschaft die Scham darüber hinstellte, daß sie selbst diese „so einfache, in die Augen springende Verwandtschaft der Zeichen mit den kufischen Buchstaben" verkennen konnten.

Doch wenden wir uns dem Manne zu, der mit Scharfsinn und mit besonnener Anwendung der Gesetze des Denkens die Bahn zum Verständnis einer mehr als zwei Jahrtausende lang versunkenen Kultur wirklich gebrochen hat, Georg Friedrich Grotefend. Am 4. September 1802 legte dieser junge, deutsche Gymnasiallehrer in Göttingen der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften seinen ersten Versuch vor. Was ihn, der in den orientalischen Sprachen fast gar nicht bewandert war, veranlaßte, sich mit diesen Inschriften zu befassen, sagte er selbst mit den folgenden Worten: „Im Juli, als mein Freund Fiorillo, Sekretär der Königlichen Bibliothek, beim Spazierengehen mit mir darüber verhandelte, ob der Inhalt von Schriften festgestellt werden könne, deren Alphabet und Sprache gänzlich unbekannt seien, behauptete ich, da ich schon von früher her gewohnt war Sätze der heimischen Sprache, die mit unbekannten Zeichen geschrieben waren, zu deuten, daß das sicherlich möglich sei. Als jener entgegnete, ich könne ihm das am besten beweisen, wenn ich z. B. eine von den Keilinschriften deuten könnte, versprach ich das zu tun, wenn er mir helfen würde, indem er mir alles mitteilte, was zur Information über diese Inschriften dienen könnte. Danach habe ich, mit Hilfe[1] meines Freundes, jene Schriftart, die schon Tychsen zu lesen versuchte, als die leichteste von allen vorgenommen, und das Glück hat mich so begünstigt, daß ich schon nach wenigen Wochen, nach Anwendung aller Entzifferungskünste, den größten Teil der Inschriften deuten konnte." Er untersuchte dabei die Inschriften nnd stellte, wie schon Münter, fest, daß alle drei Schriftarten, für die er ihrer Reihenfolge in den Inschriften entsprechend die Bezeichnung „erste, zweite, dritte Schrift" einführte, immer den gleichen Inhalt wiedergaben, sodaß, wenn eine verständlich wurde, die anderen beiden, danebenstehenden es auch wurden, da sie ja nur Übersetzungen waren. Da er weiter zwischen dem

1) In äußerlichen Dingen! Er sagt darüber an anderer Stelle: Mein Freund . . . . . . „der mir die erste Veranlassung gab, auch die ersten 8—14 Tage, in welchen ich bemüht war, die ersten allgemeinen Sätze über die Keilschrift zu begründen, mir treulich beistand, die für einen einzelnen Menschen nur allzumühselige Arbeit mir sehr erleichtern half, und überhaupt mich mit der nötigen Literatur der Keilschrift gefälligst bekannt machte."

Worttrenner, den er von Münter übernahm, oft 10 Zeichen fand, Worte aber, die aus 10 Silben bestanden, nicht gut denkbar waren, so konnten diese Zeichen nicht Silben, sondern nur Buchstaben bedeuten. Diese Annahme wurde auch dadurch unterstützt, daß die Schrift nur die beschränkte Zahl von 40 Zeichen aufwies. Ferner wies er nach, daß alle drei Schriftarten von links nach rechts zu lesen seien, und daß die Sprache der ersten Schrift wahrscheinlich Zend sei. Zur eigentlichen Entzifferung nahm er dann die beiden kurzen unter Abbildung 1 und 2 wiedergegebenen Inschriften[1] vor, die offenbar verwandten Inhalts waren. Da in den dreisprachigen

Abbildung 1.

Abbildung 2.

Inschriften die in der einfachsten Schrift geschriebene immer voransteht, schloß er, daß diese als die wichtigste betrachtet wurde und daher in der Sprache des Herrscherhauses abgefaßt sein müsse. Als Beherrscher Persiens aber zu jener Zeit nahm er nach Münters Beweisen die Achämeniden-Könige an. Ebenso übernahm er von Münter dessen Deutung einer öfter wiederkehrenden Gruppe von

1) In diesen habe ich zur Erleichterung der Verständigung arabische Ziffern vor die einzelnen Worte gesetzt. Man wird sehen, daß die Ziffern immer bei einem schrägliegenden Keil stehen, dem vor Grotefend schon erkannten „Wortteiler". Die erste Inschrift besteht aus 14, die zweite aus 9 Worten. Die neususische und babylonische Übersetzung ist hier nicht mit abgebildet. Von beiden Inschriften ist also oben nur der Text wiedergegeben, der an erster Stelle stand und in persischer Keilschrift geschrieben war.

sieben Zeichen als „König" (vergl. Abb. 1 Nr. 2. 4. 5. 6. Abb. 2 Nr. 2. 4. 5. 7), ohne sich durch die von jenem dagegen geäußerten Bedenken abhalten zu lassen, weil er, wie er sagt, „durch Tychsen's Schrift auf die Vermutung gebracht war, daß in diesen Inschriften, welche sich über den Abbildungen von Persischen Königen finden, ihre Titulatur zu suchen sei." Dazu kam aber noch, daß diese Gruppe, so oft sie auch in allen Inschriften vorkam, stets bis auf die Endung gleich blieb, also ein Eigenname keinesfalls sein konnte, und daß an ihrer Stelle einige Male nur ein Zeichen, zweifellos eine Abkürzung, geschrieben war. Dagegen war das erste, unmittelbar vor dieser Gruppe stehende Wort der Inschriften immer verschieden, offenbar also ein Eigenname. Indem er nun als Muster für die Titulatur die der Sassaniden, der späteren persischen Könige, nahm, übersetzte er die eine Inschrift (Abb. 2), indem er bloße Vermutungen mit Fragezeichen versah, folgendermaßen: N. N., der König, der große (?), der König der Könige, X, des Königs, Sohn, der Achämenide (?) — — —. Dabei beruhte die Übersetzung: „X, des Königs, Sohn", auf dem, was eine Vergleichung mit der anderen Inschrift (Abb. 1) ergab. Er sah nämlich, daß das erste Wort dieser, in ihrem Anfang ganz ebenso gebauten Inschrift, also ebenfalls ein Königsname, in Nr. 2 nach dem Titel „König der Könige" wiederkehrte, wobei nur ein Zeichen noch eingeschoben war. Aus dieser kleinen Veränderung des Namens schloß er, daß das Wort hier in einem anderen Casus, und zwar dem nach der Formel des Titels zu erwartenden Genitiv („des X Sohn") gesetzt sei, und daß demnach der König N. N. hier als der Sohn des Königs bezeichnet werde, der in Nr. 1 am Anfang genannt war. „Völlig überzeugt, fährt er fort, daß hier zwei Könige aus der Dynastie der Achämeniden gesucht werden müßten ...., fing ich an die Reihe der Könige durchzugehen, und zu untersuchen, welche Namen den Charakteren der Inschriften sich am leichtesten anschmiegten. Cyrus und Cambyses konnten es nicht sein, weil die beiden Namen der Inschriften keinen gleichen Anfangsbuchstaben hatten; es konnte überhaupt weder ein Cyrus noch ein Artaxerxes sein, weil der erste Name im Verhältnis zu den Charakteren zu kurz, und der zweite zu lang war. Es blieben mir also nur die Namen des Darius (= X) und Xerxes (= N. N). übrig, und sie fügten sich in die Charaktere so leicht, daß ich in die richtige Wahl derselben keinen Zweifel setzen konnte. Dazu kam, daß in der Inschrift des Sohnes (Abb. 2) dem Vater gleichfalls der Königstitel beigelegt war, aber nicht so

in der Inschrift des Vaters (Abb. 1)." Zergliedert man nämlich die letztere, so ergibt sich folgender Inhalt: X, der König, der große (?), der König der Könige, der König — — (Wort 7) Y (= Wort 8) Sohn (= Abb. 2 Nr. 8), der Achämenide (?), — — — — — —. Die Titulatur des Königs ist also hier etwas umfassender. Das wichtigste ist aber, daß, wie die Wiederkehr desjenigen Wortes zeigt, das nach der Formel beide Male „Sohn" bedeuten muß, auch hier ein Vater und zwar der des Königs X genannt war, aber ohne daß ihm der Titel „König" beigegeben war. War nun der König X = Darius, dann mußte Y = Hystaspes, dessen Vater, sein, der aber ist tatsächlich nicht König gewesen. So ergab, wie Grotefend mit Recht betont, auch der rein äußerliche Befund, daß seine Annahmen richtig waren. Nun kam es darauf an, um die Buchstabenwerte richtig zu bestimmen, für die drei aus der griechischen Überlieferung stammenden Namensformen Hystaspes, Darius, Xerxes nach Möglichkeit die ursprüngliche persische Form zu gewinnen. Zu diesem Zweck wählte er die Formen, die jene Namen im alten Testament und in der Zendsprache hatten, und gelangte durch Einsetzung derselben zur Feststellung der Werte von 13 Buchstaben, von denen nur 4 unrichtig bestimmt waren, weil er die altpersischen Namensformen nicht genau getroffen hatte. Von größtem Interesse aber war es für ihn zu erfahren, wie das Wort, in dem er „König" vermutete, von den Verfassern der Inschriften ausgesprochen worden war, weil er daraus ersehen konnte, in welcher Sprache die Inschriften abgefaßt waren. Da nun glücklicherweise alle Buchstaben dieses Wortes bis auf einen in den drei Eigennamen vorkamen, so konnte er dieses jetzt lesen. Die Einsetzung der Zeichenwerte ergab das Wort „khscheh . ." und ein Lexikon der Zendsprache belehrte ihn, daß „khsche-i-o" in dieser Sprache so viel als „König" bedeutete. Damit hatte er die Gewißheit gewonnen, daß die Sprache der ersten Schriftart und damit der alten Perser das „Zend" gewesen sei. Daß indessen beide Sprachen nur miteinander verwandt sind, konnte er nicht sehen, weil das Studium auch der Zendsprache damals erst in seinen Anfängen stand. Der persische Titel „König" heißt, richtig gelesen: khschajathija.

Die beiden Inschriften lauten in Übersetzung, wie sie jetzt feststeht: Abb. 1: Darius, der große König, König der Könige, König der Länder, des Hystaspes Sohn, der Achämenide, welcher diesen Palast gebaut hat. — Abb. 2: Xerxes, der große König, der König der Könige, des Königs Darius Sohn, der Achämenide.

Werden die Werte der Keilschrift-Zeichen mit lateinischen Buchstaben wiedergegeben, so stellt sich der Inhalt der beiden Inschriften folgendermaßen dar:

Abbildung 1.

(1) D. A. Ra. Ja. Va. U. SCH. (2) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (3) Va. Z. Ra. Ka. (4) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (5) CH. SCH. A. Ja. TH. I. J. A. N. A. M. (6) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (7) Da. H. J. U. N. A. M. (8) V. I. SCH. T. A. S. Pa. H. J. A. (9) P. U. TRa. (10) Ha. CH. A. Ma. N. I. SCH. I. Ja. (11) H. Ja. (12) I. Ma. M. (13) Ta. Ca. Ra. M. (14) A. K. U. Na. U. SCH.

Abbildung 2.

(1) CH. SCHa. J. A. R. SCH. A. (2) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (3) Va. Z. Ra. Ka. (4) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (5) CH. SCH. A. Ja. TH. I. J. A. N. A. M. (6) D. A. Ra. Ja. Va. Ha. U. SCH. (7) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. H. J. A. (8) P. U. TRa. (9) Ha. CH. A. Ma. N. I. SCH. I. Ja.

So hatte Grotefend in genialer Weise die Entzifferung und das Verständnis von Inschriften angebahnt, deren Zeichenwerte vorher gänzlich unbekannt waren, und zu denen keine Übersetzung existierte, die ihn etwa hätte anleiten können, wie das die griechische Übersetzung der ägyptischen Hieroglyphen-Inschrift von Rosette tat. Wenn er trotz dieser Schwierigkeiten zu einem Ziele kam, so ist das außer seinem Scharfsinn auch dem Umstande zu verdanken, daß die persische Keilschrift im Unterschiede von den beiden anderen, der neususischen und babylonischen, eine alphabetische Schrift mit nur 39 Zeichen ist, also ein Schriftsystem, das der Zahl seiner Buchstaben nach beschränkt und seinem ganzen Wesen nach höchst einfach und andern bekannten Alphabeten entsprechend ist.

Trotzdem bleibt Grotefend das Verdienst als erster durch geistreiche Schlußfolgerung den Zugang zu einer unerschöpflich reichen Literatur des Altertums eröffnet zu haben, wenn auch gleich hier, chronologisch vorgreifend, erwähnt werden muß, daß noch ein zweiter Gelehrter auf ähnlichem Wege selbständig, aber erheblich später, den Schlüssel zu den persischen Keilinschriften gefunden hat. Es war dies Henry Rawlinson, englischer Offizier in der persischen Armee, der als solcher Gelegenheit hatte, die Keilinschriften an Ort und Stelle zu studieren. Wenn er bei diesen Studien eine ganze Reihe von Entdeckungen selbständig und unabhängig gemacht hat, die inzwischen auch in Europa gemacht waren, so erklärt sich das aus seiner gänzlich isolierten Stellung an der Westgrenze des

persischen Reiches, infolge deren ihn Nachrichten über die in Europa gewonnenen Erfolge gar nicht, oder erheblich verspätet erreichten. So wußte er, wie er ausdrücklich betont, im Jahre 1835, als er zuerst anfing sich mit den Keilinschriften zu befassen, also 33 Jahre nach Grotefends Entzifferung, nichts weiter von dieser, als daß Grotefend einige Namen der alten Herrscher des Achämeniden-Hauses entziffert habe, aber weder etwas über die dabei benutzten beiden Inschriften, noch über die gewonnenen Zeichenwerte. Er selbst verwendete durch Zufall zwei andere Inschriften, die er selbst abgeschrieben hatte. Sein Bericht (aus späterer Zeit) darüber lautet: „Diese Tafeln enthalten zwei dreisprachige Inschriften, geschrieben von Darius Hystaspes und seinem Sohne Xerxes. Sie beginnen beide mit derselben Anrufung des Gottes Ormazd (mit Ausnahme eines einzigen Beiwortes, das in der Darius-Inschrift ausgelassen ist), sie enthalten dieselbe Aufzählung der königlichen Titel und dieselben Angaben über Abstammung und Familie, und sind tatsächlich identisch bis auf die Namen der Könige und ihrer jedesmaligen Väter. Als ich daher begann die beiden Inschriften Zeile für Zeile mit einander zu vergleichen (oder richtiger: die persischen Teile der beiden Inschriften; denn, da die Teile, welche die Inschrift in der persischen Sprache darbieten, auf den Tafeln die erste Stelle einnahmen und in der wenig komplizierten der drei Keilschriftarten geschrieben waren, wurden sie naturgemäß zuerst einer Prüfung unterzogen), fand ich, daß die Zeichen durchweg zusammentrafen, wenige, besondere Gruppen ausgenommen. Die Annahme lag daher sehr nahe, daß diese so gewonnenen, für sich stehenden Gruppen Eigennamen darstellen müßten. Weiter bemerkte ich, daß es unter diesen Gruppen in beiden Inschriften zusammen überhaupt nur drei von einander verschiedene gab. Denn die Gruppe, die in der einen Inschrift an zweiter Stelle stand und nach ihrer Stellung den Gedanken nahe legte, daß sie den Namen des Vaters des Königs darstellte, der dort erwähnt war, traf zusammen mit der Gruppe, die in der andern Inschrift an erster Stelle stand. Somit veranlaßte sie nicht nur eine Verknüpfung beider Inschriften mit einander, sondern schien auch, unter der Voraussetzung, daß diese Gruppen Eigennamen darstellten, eine genealogische Aufeinanderfolge anzudeuten. Die natürliche Schlußfolgerung war, daß ich mit diesen drei Zeichengruppen die Eigennamen erlangt hatte, die drei aufeinanderfolgenden Generationen der persischen Herrscher zugehörten. Glücklicherweise entsprachen die drei ersten Namen, die des Hystaspes, Darius und

Xerxes, die ich zufällig auf diese drei Gruppen ihrer Aufeinanderfolge entsprechend anwendete, in jeder Beziehung den Bedingungen, und waren tatsächlich die richtigen Lösungen."

So hatte er zufällig dieselben Königsnamen entziffert, wie Grotefend. Es gelang ihm aber sofort weitere Resultate zu gewinnen, da er bei seinem Aufenthalt in Persien mehrere weitere Inschriften und darunter eine außerordentlich lange von über 400 Zeilen entdeckte, die in Europa noch nicht bekannt waren und ihm reiches Material zu Vergleichungen und weiteren Schlußfolgerungen boten. Diese lange, dreisprachige Inschrift findet sich eingemeißelt auf der Fläche des Felsens von Behistan, nach dem die Inschrift jetzt allgemein benannt wird (im Zagros-Gebirge, etwa 5 Meilen östlich von Kirmanschah, und südwestlich von Teheran). Der Fels steigt sehr steil und unvermittelt aus der Ebene bis zu 540 m Höhe an. Etwa 100 m über seinem Fuß ist die Wand vollkommen geglättet, und hier, in völlig unzugänglicher Höhe, ist die Inschrift und darüber Reliefs eingehauen. Ob einst Stufen zu derselben hinaufführten, ist ungewiß. Spuren von solchen sind nicht mehr vorhanden. Die Reliefs stellen den König Darius dar, der seinen Fuß auf einen vor ihm am Boden liegenden Feind setzt, und vor ihm stehend, mit auf den Rücken gefesselten Händen neun Empörer. Von ihrer Empörung und Niederwerfung erzählt der König in der Inschrift. Die Anwendung der gefundenen Werte auf diese, die er in den Jahren 1835—37 unter großen, durch ihre Unzugänglichkeit und seine Berufstätigkeit veranlaßten Schwierigkeiten abschrieb, lieferte ihm durch ihre zahlreichen Namen bald eine Anzahl neuer Zeichenwerte. Als er daher endlich 1836 die Schriften Grotefends und Saint Martin's, der eine von ersterem abweichende, fast unbeachtet gebliebene, Zeichendeutung gegeben hatte, in die Hand bekam, sah er, daß er bereits weit über dieselben hinaus gekommen war. Zunächst setzte er seine Forschungen ruhig fort, bis zum Winter 1837/8. Auf seine dann nach Europa gesandte Bearbeitung des ersten Teils der Behistan-Inschrift (in der Meinung, daß man dort noch nicht weiter fortgeschritten sei) erhielt er Nachrichten über die durch Burnouf [1] gewonnenen neuen Ergebnisse, und 1839 auch über die Lassen's. Gleichzeitig gingen ihm tiefer als bisher eindringende Arbeiten über die Zendsprache und das Sanskrit zu, sodaß er nun durch deren Studium die Grammatik des Altpersischen

1) Das Nähere über die hier genannten Gelehrten siehe sogleich.

der Keilinschriften besser verstehen lernte. Obwohl er selbst unabhängig schon das meiste gefunden hatte, als er die Nachricht von den Ergebnissen Lassen's erhielt, sprach er doch seine unverholene Bewunderung über dessen Scharfsinn aus, durch den er so außerordentlich genaue Resultate bei einem so sehr beschränkten Material an Inschriften erhalten hatte.

Dieser Mangel an Inschriften verschuldete es wohl wesentlich, neben anderen Gründen, daß inzwischen in Europa so wenig an der Entzifferung gearbeitet worden war. Nach Grotefends epochemachender Entdeckung im Jahre 1802 trat ein langer Stillstand ein. Zwar veröffentlichte er selbst noch mehrere Arbeiten, aber seine Resultate in diesen waren nicht haltbar, da ihm die notwendigen Sprachkenntnisse fehlten. Erst 1826 wurde ein kleiner Fortschritt erzielt, als es dem norwegischen Professor Rask gelang die Endung des Genitiv Pluralis zu bestimmen und dadurch zwei weitere zu den bisher erkannten Buchstaben zu finden. Mehr war in Europa auch im Jahre 1835 nicht erreicht, als, wie gesagt, Rawlinson sich im Orient an die Entzifferung wagte, allerdings ohne Kenntnis auch dieses Wenigen. Aber gleich das folgende Jahr 1836 brachte im Abendlande einen erheblichen Fortschritt. Der französische Gelehrte Eugen Burnouf, ein vorzüglicher Kenner der Zendsprache, vermochte mit Hilfe einer Völkerliste in einer der persischen Keilinschriften für fast sämtliche Zeichen einen Buchstabenwert festzusetzen, wenn auch nicht immer richtig. Auf diese Liste hatte er auch den Professor der Sanskritsprache, Christian Lassen in Bonn, aufmerksam gemacht, der nun seinerseits fast gleichzeitig ähnliche, aber vollkommenere Resultate veröffentlichen konnte. Ihm war jedoch noch ein weiterer wichtiger Schritt gelungen. Nach den Werten, die man bisher den Zeichen beigelegt hatte, bekam man nämlich mehrfach Worte heraus, die nur aus Konsonanten bestanden und deshalb nicht auszusprechen waren. Er stellte daher die Behauptung auf, daß ähnlich wie bei dem indischen Alphabet, auch hier jedem Konsonanten beim Lesen ein a[1] anzuhängen sei, wenn nicht ein besonderes Vokalzeichen folgt. Erst durch diese Entdeckung war ein genaues, philologisches Verständnis der Sprache ermöglicht. Einige weitere Erkenntnisse, schärfere Bestimmungen einiger Lautwerte, wurden noch durch Ed. Beer und den Belgier Jacquet hinzugefügt. Das Inschriften-Material wurde vermehrt durch den Dänen Westergaard, ganz besonders aber durch die 1846 er-

1) Dieser Vokal ist zur Hervorhebung in der Umschrift auf Seite 12 stets klein geschrieben.

folgte Veröffentlichung der Behistan-Inschrift durch Rawlinson. Teils noch in demselben, teils im folgenden Jahre wurden durch Hincks in Dublin, Jules Oppert in Paris, und Rawlinson die letzten Feinheiten der Schrift und Sprache der persischen Keilinschriften klargestellt. Dabei ergab sich denn, wie auch die Umschrift (S. 12) ersichtlich macht, daß dieses Schriftsystem keine reine Buchstabenschrift war, wie man zuerst angenommen hatte, sondern daß die einzelnen Zeichen zuweilen ganze Silben bezeichneten.

Inzwischen hatte man auch die Entzifferung der zweiten Keilschriftgattung der Achämenideninschriften in Angriff genommen. Diese Schrift benutzte, wie im Laufe der Untersuchungen immer genauer festgestellt wurde, im ganzen 111 verschiedene Zeichen, war daher erheblich verwickelter als die erste Gattung mit ihren nur 39 Zeichen. Aus der großen Zahl der Zeichen folgerte schon Münter, daß diese zweite Gattung eine Silbenschrift sein müsse, d. h. eine Schrift, in der jedes einzelne Zeichen nicht einen Buchstaben, sondern eine ganze Silbe bedeutet. Eine solche Schrift aus sich selbst heraus zu enträtseln, ist natürlich unvergleichlich schwieriger, als eine alphabetische zu entziffern. So begann man denn erst diesen Versuch ernstlich zu unternehmen, nachdem durch Burnouf und Lassen die persischen Texte einigermaßen verständlich geworden waren. Nun fing man damit an für die aus diesen bekannten Eigennamen die in der zweiten Schriftgattung an entsprechender Stelle sich findenden Zeichengruppen herauszusuchen und durch Einsetzung der Namen dann die Silbenwerte der Zeichen festzusetzen. Den ersten Versuch machte 1837 Grotefend. Er entdeckte dabei, daß in dieser Schriftgattung jeder Eigenname durch einen davor gesetzten senkrechten Keil gekennzeichnet war. Ein Wortteiler wie in der persischen Schrift fand sich allerdings nicht, und das erschwerte die Abteilung der einzelnen Worte. So lange die Zahl der bekannten Texte gering war, waren auch die gemachten Fortschritte gering. Als aber der schon genannte Westergaard von einer Orientreise neues Inschriftmaterial mitbrachte, konnte er 1844 eine für die späteren Arbeiten grundlegende Untersuchung veröffentlichen. Neue Resultate gewannen Hincks 1846 und de Saulcy in Paris 1850. Der wichtigste Fortschritt aber wurde gemacht, als Rawlinson dem Londoner Professor Norris den in der zweiten Schriftgattung abgefaßten Teil der langen Behistan-Inschrift, der natürlich die Übersetzung des persischen Teiles bot, zur Verfügung stellte. Mit Hilfe der etwa 50 in diesem Text vorhandenen Eigennamen, die zu den

in schon bekannten Texten sich findenden etwa 40 hinzukamen, also ein weit reichlicheres Material zur Untersuchung darboten, als den Gelehrten in Europa zur Verfügung gestanden hatte, war es Rawlinson gelungen den größten Teil der Zeichen zu bestimmen. Er hatte dieses Resultat jedoch außer einigen daraus gezogenen Folgerungen (1847) nicht veröffentlicht, weil ihm seine Untersuchungen bei der Schwierigkeit des Gegenstandes noch nicht weit genug gediehen zu sein schienen. Als nun Norris diesen umfangreichen Text benutzen konnte, gelang es auch ihm fast alle Zeichenwerte ziemlich genau zu bestimmen und die Sprache in ihren Grundzügen festzulegen. Seine 1855 veröffentlichte Arbeit war die wichtigste auf diesem Gebiet erschienene. Weiterhin haben dann noch an der richtigeren Ausgestaltung der Einzelheiten eine ganze Reihe von Gelehrten gearbeitet, sodaß die Entzifferungsarbeit an dieser Schriftgattung in der Hauptsache als abgeschlossen gelten kann. Die Sprache bietet noch manche Schwierigkeiten. Ihre Zuweisung ist lange streitig gewesen, bis festgestellt wurde, daß es die Sprache der bedeutenden persischen Provinz Susiana gewesen ist.

Doch unvergleichlich wichtiger als die Entzifferung der ersten und zweiten Schriftgattung war die der dritten. Denn die beiden ersten wurden außer in den Achämenideninschriften überhaupt nicht angetroffen. Es existierte also augenscheinlich eine eigentliche Literatur in ihnen nicht, sodaß der Hauptwert namentlich der ersten, der persischen Keilschrift, bis heute darin besteht, daß sie den Schlüssel zur Enträtselung der dritten, der babylonischen Keilschriftgattung abgegeben hat. Der Wert der letzteren aber steigerte sich in den Augen der Gelehrten seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts immer mehr und das Verlangen sie gedeutet zu sehen wurde ein immer mächtigeres, als man erkannte, daß die von Jahr zu Jahr zunehmende Zahl von Schriftdenkmälern vom Boden des alten Babylonien, die nach Europa gebracht wurden und nur in einer einzigen Schriftart geschrieben waren, in den Zeichen abgefaßt war, die in den Achämeniden-Denkmälern die dritte Stelle einnahmen. Die wichtigsten historischen und kulturellen Aufschlüsse über das alte Babylonien und Assyrien durfte man sich aber versprechen, als seit 1843 durch den Französischen Konsul Botta der Palast des Königs Sargon in Khorsabad, und seit 1845 von dem Engländer Austen Henry Layard die Ruinen Ninive's ausgegraben wurden und aus diesen zahlreiche Denkmäler, die über und über mit Schrift bedeckt waren, in die europäischen Museen kamen.

Auch bei dieser Schriftgattung, wie bei der zweiten, konnte man natürlich einen Entzifferungsversuch erst unternehmen, nachdem der persische Text, als dessen bloße Übersetzung ja schon früh und mit Recht der babylonische Text angesehen wurde, in der Hauptsache verständlich geworden war. Ohne dieses Hilfsmittel einer verständlichen Übersetzung, das die Forscher bei ihren Untersuchungen der dritten Keilschriftgattung gegenüber in eine ähnlich günstige Lage versetzte, wie sie für die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen durch die griechische Übersetzung von Anfang an bestanden hatte, wäre es wahrscheinlich niemals gelungen die babylonische Keilschrift zu deuten. Denn die Schwierigkeiten, welche dieses komplizierteste der drei Schriftsysteme mit seinen weit über 500 Zeichen allen Versuchen entgegenstellte, waren so große, daß selbst erfolgreiche Gelehrte mehrfach an der völligen Lösung des Problems verzweifelten. Botta sprach 1848 aus: „dieses Studium ist sehr viel schwieriger, als es auf den ersten Blick zu sein scheint. Wenn man eine Lesung für die Namen des Darius, Ormuzd u. s. w. vorgeschlagen hat, glaubt man den Schlüssel des Problems zu haben. Aber je mehr man es prüft, um so mehr entfernt sich die Lösung. Das ist mir wenigstens begegnet, und es wird, glaube ich, allen denen begegnen, die die Entzifferung versuchen werden.“ Und Rawlinson bekannte 1850: „Ich will freimütig bekennen, daß nachdem ich jedes babylonische Zeichen und jedes babylonische Wort bemeistert habe, zu dem ich irgend einen Anhalt in den dreisprachigen Inschriften fand, sei es durch direkten Nachweis, sei es durch Schlüsse, ich mehr als einmal versucht gewesen bin, wenn ich mich dann bemühte, den so gewonnenen Schlüssel auf die Deutung der (einsprachigen) assyrischen Inschriften anzuwenden, das Studium ein für alle Mal aufzugeben, weil ich an der Erreichung auch nur irgend eines zufriedenstellenden Resultates völlig verzweifelte“. Und das zu einer Zeit, als er eine längere historische Inschrift bereits in allem Wesentlichen richtig zu übersetzen verstand! Die große und damals noch nicht gelöste Schwierigkeit, die ihn zu jenen Worten veranlaßte, boten vor allem die Eigennamen, bei dem Mangel der Überlieferung über diese. „Kein Plutarch, sagte er, gibt, wie für Ägypten, die Namen der Götter, kein Manetho und Eratosthenes die Namen der Könige und die Ordnung der Dynastieen!“

Trotzdem hat der nicht genug zu rühmende Scharfsinn, die Geduld und die Energie einer ganzen Anzahl von Gelehrten die Schwierigkeiten verhältnismäßig schnell überwunden. Den Ausgangs-

punkt mußten, wie schon gesagt, die Eigennamen der dreisprachigen Inschriften bilden. Auch hier befand sich Rawlinson von vorn herein gegenüber den europäischen Forschern in einer begünstigten Lage. Während diese für die frühesten Untersuchungen in den ihnen zur Verfügung stehenden Inschriften nur etwa 40 Eigennamen als Forschungsmaterial besaßen, konnte der erstere bei seinen selbständig und unabhängig in fast völliger Isolirung im Orient gemachten Versuchen noch etwa 50 weitere Eigennamen verwenden, die ihm der babylonische Teil der großen Behistan-Inschrift bot. Die drei Teile derselben wurden ja nicht mit einem Male von ihm abgeschrieben und veröffentlicht, sondern nur nacheinander, entsprechend dem Gange seiner Studien der drei Schriftsysteme, und nachdem er sich selbst daran versucht hatte (1836/37 schrieb er den persischen, 1844 den susischen, 1847 den babylonischen Teil der Inschrift ab). So wurde auch bei dieser Keilschriftgattung wie bei den beiden anderen das Werk der Entzifferung gleichzeitig, aber von einander unabhängig auf zwei Schauplätzen vollbracht, einerseits von mehreren Gelehrten in Europa, und andererseits durch Rawlinson im Orient.

Um auch bei diesen Texten, wie bei den persischen, eine Vorstellung davon zu geben, wie es möglich war, in das Verständnis derselben einzudringen, möge hier der babylonisch geschriebene Teil der dreisprachigen Inschrift folgen, deren persischer Teil oben als Abbildung 2 wiedergegeben ist:

Abbildung 3.

Diesen Zeichen stand man noch, als man das Persische bereits in allem Wesentlichen richtig lesen und verstehen konnte, genau ebenso gegenüber, wie heute jeder Nichtkenner der Keilschrift. Nur wußte man, eben nach dem Persischen, daß der Inhalt des Textes sein mußte: Xerxes, der große König, König der Könige, Darius', des Königs, Sohn, der Achämenide. Sobald man nun aber den Text näher zu prüfen begann, war es von vornherein wahrscheinlich, daß

der Name „Xerxes", wie im Persischen, am Anfang der Inschrift zu suchen sein würde, und daß sich das viermal vorkommende Wort „König" auch durch viermalige Wiederkehr derselben Zeichen in der babylonischen Schrift bemerkbar machen mußte. Das letztere fiel nun auch sofort in die Augen: das Zeichen, welches am Ende der ersten Zeile steht, kehrt in der zweiten noch zwei Mal, und am Ende der dritten zum vierten Mal wieder. Ein Zweifel an der Gleichsetzung blieb um so weniger, als das Zeichen, genau wie die persische Gruppe, in der zweiten Zeile zwei Mal unmittelbar nacheinander gesetzt war, dem Ausdruck „König der Könige" entsprechend. „König" war also hier nur durch ein einziges Zeichen ausgedrückt, während es im Persischen mit sieben Buchstaben geschrieben war. Weiter mußten nun die zwei Zeichen, welche auf das erste „König" folgen, nach der persischen Übersetzung „groß" bedeuten, die ersten sechs Zeichen der ersten Zeile aber, wie vermutet, den Namen „Xerxes" ausdrücken. Das erste dieser sechs Zeichen, ein senkrechter Keil, gehörte aber nicht zum Namen selbst. Denn schon 1837 hatte Grotefend, wie oben erwähnt, durch Vergleichung einer größeren Zahl von Inschriften gefunden, daß in der zweiten Gattung der Keilschrift, die manche Zeichen mit der dritten, um die es sich jetzt handelt, gemeinsam hat, ein solcher Keil vor jedem Eigennamen steht, um die danach folgende Zeichengruppe als einen solchen zu kennzeichnen. Ein derartiges Kennzeichen, das nicht ausgesprochen wird, sondern nur für das Auge zur Erleichterung des Verständnisses dasteht, und deren es mehrere gibt, pflegen wir „Determinativ" zu nennen. Dasselbe Determinativ findet sich in unserer Inschrift am Anfang der dritten und der vierten Zeile. Die darauf folgenden Gruppen müssen also Eigennamen sein. Demnach muß sich der Übersetzung entsprechend in der dritten Zeile der Name „Darius", und in der vierten der Name „Achämenide" geschrieben finden. Das wird auch dadurch bestätigt, daß sich zwischen diesen beiden, dem Persischen entsprechend, das Zeichen für „König" findet. Die einzige Gruppe, die noch nicht nachgewiesen ist, ist die für „Sohn". Im Persischen folgt sie nach „König". In unserer Inschrift ist aber an der entsprechenden Stelle kein Zeichen zu finden, da auf „König" sofort der Name „Achämenide" folgt. Somit mußte „Sohn" hier dem Namen „Darius" voranstehen. Und hier finden sich am Ende der zweiten Zeile tatsächlich noch zwei Zeichen, die bisher nicht gedeutet sind. Sind sie beide für das Wort „Sohn" in Anspruch zu nehmen? In der Übersetzung steht davor: „König

der Könige", das Wort „König" also hier an zweiter Stelle im Plural. Wir dürfen danach erwarten, daß der letztere Umstand irgendwie im Babylonischen zum Ausdruck kommt, umsomehr als das Wort hier nur durch ein einziges, immer gleiches Zeichen angedeutet ist, also ohne irgendwelche Hinzufügung nicht erkennbar wäre, ob der Singular oder der Plural gemeint ist. Somit muß es als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß das vorletzte Zeichen der zweiten Zeile noch zu „König" gehört — vielleicht als die Endung des Plurals o. ä. —, und daß demgemäß für „Sohn" nur das eine, letzte Zeichen dieser Zeile übrig bleibt. Es wäre also das Wort „Sohn" ebenso wie „König" nur durch ein einziges Zeichen wiedergegeben.

Nunmehr können wir die ganze Inschrift in ihre einzelnen Worte und Wortgruppen zerlegen, aber noch kein Wort oder Zeichen aussprechen. Wie sprachen die Assyrer diese aus, was hieß bei ihnen „König", „groß", „Sohn"? Das konnte niemand von vornherein wissen, da alle Nachrichten darüber fehlen. Aber wir besitzen dennoch ein Mittel, um zu erfahren, welche Werte die einzelnen Zeichen hatten. Wir haben ja in der ersten Zeile fünf Zeichen, aus denen der Name „Xerxes" zusammengesetzt ist, ebenso in der dritten sechs für den Namen „Darius", und in der vierten sieben für „Achämenide". Wenn wir also den Versuch machen diese Namen richtig auf die entsprechenden Zeichen zu verteilen, muß es gelingen die Zeichenwerte zu gewinnen und durch ihre Anwendung auf einsprachige Inschriften deren Sinn zu enträtseln. Dabei würden sich aber nun für den Laien genau dieselben Schwierigkeiten auftürmen, wie für die ersten Entzifferer, die Botta in den S. 18 angeführten Worten so lebhaft bezeugt. Es fehlen ja alle Nachrichten über eine ganze Reihe unentbehrlicher Vorkenntnisse! Welche Sprache sprachen die Babylonier und Assyrer? Sprachen sie überhaupt beide die gleiche? Wie groß diese Schwierigkeit war, kann man daraus ersehen, daß Einzelne das Indogermanische, nämlich Sanskrit, ja sogar das Slavische und noch ferner liegende Sprachen heranzogen, wenn auch alle Einsichtigen gleich von Anfang an richtig auf eine semitische Sprache rieten. Weiter: wenn wir mit unseren aus den dreisprachigen Inschriften gedeuteten Zeichen an irgend einen in Ninive gefundenen Text heranträten, fänden wir zum teil Zeichenformen, die den uns bekannten wohl ähnlich, aber nicht gleich wären. Dürfen wir sie einander gleich setzen? Das kann uns im Wesentlichen nur die Probe beweisen, wenn nämlich dabei verständliche

Worte herauskommen. Um das zu entscheiden, ist aber wieder genaue Kenntniß der Sprache nötig. Und ferner: welche Form müssen wir überhaupt, um die Zeichenwerte zu gewinnen, beim Einsetzen den Eigennamen der dreisprachigen Inschriften geben? Die persische Namensform z. B. für Artaxerxes lautet: Artachschatra, die babylonische aber, wie wir jetzt wissen, Artakschatsu! Auch nur eine irrtümliche Zeichendeutung hat aber, wie gerade die Geschichte der Entzifferung lehrt, zahlreiche, weitere Irrtümer im Gefolge. Welche Vorstellung endlich sollen wir uns von dem Wert der einzelnen Zeichen machen bei einer Schrift, die mehr als 500 verschiedene Zeichen aufweist? Ein eigentliches Alphabet kann das doch nicht sein. Auch scheint es von vornherein unabweisbar anzunehmen, daß mehrere Zeichen den gleichen Wert haben müssen, wir müßten denn vermuten, wie es Münter 1802 und vor ihm schon Zoëga tat, daß hier jedes Zeichen ein ganzes Wort bedeutet. Wie kann man aber mit solcher Schrift Eigennamen schreiben? Wir wissen, daß der Name Xerxes durch fünf Zeichen wiedergegeben ist. Die können doch kaum je ein ganzes Wort bezeichnen? Diese Fragen, die noch nicht alle Schwierigkeiten berühren, zeigen, welche Summe geistiger Arbeit erforderlich war, um die Aufgabe zu lösen.

Der Weg, welchen man dabei einschlug, war der oben an einer Inschrift dargelegte, natürlich nicht ohne manche Irrwege. Münter machte 1802 die Beobachtung, daß eine Anzahl der Zeichen der dritten Keilschriftgattung auf beschriebenen, einsprachigen Backsteinen wiederkehrten, die in den Ruinen Babylons gefunden waren. Dies war wichtig. Nach dem Fundort der Backsteine war er nämlich überzeugt, daß sie in Ostaramäischer, also einer semitischen Sprache abgefaßt seien. Wenn es daher zuverlässig nachgewiesen werden konnte, daß die Schriftformen der Backsteine ganz dieselben waren wie die der dritten Gattung der Achämeniden-Inschriften, so war damit zugleich als sehr wahrscheinlich erwiesen, daß die Sprache der letzteren ebenfalls semitisch war. Jener Beweis war aber deshalb nicht leicht zu erbringen, weil die Keilschrift ihre Formen während des mehrtausendjährigen Gebrauchs erheblich gewandelt hat, und weil auf den genannten Backsteinen die älteren, in der dritten Reihe der dreisprachigen Inschriften aber die jüngeren, neubabylonischen Formen zur Verwendung gekommen sind. Dem Scharfblick des Dr. Hincks glückte es 1846 zu entdecken, daß zwei längere Inschriften, die eine in alt-, die andere in neubabylonischen Zeichenformen geschrieben, in großen Teilen gleichlautend waren. Durch

ihre Vergleichung konnte er die verschiedenen Formen einander gleichsetzen und so den Beweis erbringen, daß Schrift und Sprache der Achämeniden- und der babylonischen Backsteininschriften zusammengehörten. Grotefend entdeckte in den vierziger Jahren, daß eine Zeichengruppe auf den Backsteinen den Namen Nebukadnezar bezeichnen müsse, und bestimmte in den dreisprachigen Inschriften die Gruppen, die nach der Übersetzung den Namen Cyrus, Hystaspes, Darius und Xerxes entsprechen mußten. Aber noch glückte es nicht die Zeichen zu lesen. Als 1843 Botta seine erfolgreichen Ausgrabungen in Khorsabad, auf assyrischem Boden, begann, und zahlreiche Inschriften zu Tage kamen, erkannte er, daß auch hier dasselbe Schriftsystem vorlag, wie bei der dritten Gattung der dreisprachigen Texte. Man durfte also hoffen durch Anwendung der von den letzteren zu gewinnenden Zeichenwerte auf die ersteren den Namen des Königs zu bestimmen, der jenen alten Palast erbaut hatte.

Der erste, der diesen Versuch machte, im Jahre 1845, war der Schwede Isidor Löwenstern. Er stellte fest, daß die Schrift von links nach rechts zu lesen sei, und sprach die Vermutung aus, daß die Sprache der Inschriften semitisch sei. Er erkannte richtig die Zeichen für „König", für „groß", und das Pluralzeichen. Das letztere, ein Determinativ, deutet an, daß das voranstehende Wort im Plural steht. Es ist das vorletzte Zeichen der zweiten Zeile in der oben S. 19 wiedergegebenen Inschrift. Aber seine Versuche den Königsnamen zu deuten mußten mißglücken, da der Name in der von Botta eingesandten Abschrift fehlerhaft geschrieben war. In einer zweiten, 1847 erschienenen Schrift gelang es ihm etwas weiter zu kommen. Er konnte bereits einige philologische Beweise für den semitischen Charakter der assyrisch-babylonischen Sprache erbringen. Auch verwarf er selbst seine erste Arbeit. Gleichzeitig aber stellte er eine irrtümliche Hypothese auf, welche die weiteren Forschungen erschwerte. Als er nämlich die 19 in den ihm damals bekannten dreisprachigen Inschriften sich findenden Eigennamen sorgfältig mit einander verglich, fand er, daß ein und derselbe Eigenname (nach Ausweis der persischen Übersetzung), wenn er sich öfter wiederholte, in der babylonischen Schrift mehrmals mit zum teil anderen Zeichen geschrieben war. Da er nun den Zeichen nach Analogie der semitischen Schrift, die im allgemeinen nur die Konsonanten der Worte schreibt, die Werte von bloßen Konsonanten gab, konnte er sich den vorliegenden Tatbestand nur durch die Annahme erklären, daß in der babylonischen Keilschrift für jeden Konsonanten mehrere

Zeichen vorhanden waren, die unterschiedslos, je nach Belieben des Schreibers, für einander eintreten konnten. Er nannte solche Zeichen Homophone, Gleichlauter. So fand man z. B. für den Konsonanten r nicht weniger als sieben ganz verschiedene Zeichen, von denen in den Eigennamen mit r bald das eine, bald das andere verwendet war. Das Faktum war richtig beobachtet, aber falsch gedeutet, und es dauerte noch mehrere Jahre, bis die richtige Erklärung gefunden wurde.

Von demselben Jahre an erschienen nun fast gleichzeitig eine große Anzahl von Abhandlungen über die Inschriften, von verschiedenen europäischen Gelehrten geschrieben, sodaß es oft schwer ist zu entscheiden, wieviel der Einzelne bei der Abfassung seiner Schrift von den Ergebnissen der Mitarbeiter schon gekannt hat. Doch sind viele Beobachtungen, da sie in Vorträgen wissenschaftlicher Gesellschaften mitgeteilt wurden und in deren Berichten erst später an die Öffentlichkeit kamen, mehrfach und von einander unabhängig gemacht worden. Ganz besonders verdient genannt zu werden der englische Geistliche Dr. Edward Hincks, der mit bewundernswertem Scharfsinn bei wenig umfangreichem Material fast alle Eigentümlichkeiten der babylonischen Schrift richtig gedeutet hatte ehe Rawlinson 1850 seine Ergebnisse veröffentlichte, deren Gewinnung ihm die große Behistan-Inschrift so wesentlich erleichterte. Bereits im August 1846 (wahrscheinlich 1847 erschienen) konnte Hincks aussprechen: Die dritte Schriftgattung stimmt in Zeichen und — wenigstens größtenteils — in der Sprache überein mit den in Babylonien gefundenen Inschriften. Die Zeichen bedeuten teilweise einfache Laute, teilweise Kombinationen. Für denselben Laut existieren oft zwei oder mehr Zeichen. Die assyrische und die babylonische Sprache scheinen vieles mit den semitischen Sprachen gemeinsam zu haben. Die Zeichen der zweiten und der dritten Keilschriftgattung sind vielfach gemeinsam und haben dann, mit einigen Ausnahmen, denselben, oder fast denselben Lautwert. Sehr wichtig ist nun das Beispiel, das er hier anführt: das Zeichen pa der zweiten Gattung ist pa im Assyrischen und ba im Babylonischen. Man sieht daraus, daß er schon damals richtig die babylonischen Zeichen, teilweise wenigstens, als Silbenzeichen und nicht als einfache Konsonantenzeichen zu lesen versuchte. Er gab dem hier besprochenen nicht, wie später Löwenstern, den Wert p, sondern pa, also Konsonant + Vokal. Wenige Monate später, November und Dezember 1846 (wohl erst 1848 erschienen), konnte er schon weitere Fortschritte melden: „Der dritten

Gattung der Persepolis-Schrift kann der Name der babylonischen mit vollkommener Zuversicht gegeben werden." Zugleich führt er seine Auffassung der Schrifteigentümlichkeiten hier näher aus. Man ersieht daraus, daß er bei den Silbenwerten, die er den Zeichen gibt, fast nur an die Folge: Konsonant + Vokal, nicht aber an die ebenso häufige: Vokal + Konsonant denkt. Die Schrift bietet oft Zeichenfolgen wie as-sa oder is-sa oder an-ni. Diese liest Hincks: s(a)-sa, n(a)-ni, indem er annimmt, daß in solchem Falle, wenn nämlich der Konsonant beider Zeichen derselbe ist, der erste Konsonant seinen ihm folgenden Vokal verliere. Die Schreibung s-sa, welche dasselbe bedeute, wie das einfache sa, sei nur eine umständlichere, nach dem Belieben des Schreibers gewählte. Hat er auch hierin geirrt, so hat er doch schon mehrere Determinative ganz richtig ihrem Wesen nach erkannt. Die babylonische Schrift bezeichnet viele Worte nur durch ein einziges Zeichen. Man nennt diese: Begriffszeichen oder Ideogramme. Ein solches ist z. B. in der oben S. 19 mitgeteilten Inschrift das Zeichen für „König", ebenso das für „Sohn". Wenn aber eines dieser Zeichen, etwa das für „Gott", im fortlaufenden Texte verwendet wird, nicht um ausgesprochen zu werden, sondern nur um anzudeuten, daß die darauf folgende Zeichengruppe einen Namen, hier also einen Gottesnamen bezeichnet, so bezeichnet man es als Determinativ (S. 20). Diese Eigentümlichkeit nun wies Hincks für die Ideogramme „Gott" und „Land" richtig nach. Am Schluß fügte er ein Verzeichnis von 76 Zeichen an, bei denen er die altbabylonischen Formen fast durchweg richtig mit den neubabylonischen identifizierte, und für 26 derselben die Silbenwerte vollkommen richtig bestimmte, darunter auch schon einige mit der Lautfolge Vokal + Konsonant, wie usch und asch. Mit dieser Abhandlung war daher schon eine genauere Erkenntnis des Wesens der Schrift erreicht, als mit der später erschienenen Löwensterns. Ein im Januar 1847 gehaltener Vortrag des englischen Gelehrten brachte weitere Fortschritte in derselben Richtung.

Die Arbeiten, welche der französische Gelehrte de Saulcy in diesem Jahre veröffentlichte, verwarf er selbst später als mißglückt. Mehr erreichte dagegen der Archäologe de Longpérier 1847. Er stellte nach den dreisprachigen Inschriften die Zeichen und Zeichengruppen fest, welche „König, groß, mächtig, Land" u. s. w. bedeuten mußten und konnte infolgedessen eine der von Botta gefundenen Inschriften richtig übersetzen, ohne jedoch ein Wort aussprechen zu können:

„Palast des . . ., des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs der Heerscharen, des Königs vom Lande Assur.“ Im September desselben Jahres gelang es ihm auch den Namen des Königs zu lesen. Mehrere Gelehrte hatten schon nach äußeren Anzeichen vermutet, daß der Palast von König Sargon (Jesaia 20,1) herrühre. Longpérier wies darauf hin, daß das erste Zeichen der Keilschriftgruppe dieses Namens dasjenige sei, welches sonst „König“ bedeute. Das sei nur dann zu erklären, wenn das babylonische Wort für „König“ ebenso laute, wie der Anfang des Namens Sargon, der sehr wahrscheinlich hier gemeint sei. Nehme man nun „sar“ als Aussprache dieses Zeichens, so brauche man nur an das Hebräische „sar“ (Fürst) zu denken, um zu sehen, daß die Bedingung erfüllt sei. Dieselbe Entdeckung machte genau zur selben Zeit auch Botta. Gleichzeitig lieferte dieser Gelehrte ein kostbares Material für alle weiteren Untersuchungen. Als er die zahlreichen Inschriften, die er in dem Sargons-Palast auffand, abschrieb, entdeckte er, daß eine ganze Anzahl derselben den gleichen Inhalt hatten. Bei näherer Vergleichung zeigte sich aber, daß im Einzelnen viele Verschiedenheiten auftraten. Da, wo in dem einen Text ein Ideogramm, ein einzelnes Zeichen, stand, fand sich im anderen eine Gruppe von mehreren Zeichen. Oft waren aber auch nur einzelne Zeichen an den entsprechenden Stellen von einander abweichend. Da an der Übereinstimmung des Inhalts kein Zweifel war, konnte er alle diese Abweichungen lautlich einander gleichsetzen und erhielt so eine große Liste wertvoller Gleichungen von einzelnen Zeichengruppen und Zeichen. Er konstatierte auch, daß niemals ein Wort sich über das Ende einer Zeile hinaus auf die folgende erstreckt. Durch alle diese Mittel konnte er den Text in seine Worte zerlegen, ohne ein einziges lesen zu können, oder zu wollen, da er nicht als Entzifferer auftreten wollte. Ein weiteres, wichtiges Ergebnis, das ihm gelang, war die Feststellung, daß auch die Ausläufer der Worte, die grammatischen Endungen, genau dieselben waren, wie bei der dritten Schriftgattung in den Achämeniden-Inschriften, daß demnach ebenso sicher, wie die Schriftzeichen, auch die Sprache der drei- und der einsprachigen Denkmäler dieselbe war, was bisher nur eine Vermutung war, die die Versuche erst näher bestätigen sollten.

Eine Mischung aus vielem Richtigen und ebensoviel Falschem enthielten die Arbeiten, welche de Saulcy 1849 veröffentlichte. Er machte hier zum ersten Mal den Versuch längere Texte, den babylonischen Teil der dreisprachigen Inschriften, in Buchstaben zu

umschreiben, zu übersetzen und näher zu erläutern, indem er sie Wort für Wort zergliederte. Aber seine Annahme, daß die Schrift alphabetisch sei, daß alle die zahlreichen Zeichen, deren Botta 642 gezählt hatte, mit wenigen Ausnahmen nichts als verschiedenartige Darstellungen von nur fünf Vokalen und sechzehn Konsonanten sein sollten, war völlig verfehlt. Dagegen wies er allerdings an einer Reihe von Wörtern wirklich überzeugend nach, daß die assyrisch-babylonische Sprache mit dem Chaldäischen, wie er es nannte, und dem Hebräischen eng verwandt war. Das Wesen der Schrift aber war bereits kurz vorher durch Hincks fast bis in alle Einzelheiten klar erkannt worden. In einer Abhandlung vom Juni 1849 (erschienen 1850) legte er über die Ergebnisse seiner Forschungen während der letzten zwei Jahre Rechenschaft ab. Einige Nachträge dazu vom Januar und Februar 1850 formulierten dieselben noch schärfer. Das wichtigste Erkenntnis war, daß es in dieser Schrift „kein einziges Zeichen gibt, das nur einen einfachen Konsonanten bezeichnet, sondern daß die Zeichen vielmehr darstellen einen Konsonanten mit vorangehendem oder folgendem Vokal“. Wenn man also bisher immer geglaubt hatte z. B. sieben „Homophone“ für r zu haben, so ergab sich jetzt, daß dies in Wirklichkeit sieben Zeichen mit ganz verschiedenen Werten waren, nämlich ra, ri, ru, ar, ir, er, ur. Trat nun in einem mehrmals vorkommenden Eigennamen eins dieser Zeichen für das andere ein, so hatte das, wie jetzt klar wurde, zugleich einen Wechsel des Vokals zur Folge. Bisher hatte man z. B. den Namen Cyrus trotz des Zeichenwechsels stets K-r-sch gelesen. Nachdem aber nun die Erkenntnis gewonnen war, daß alle Zeichen je eine Silbe mit feststehendem Vokal bedeuteten, mußte man das eine Mal Ku-ru-usch (= Kurusch), das andre Mal Ku-ra-asch (= Kurasch) lesen. Dadurch gewann die Sprache der Inschriften mit einem Schlage ein ganz anderes, klar verständliches Aussehen, sodaß es Hincks bereits gelang einen Einblick in den Bau des Verbums zu bekommen, der in höchstes Erstaunen versetzt. Aber diese interessante Abhandlung bietet noch mehr solcher Erkenntnisse. Er weist z. B. nach, daß es auch für die anderen Konsonanten der r-Reihe entsprechende Reihen gibt: z. B. ba, bi, bu, ab, ib, ub u. s. w. Er erkennt weiter, daß eine Anzahl Zeichen nicht nur einen Silbenwert haben, sondern daneben noch einen Ideogrammwert, d. h. daß sie zuweilen auch ein ganzes Wort bedeuten. So bedeutet das Zeichen mit dem Silbenwert at öfter auch „Vater“, das mit dem Wert a auch „Sohn“ u. s. w. Wie

ein solches Wort als Ideogramm zu lesen sei, sei oft mit Hilfe von Paralleltexten festzustellen, wo das Wort voll ausgeschrieben sei. Wo z. B. in einem Text das Zeichen für „Haus" zu lesen sei, stehe im andern bi-ti. Danach müsse das Zeichen als Ideogramm also „bit" gelesen werden. Das Nebeneinander von Ideogramm- und Silbenwert in einem und demselben Zeichen sucht er durch die Annahme zu erklären, daß der letztere aus dem ersteren entstanden sei, indem man den Anfang des ersteren nahm. Diese nach Analogie der ägyptischen Hieroglyphen gegebene Deutung hat sich als nicht richtig erwiesen. Bei einigen Zeichen aber vermochte er die Tatsachen auf diesem Wege nicht zu erklären, weil die beiden Werte keinen Laut mit einander gemeinsam hatten. Für diesen Fall vermutete er, wie sich gezeigt hat, ganz richtig, die Entstehung des Silbenwertes aus einer fremden Sprache. Allerdings dachte er dabei an indogermanischen Ursprung. Da über diesen Punkt erst spätere Inschriftenfunde einen anderen, richtigeren Aufschluß gaben, ist sein Irrtum erklärlich. Dagegen traf die folgende Behauptung wieder das Richtige: „Einige Zeichen bedeuten nicht nur für sich allein ganze Worte, sondern auch solche, aber anderen Inhaltes, wenn sie mit einem anderen Zeichen verbunden sind, indem diese Zusammensetzung nur auf die Begriffe, nicht auf die Laute der Zeichen abzielt." Zwei Zeichen, die für sich „Haus" und „groß" bedeuten, und dann bit und rab zu lesen sind, bedeuten, wenn sie zusammenstehen, nicht „großes Haus", sondern „Palast", und sind dann nicht bitrab zu lesen, sondern anders, wie — das wußte er noch nicht (: ekallu!). Zwei andere Zeichen „Sohn" und „Weib", bedeuten, wenn sie zusammenstehen, „Tochter". Auch hier war ihm die Lesung noch nicht bekannt, und doch hatte er die Tatsache völlig richtig erfaßt. Dasselbe gilt auch von den Determinativen wie „Gott, Mensch, Land, Stadt." Er sagt: diese „werden gebraucht als Determinativ-Präfixe vor Worten, die lautlich vollständig sind ohne sie." „Sie scheinen alle (ganze) Worte dargestellt zu haben, und viele von ihnen hatten auch noch Silbenwerte." In der Zeichengruppe: Land-a-ra-bi = Arabien, ist „Land" nicht auszusprechen, da es als „Determinativ" nur andeuten soll, daß a-ra-bi ein Landesname ist. Ist aber anderswo das Wort „Land" selbst beabsichtigt (z. B.: der Fluß überschwemmt das Land), dann ist „matu" auszusprechen. Daneben hat aber das Zeichen zuweilen noch einen Silbenwert. Ein weiteres Ergebnis seiner Untersuchungen war die Erkenntnis, daß die Schrift außer den Zeichen für Silben,

die aus Konsonant + Vokal oder Vokal + Konsonant bestehen, auch solche für Silben nach dem Schema Konsonant + Vokal + Konsonant kennt, wie sur, kan. Darauf führte ihn die Beobachtung, daß in wiederkehrenden Worten das eine Mal ein einziges Zeichen an der Stelle stand, wo das andere Mal zwei Zeichen sich fanden z. B. ka-an. Danach mußte das erstere beide Werte in sich vereinigen, also den Wert „kan“ haben. Mit den angeführten Ergebnissen hatte er die wichtigsten Eigentümlichkeiten dieser Schrift enträtselt bis auf eine, die man als „Polyphonie“ (Vielwertigkeit) bezeichnet. Viele Schriftzeichen haben nämlich neben ihrer Ideogrammbedeutung nicht allein noch einen einzelnen Silbenwert, sondern sogar deren mehrere. Indessen auch hier war der geniale Forscher bereits auf dem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit. Für ein Zeichen, das als Ideogramm „König“ bedeutet, erkannte er aus seiner Verwendung in den Inschriften ganz richtig die zwei Silbenwerte „man“ und „nisch“. Da die Erscheinung von ihm nur an diesem einen Zeichen beobachtet war, erschien sie ihm noch als eine Ausnahme. Auf dem einmal eingeschlagenen, richtigen Wege weiterschreitend hätte er aber sicherlich auch die letzten Schwierigkeiten allein überwunden, wenn nicht gerade jetzt ein ebenso glücklicher und scharfsinniger Forscher mit seinen Ergebnissen an die Öffentlichkeit getreten wäre, die teilweise schon etwas weiter gediehen waren, weil ihm ein umfangreicheres Material zur Verfügung stand: Rawlinson.

Im Januar und Februar 1850 gab er die Resultate seiner Bemühungen der Öffentlichkeit kund und im folgenden Jahre veröffentlichte er endlich den babylonischen Originaltext der großen Behistan-Inschrift, den er schon seit langem mitzuteilen versprochen hatte. Dazu fügte er eine Übersetzung und eine genaue Begründung derselben. In der erstgenannten Abhandlung gab er an, daß es ihm gelungen sei die Werte von etwa 150 Zeichen zu bestimmen. Dabei aber äußerte er sich dahin, daß dieselben zu einem Teil einfache Buchstaben seien. Dieser Ausspruch zeigt, daß er hier in der Erkenntnis des Richtigen von Hincks bereits überholt war. Dagegen hatte er schon deutlich erkannt, daß manche Zeichen mehrere Silbenwerte haben, und formulierte das 1851 dahin: „es kann über allen Zweifel hinaus nachgewiesen werden, daß ein sehr großer Teil der assyrischen Zeichen polyphon (mehrwertig) ist“. Die weiteren Ausführungen fallen mit Erkenntnissen von Hincks zusammen, nur ist bei diesem das Verständnis grammatischer Formen erheblich klarer. Rawlinson wiederum war im Stande mit Hilfe der Behistan-In-

schrift sowie der übrigen persischen Inschriften etwa 200 babylonische Wörter ihrer Bedeutung nach festzustellen und mit ihrer Benutzung noch weitere 300 in den einsprachigen assyrischen Denkmälern. Daher vermochte er eine längere assyrische Inschrift des Königs Salmanassar II (860—824) in größeren Teilen schon ziemlich getreu zu übersetzen. Seiner 1851 erschienenen Abhandlung konnte er ein Verzeichnis von 246 Zeichen mit ihren meist richtig bestimmten Werten beigeben.

So war in allem Wesentlichen, bis auf einen noch zu erwähnenden Punkt, die Grundlage für das Verständnis der babylonisch-assyrischen Inschriften geschaffen. Die weiteren Studien, an denen sich Rawlinson, Hincks, de Saulcy, Oppert und neu in die Reihe eintretend, Fox Talbot, Joachim Ménant, Eberhard Schrader und nach ihm eine große Zahl deutscher Gelehrter beteiligten, betrafen die immer genauere Bestimmung der Zeichenwerte und vor allem der Grammatik. Daneben aber waren diese Gelehrten auch gezwungen vor der Mitwelt mehrfach Rechenschaft abzulegen über die völlige Zuverlässigkeit der Resultate der Entzifferung, da man an der Eigentümlichkeit des dabei gewonnenen Schriftsystems, besonders an der Polyphonie (Mehrwertigkeit) der Zeichen den größten Anstoß nahm und behauptete, eine solche Schrift sei undenkbar, weil sie der Willkür bei der Lesung und Übersetzung der Texte Tür und Tor öffne. Wie sei es möglich, daß zwei Gelehrte unabhängig von einander bei der Übersetzung einer Inschrift den mehrlautigen Zeichen stets an der gleichen Stelle den gleichen Wert beilegten und so den gleichen Sinn herausläsen? Ein Versuch zeigte es. Im März 1857, als Rawlinson, Hincks, Oppert und Talbot gleichzeitig in London waren, wurden ihnen auf Veranlassung des Letzteren vier lithographierte Abschriften einer langen, eben gefundenen, assyrischen Inschrift von der Asiatischen Gesellschaft überreicht, mit der Aufforderung zur Einsendung einer selbständig und unabhängig gefertigten Übersetzung in versiegeltem Umschlag. Als man diese dann öffnete, ergab sich, daß die vier Übersetzungen in der Hauptsache übereinstimmten. Damit war erwiesen, daß Regeln für die Lesung existierten, welche die Willkür ausschlossen, aber noch nicht, daß diese Regeln selbst richtig waren, und darum verstummte der Widerspruch auch jetzt noch nicht. Das geschah erst, als Schrader in mehreren lichtvollen, klaren und erschöpfenden Abhandlungen gezeigt hatte, daß die Basis der Entzifferung eine völlig solide war und die Resultate derselben, so eigenartig sie vielfach

erschienen, doch mit den Überlieferungen des Altertums in vollkommenem Einklange standen (1869 und 1872).

Damals hatte auch das letzte Rätsel seine Lösung gefunden, das noch 1852 und später den Gelehrten die größten Schwierigkeiten bereitete, die Lesung der Eigennamen. So sicher man auch bereits alle anderen Worte las und verstand, bei den Eigennamen konnte man absolut die Form nicht herauslesen, die nach historischen und anderen Gründen darin enthalten sein mußte. So wußte man zuverlässig, daß eine gewisse Gruppe den Namen Nebukadnezar enthielt; wenn man aber den Zeichen die bekannten Werte gab, bekam man den Namen An-ak-sa-du-sis, ähnlich statt Salmanassar: Di-ma-nu-bar u. s. f. Wie war das zu erklären? Das Rätsel löste sich erst, als die Ausgrabungen in Ninive eine große Zahl von Tontafeln aus Licht förderten, durch welche die Assyrer selbst den europäischen Gelehrten zu Hilfe kamen. Sie haben nämlich Listen hinterlassen, die zu besonderen Zwecken angefertigt waren, und in denen sowohl zu einfachen Zeichen wie zu Zeichengruppen die Silben- und Begriffs- (Ideogramm-) Werte zusammengestellt waren. Eine genaue Untersuchung und Vergleichung dieser Listen führte zu der Erkenntnis, daß die Lesung der Eigennamen deshalb mißglückt war, weil man sie syllabisch und nicht ideographisch gelesen hatte. Man hatte den einzelnen Zeichen die Silbenwerte gegeben, die sie auch sonst hatten, während man ihnen, da die babylonisch-assyrischen Namen fast durchweg mit Ideogrammen geschrieben werden, hier ihre Ideogrammwerte hätte beilegen sollen. Vor Kenntnis jener Listen wäre das allerdings nur selten möglich gewesen, da man die meisten dieser letzteren Werte noch nirgendwo angegeben fand. Nun aber wandelte sich die Gruppe An-ak-sa-du-sis sehr leicht in den gewünschten Namen um: den Zeichen an-ak sprach eine Liste den Ideogrammwert: ilu na-bi-um d. h. „Gott Nabu" zu, eine Parallelstelle in den Inschriften zeigte, daß die Gruppe sa-du den Begriff ku-dur-ru (= Grenze) bezeichne, und wieder eine Liste, daß das Zeichen, welches den Silbenwert sis hat, daneben auch das ganze Wort na-za-ru (= schützen) bezeichnen könne. Da diese Eigennamen immer einen ganzen Satz bedeuten, mußte in diesem Fall von dem Verbum die Form des Imperativ „schütze" = uzur gebildet werden, so daß der ganze Name nun zu lesen war: Nabu-kudurri-uzur („Nebo, schütze meine Grenze"). Wenn diese Namensform nicht ganz der uns geläufigen entspricht, insofern als in ihr ein r nach d folgt, während wir gewohnt sind ein n an der Stelle dieses r zu sprechen

so erklärt sich das daraus, daß die Form „Nebukadnezar," die sich im Alten Testament und bei griechischen Schriftstellern findet, eine Umbildung aus der richtigen ist. Diese, Nebukadrezar, die dem Babylonischen näher kommt, aber nicht in den allgemeinen Gebrauch übergegangen ist, liest man jedoch auch in den genannten Schriften neben der anderen. So erhielt man einen Einblick in die Bildung der Eigennamen und die Regeln für ihre Lesung, und damit war auch die letzte größere Schwierigkeit beseitigt, die noch bestanden hatte.

Gleichzeitig aber gaben diese Listen auch den unerschütterlichen, weil durch die Assyrer selbst erbrachten Beweis dafür, daß man nicht nur die Zeichenwerte, sondern auch die verschiedenen Erscheinungen dieses Schriftsystems vollkommen richtig gedeutet hatte.

Um eine Vorstellung von der Beschaffenheit desselben gegenüber dem persischen zu geben, möge hier die auf S. 19 abgebildete Inschrift in lateinischen Buchstaben umschrieben folgen:

(Determinativ vor Personennamen). Chi-schi-'[1]-ar-schi scharru rabu-u schar scharrâni (Pluralzeichen) apal
(Determinativ) Da-a-ri-ia-a-musch scharru
(Determinativ) A-cha-ma-an-nisch-schi-'.

Das heißt: Xerxes, der König, der große, der König der Könige, der Sohn des Darius, des Königs, der Achämenide. Es mag auffallen, daß die Eigennamen hier mit lauter einzelnen Silbenzeichen geschrieben sind, entgegen dem, was oben bei der Besprechung des Namens Nebukadnezar über die Ideogrammschreibung in solchen Fällen bemerkt wurde. Diese Abweichung erklärt sich daraus, daß die Namen „Xerxes, Darius und Achämenide" keine babylonischen und daher auch nicht aus einzelnen babylonischen Worten zusammengesetzt sind. Nur solche aber konnte man mit Ideogrammen schreiben, Fremdworte dagegen mußten Laut für Laut wiedergegeben werden.

1) ' bedeutet einen ganz leisen Hauchlaut.

Vorderasiatische Gesellschaft

Frühjahr 1903.

Die Vorderasiatische Gesellschaft, 1896 in Berlin begründet, dient der Förderung der Vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler mit Ausschluss der rein klassischen und rein ägyptologischen (§ 1 der Statuten); sie giebt sowohl streng wissenschaftliche „Mitteilungen“ wie gemeinverständliche Darstellungen, letztere unter dem Titel „Der alte Orient“ heraus. Auch beabsichtigt die Gesellschaft Reisen und Ausgrabungen anzuregen und zu unterstützen.

Der Gesamtvorstand der Gesellschaft zerfällt in einen geschäftsführenden Vorstand und einen Ausschuss. Gegenwärtig gehören dem geschäftsführenden Vorstande an die Herren:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. R v. Kaufmann, erster Vorsitzender. Berlin W 62, Maassenstr. 5.

Prof. Dr. M. Hartmann, zweiter Vorsitzender. Charlottenburg, Schillerstr. 7.

Dr. H. Winckler, Herausgeber der Mitteilungen. Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80.

Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer. Berlin N 58, Schönhauser Allee 158 c.

dem Ausschuss die Herren:

A. Billerbeck, Oberst a. D., Freienwalde a/O. Berlinerstr. 10.

Dr. A. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstr. 3.

Dr. F. Peiser, Königsberg i. Pr., Schönstr. 18 a.

Dr. P. Rost, Königsberg i. Pr., Steindamm 88/90.

Die Kassenführung besorgt die Firma Wolf Peiser Verlag, Berlin S. 42. Brandenburgstr. 11.

In der ersten Januarwoche jedes Jahres findet in Berlin eine Generalversammlung der Gesellschaft statt, die den Vorstandsmitgliedern nach Anhörung ihrer Berichte Entlastung

erteilt, die Neuwahl des Vorstandes vornimmt, und über eingegangene Anträge beratet.

Am ersten Mittwoch jeden Monats findet im Hotel Saxonia in Berlin eine Zusammenkunft der Mitglieder statt, in der wissenschaftliche Vorträge gehalten werden. Die Berliner Mitglieder werden dazu brieflich eingeladen; auswärtige erhalten Mitteilung durch die Zeitung.

Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Gesellschaft erfolgt auf Vorschlag zweier Mitglieder. Bei öffentlichen Instituten genügt einfache Meldung (§ 12 der Statuten).

Der Mitgliedsbeitrag ist auf jährlich 10 Mark festgesetzt, wofür die „Mitteilungen“ und von diesem Jahre ab auch „Der alte Orient“ geliefert werden.

Für Nichtmitglieder kosten die „Mitteilungen“ der Gesellschaft durch den Buchhandel im Abonnement bezogen jährlich 15 Mark, die Hefte des „Alten Orient“ jährlich 2 Mk. geb. 3 Mk.

Von den **„Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“** (Wolf Peiser Verlag in Berlin) sind bisher erschienen:

1896:

1. L. Messerschmidt, Die Inschrift der Stele Nabuna'id's, Königs von Babylon. (Mit 6 Tafeln.)
2. M. Hartmann, Bohtān. Eine topographisch-historische Studie.
3. F. E. Peiser, Skizze der Babylonischen Gesellschaft.
4. Sammelheft: B. Meissner, Pallacottas.
   W. M. Müller, Ein phönikischer König.
   W. M. Müller, Ein neuer Hetiterkönig?
   H. Winckler, Das Siegel Achlib-sar's.
   H. Winckler, Gebal und Gabala in den assyrischen Inschriften.
   H. Winckler, Die Bauinschrift Bar-rekub's aus Sendschirli.
   H. Winckler, Simyra.
   H. Winckler, Dunip-Heliopolis.
   C. Niebuhr, Das Land Jarimuta.

1897:

1. M. Hartmann, Bohtān. Eine topographisch-historische Studie. (Schluss.)
2. P. Rost, Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte. (Mit 4 Taf.)
3. Sammelheft: E. Glaser, Das Alter der minäischen Inschriften und der Ursprung des Namens der Ebräer.
   F. Hommel, Das graphische ח im Minäischen und das Alter der minäischen Inschriften.
   W. M. Müller, Geographische Einzelheiten.
   W. M. Müller und H. Winckler, Papâḫu.

H. Winckler, שחר בווני.
H. Winckler, Tel-Amarna 125.
H. Winckler, Die Istar von Ninive in Ägypten.
C. Niebuhr, Die erste Dynastie von Babel.
4. F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde. I.
5. H. Winckler, Die sabäischen Inschriften der Zeit Alhan Nahfan's.
6. E. Glaser, Zwei Inschriften über den Dammbruch von Mârib.

1898:

1. H. Winckler, Muṣri, Meluḫḫa, Ma'în. Ein Beitrag zur Geschichte des ältesten Arabien und zur Bibelkritik. (Mit 1 Tafel.)
2. A. Billerbeck, Geographische Untersuchungen.
   I. Nebukadnezar's Befestigung der Umgebungen von Babylon und der Angriff der Perser.
   II. Tigris, Surapi, Nahr-Dupuliaš, Uknu und Ulai.
3. W. M. Müller, Studien zur vorderasiatischen Geschichte.
4. H. Winckler, Muṣri, Meluḫḫa, Ma'în. II. (Nachtrag.)
5. L. Messerschmidt, Bemerkungen zu den hethitischen Inschriften. (Mit 1 Tafel.)
6. F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde, II.
7. G. Hüsing, Elamische Studien. (Mit 1 Tafel.)

1899:

1. J. Mordtmann, Palmyrenisches.
2. E. Glaser, Punt und die südarabischen Reiche.
3. C. Niebuhr, Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert.
4. L. Messerschmidt, Mitanni-Studien.

1900:

1. W. M. Müller, Studien zur vorderasiatischen Geschichte II. Die Urheimat der Philister. Der Papyrus Golenischeff. Die Chronologie der Philistereinwanderung. (Mit 2 Tafeln.)
2. F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde. III.
3. v. Landau, Neue phönicische und iberische Inschriften aus Sardinien. (Mit 6 Tafeln.)
4. 5. L. Messerschmidt, Corpus inscriptionum Hettiticarum. (Mit 45 Taf.)

1901:

1. Otto Weber, Studien zur südarabischen Altertumskunde. I.
2. Otto Weber, dasselbe II.
3. F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde. IV.
4. 5. H. Winckler, Arabisch-Semitisch-Orientalisch.

1902:

1. B. Meissner, Stück eines Gilgamos-Epos aus der Zeit der ersten Dynastie von Babylon. (Mit 2 Tafeln und 2 Seiten Autographie.)
2. A. Šanda, Untersuchungen zur Kunde des alten Orients.

3. L. Messerschmidt, Corpus inscriptionum Hettiticarum. Erster Nachtrag. (Mit 8 Tafeln.)
4. E. Stucken, Beiträge zur orientalischen Mythologie. I.
5. W. M. Müller, Der Bündnisvortrag Ramses II. und des Chetiterkönigs. (Mit 16 Doppeltafeln.)
6. v. Oefele, Materialien zur Bearbeitung babylonischer Medicin. I.

Von den gemeinverständlichen Darstellungen **„Der alte Orient“** (Verlag J. C. Hinrichs, Leipzig, jährlich vier Hefte; eine Auswahl in englischer Uebersetzung bei D. Nutt, London) sind bisher erschienen:

1899:

Heft 1. H Winckler, Die Völker Vorderasiens.
Heft 2. C. Niebuhr, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna.
Heft 3. A. Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.
Heft 4. A. Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient.

1900:

Heft 1. H. Winckler, Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens.
Heft 2. A. Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter.
Heft 3. H. Zimmern, Biblische und babylonische Urgeschichte. (3. u. 4. Tausend.)
Heft 4. W. v. Landau, Die Phönicier.

1901:

Heft 1. Otto Weber, Arabien vor dem Islam.
Heft 2. 3. Hugo Winckler, Himmels- und Weltenbild der Babylonier.
Heft 4. Alfred Wiedemann, Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter.

1902:

Heft 1. Leopold Messerschmidt, Die Hettiter.
Heft 2. Felix Frhr. v. Oefele, Keilschriftmedizin in Parallelen.
Heft 3. Albert Šanda, Die Aramäer.
Heft 4. Hugo Winckler, Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon um 2250 v. Chr.

Der Gesellschaft gehörten Mitte Februar d. J. 204 Mitglieder an:

Dr. Alb. Ahn, Köln. — Arnold Almqvist, Wasa, Finland. — Dr. F. C. Andreas, Schmargendorf b. Berlin. — Geh. Hofrat Prof. Dr. Baessler, Berlin. — Geh. Sanitätsrat Dr. Max Bartels, Berlin. — Prof. Dr. George A. Barton, Bryn Mawr. Pa. U. S. A. — Rev. Dr. L. M. Batten, New-York. — Frau Baumann-Seyd, Hamburg. — Dr. C. H. Becker, Heidelberg. — Dr. Waldemar Belck, Frankfurt a. M. — Dr. I. Benzinger, Cairo. — Oberst a. D. Billerbeck, Freienwalde a. O. — Dr A. Boissier, Genf. — Oberlehrer F. Borck. Konitz. — Prof. Dr. James H. Breasted, Chicago — Prof. Dr. K. Budde, Marburg. — R. Budzinski, Hilfsarbeiter a. d. Königl. Bibliothek, Berlin. — W. Carr, Hamburg. — Wilhelm Caspari, Stadtvicar, Augsburg. — Dr. Chalatianz, Charlottenburg. — Franz Cöln, Privatgeistlicher, Berlin. — Wilh. Collatz, Architekt, Charlottenburg. — Fabrikant A Colsman, Werdohl i. W. — Prof. Dr. J. A. Craig, Michigan U. S. A. — Dr. W. Crönert, Bonn. — Charles H. S. Davis, M. D. Ph D. Meriden U. S. A. — Prof. Dr. Fr. Delitzsch, Berlin-Charlottenburg. — Dr. James T. Dennis, University Club, Baltimore. M d U. S. A. — Dr. Joh. Döller, Wien. — Gymnasiallehrer Dr. P. Dornstetter, Colmar i. Els. — Prof. Dr. George S. Duncan, Washington D. C. — Heinrich Enslin, Nürnberg. — Dr. Wilh. Erbt, Leipzig. — Dr. jur. M. Esser, Berlin. — Frau Gräfin Olga zu Eulenburg, Dresden-A. — Bezirksrabbiner D. Dr. Feuchtwang, Nikolsburg, Mähren. — August Foerster, Charlottenburg. — Rev. T. C. Foote, Irvington, Baltimore Md. — Dr. Franz, Päpstlicher Pronotar, Gmunden. — Prof. Dr. Thomas Friedrich, Innsbruck. — Dr. theol. S. A. Fries, Stockholm. — Dr. C. Fries, Berlin. — Dr. S. Fuchs, Berlin. — Dr. S. Gelbhaus, Gemeinde-Rabbiner, Wien. — Dr. Salom. Gerschl, Landes- und Gerichtsadvokat, Czernowitz, Bukowina. — Prof. Dr. Giesebrecht, Königsberg i. Pr. — Dr. Ed. Glaser, München. — Prof. Dr. M. J. de Goeje, Leiden. — Dr. med. Goldstein, Berlin. — Leo Gottesmann, St. Petersburg. — F. Ll. Griffith, Riversvale, England. — Prof. Dr. H. Grimme, Freiburg, Schweiz. — Dr. Güterbock, Berlin. — Pastor R. Hanff, Wildau (Brandenburg). — Frau Dr Hahn, Gerresheim. — Prof. Dr. Robert Francis Harper, Chicago. — Prof. Dr. M. Hartmann, Berlin-Charlottenburg. — Prof. Dr. P. Haupt, Baltimore U. S. A. — Dr. Wenzel Hazuka, Berlin — Dr. Hehn, Berlin. — Dr. Joseph Hell, München. — Kommerzienrat Hermsdorf, Chemnitz. — Prof. Dr. Jean Jacques Hess, Freiburg (Schweiz). — Karl v. d. Heydt, Bankherr, Berlin. — Dr. Heinrich Hilgenfeld, Gymnasiallehrer, Jena. — Prof. Dr. V. A. Hilprecht, Philadelphia U. S. A. — J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig. — Sigismund Hirschler, Berlin. — Prof. Dr.

Georg Hoffmann, Kiel. — Hope W. Hogg, Oxford. — Frau Gräfin von Hohenthal-Püchau, Dresden-A. — Prof. Dr. F. Hommel. München. — Dr. Horovitz, Berlin. — Dr. theol. et. phil. Max Horten, Bonn. — Jakob Hoschander, stud. phil, Berlin. — Pastor G. Howardy, Helnaes. — Dr. G. Hüsing, Breslau. — Pfarrer Dr. A. Jeremias, Leipzig. — Dr. F. Jeremias, Dresden-Pieschen. — Pfarrer Dr. Joh. Jeremias, Gottleuba i. S. — Dr. Christopher Johnston, Baltimore U. S. A. — Dr. G. Kampffmeyer, Halle. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. R. v. Kaufmann, Berlin. — Dr. Fr. Kern, Berlin. — Dr. Max Kiessling, Berlin. — Oberlehrer v. Koenig, Rogasen. — Prof. Dr. J. Kohler, Berlin. — Schriftsteller C. Krug, Berlin. — Rev. Dr. M. G. Kyle, Philadelphia U S. A. — Père J. P. Lagrange, Jerusalem. — Dr. Wilhelm Freiherr v. Landau, Berlin. — Albert von Le Coq, Charlottenburg. — Prof. Dr. C. F. Lehmann, Charlottenburg. — Dr. Lessmann, Oberlehrer, Charlottenburg. — Carl Levy, Bankherr, Berlin. — Pastor N. Rasmussen Lindegaard, Insel Seirö. — Dr. Lindl, München. — Dr. Lippert, Berlin. — Pastor Ernst Lohmann, Freienwalde a. O. — Oberlehrer P. Lotichius, Döbeln i. S. — Prof. Dr. F. v. Luschan, Berlin-Friedenau. — Al Machriq (Direktor: P. L. Cheikho), Beirut. — Dr. Ed. Mahler, Budapest. — Prof. Dr. Karl Marti, Bern. — A. Marx, cand. phil., Berlin. — Dr. theol. F. Meffert, M.-Gladbach. — Prof. Dr. B. Meissner, Berlin. — Paul von Mendelssohn-Bartholdy, Berlin. — Geh. Hofrat Prof. Dr. A. Merx, Heidelberg. — Dr. Messerschmidt, Berlin. — Prof. Dr. Eduard Meyer, Gross-Lichterfelde. — Syndikus Dr. Georg Minden, Berlin. — Dr. Eugen Mittwoch, Berlin. — Dr. Moeller, Berlin. — Bergbau-Ingenieur Max Moller, Mährisch-Ostrau. — Miss Dr. Mary Montgomery, Bridgeport, Co. U. S. A. — J. A. Montgomery, Germantown, Philadelphia U. S. A. — Prof. Dr. G. Moore, Andover, Mass. — Consul Dr. J. Mordtmann, Smyrna. — Joh. Mühlberg, Dresden-A. — Prof. Dr. W. M. Müller, Philadelphia U. S. A. — Prof. Dr. Alois Musil, Olmütz. — Prof. Dr. Ed. Naville, Malagny bei Genf. — Detlef Nielsen, cand. theol., München. — Dr. Felix Freiherr v. Oefele, Neuenahr. — Rabbiner Dr. B. Oppenheim, Olmütz. — Legationsrat Max Freiherr v. Oppenheim, Cairo. — Prof. Lewis B. Paton, Hartford Co. U. S. A. — Dr. F. E Peiser, Königsberg i. Pr. — Wolf Peiser, Verlag, Berlin. — Rev. Dr. John P. Peters, New-York, N. Y. — Ed. Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. — Dr. A. Pfungst, Frankfurt a. M. — Prof. Dr. R. Pietschmann, Steglitz. — Dr. Th. G. Pinches, London. — Prof. Dr. F. Prätorius, Halle a. S. — Prof. Dr. J. V. Prášek, Prag. — Frl. Louise Preusser, Dresden-A. — Rev. Dr. H. Radau, Chicago Ill. U. S. A. — Dr. Hermann Ranke, West-Philadelphia Pa. — Dr. G. A. Reisner, Cairo. — Frau Gräfin v. Rex, Dresden-A. — Prof. Dr. R. W. Rogers, Madison, New-Jersey U. S. A. — Beneficiat C. Rohn, Breslau. — Prof. Dr. W. H. Roscher, Wurzen i. S. — Dr. P. Rost, Königsberg i. Pr. — Dr. Paul Ruben, London. — Dr. A. Šanda, Leitmeritz. — Dr. Fr. Sarre, Berlin. — Prof. A. H. Sayce, London. — P. Fr. Scheil, Paris. — Prof. Dr. Nivard Schloegl, Wien. — Dr. Max

Schloessinger, Heidelberg. — Aage Schmidt, cand. min., Kopenhagen. — Prof. Nathaniel Schmidt, Ithaca, New-Jersey, U. S. A. — Prof. Dr. Valdemar Schmidt, Kopenhagen. — Dr. M. Schorr, Berlin. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. E. Schrader, Berlin. — Cand. theol. W. Schranck, Prenzlau. — Dr. Albert Schulz, Berlin.—Generalkonsul Dr. Paul Schwabach, Berlin. — Superintendent v. Seydewitz, Pirna, Sachsen. — Prof. Dr. G. A. Smith, Glasgow, Schottland. — Dr. M. Sobernheim, Berlin. — H. Söke-land, Berlin. — Prof. Dr. W. Spiegelberg, Strassburg i. Els. — Dr. M. Streck, Berlin. — Prof. Dr. J. Strzygowski, Graz. — E. Stucken, Berlin. — Prof. Dr. H. Stumme, Leipzig. — Hon. Mayer Sulzberger, Philadelphia U. S. A. — Dr. R. Thurnwald, Friedenau-Berlin. — Baronin Eleonore v. Uckermann, Dresden-A. — Dr. Friedrich Ulmer, Perlach bei München. — Lic. Dr. B. Violet, Berlin — Dr. H. Vogelstein, Königsberg i. Pr. — Max Voigt-Aly, z. Z. Mühlhausen (Thüringen). — Prof. Dr. C. Vollers, Jena. — Carl Vopelius, Sulzbach (Reg.-Bez. Trier). — Praefekt Carl Waldner, Berlin. — Rev. Dr. William Hayes Ward, New-York. — Oscar Wassermann, Berlin. — Dr. Otto Weber, München. — Dr. F. H. Weissbach, Leipzig. — Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn. — Prof. Dr. E. Wilhelm, Jena. — Dr. H. Winckler, Wilmersdorf bei Berlin. — Rev. Dr. Elwood Worcester, Philadelphia Pa. — Pastor Dr. R. Zehnpfund, Plötzkau (Anhalt). — Prof. Dr. H. Zimmern, Leipzig. — Kreistierarzt a. D. Zippelius, Würzburg.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Bayerische Hof- und Staatsbibliothek, München. — Herzogliche Bibliothek, Gotha. — Die Kgl. Universitäts-Bibliotheken Bonn, Jena, Königsberg i. Pr., Leipzig, Tübingen. — Geographische Sektion der Naturhistorischen Gesellschaft, Nürnberg. — Library of University of Pennsylvania in Philadelphia U. S. A. — Kais. Universitäts-Bibliothek St. Petersburg. — Kais. Universitäts- und Landesbibliothek Strassburg i. Els. — Seminar für historische Geographie, Universität Berlin.

Die „Mitteilungen“ werden ausserdem von 50 Abonnenten bezogen.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Hölle und Paradies
bei den Babyloniern

von

Dr. Alfred Jeremias
Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig

Zweite verbesserte und erweiterte Auflage mit 10 Abbildungen
3.—7. Tausend

Unter Berücksichtigung der biblischen Parallelen
und mit Verzeichnis der Bibelstellen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

I. Jahrgang, Heft 3.

Einleitung.

Eine zusammenhängende Darstellung der babylonischen Religion zu geben, wird noch für lange Zeit ein Ding der Unmöglichkeit bleiben. Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben zwar eine Fülle von Bruchstücken aus der religiösen und mythologischen Literatur der Babylonier zu Tage gefördert, von denen ein großer Teil geordnet und entziffert worden ist. Aber diese Fragmente, die sich auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahrtausenden verteilen, lassen sich nur in seltenen Fällen chronologisch einordnen.

Auf den folgenden Blättern sollen babylonische Vorstellungen vom Jenseits geschildert werden. Selbstverständlich verfügen wir auch hierbei über lückenhaftes Material. Wenn einst der Nergaltempel von Kutha ausgegraben sein wird, werden wir gewiß viel neues über babylonische Höllenphantasieen erfahren. Und doch gestattet dieses Stück religiösen Lebens am ehesten den Versuch einer systematischen Darstellung. Die babylonische Priesterreligion hat sich weniger mit dem Jenseits befaßt; sie bildet in diesem Punkte das Gegenstück zur egyptischen Religion. Die Götter des babylonischen Kultus sind im Großen und Ganzen Götter des praktischen Lebens, auch Nergal von Kutha ist zunächst ein Herr der Lebendigen. Es blieb der Volksphantasie überlassen, über ein Leben nach dem Tode zu sinnen, und wie es scheint, geben die uns erhaltenen mythologischen Fragmente diese ziemlich konservativ gebliebenen Volksvorstellungen in ihren Hauptzügen wieder.

In der babylonisch-assyrischen Keilschriftliteratur kommen vor allem die folgenden Texte in betracht: 1. Die Schilderungen des Gilgamesch-Epos (s. S. 6 u. oft); 2. Die Legende von Nergal und Erischkigal (s. S. 22); 3. Die Texte über Tammuz (s. S. 9 f. u. 32 f.); 4. Die Beschwörungslegende von Istars Höllenfahrt. Da bei unserer Verteilung des Stoffes diese „Höllenfahrt" stückweise Erwähnung finden wird, geben wir hier im Zusammenhange eine kurze Inhaltsangabe. Istar, die Liebesgöttin, steigt in das „Land ohne Heimkehr" hinab (s. S. 20). Die Unterweltsgöttin gerät in Wut (?) und Trauer (den

Grund erfahren wir nicht, es handelt sich wohl um Befreiung des Tammuz),[1] gewährt ihr aber Zutritt. Nackend muß Istar vor ihr erscheinen (s. S. 11). Nach grimmigem Kampfe wird Istar in das Höllengefängnis geworfen. Die oberen Götter mischen sich ein, weil nach dem Verschwinden der Istar alle Zeugung auf Erden aufgehört hat, und sie senden einen zu dem Zwecke geschaffenen Boten zur Unterwelt, der trotz der Verwünschungen der Erischkigal erreicht, daß Istar mit dem „Wasser des Lebens" besprengt, die Unterwelt verlassen darf (s. S. 41 f.). — Seit dem Erscheinen der ersten Auflage ist das Verständnis einiger dieser Texte durch die neueren Arbeiten insbesondere von Jensen und Zimmern bedeutend gefördert worden.

Es wird dem Leser auffallen, daß die babylonischen Gedanken von Tod und Hölle mit den israelitischen Volksvorstellungen überraschend zusammenstimmen. Gleichwohl muß vor voreiliger Annahme von literarischen „Entlehnungen" gewarnt werden. Die Aussagen über die Totenwelt, die wir in der Keilschriftliteratur vorfinden, erweisen sich zum großen Teile als Gemeingut der altorientalischen Weltanschauung. In Israel wurden sie allmählich unter dem Einfluß prophetischer Verkündigung mit tieferen Gedanken und freundlicheren Hoffnungen erfüllt, aber auch dann noch haben altorientalische Bilder und Züge sozusagen das religiöse Begriffsalphabet für biblische Aussagen gebildet. Wenn die Vorstellungen von der Unterwelt in Israel am hartnäckigsten „heidnisch" geblieben sind und im Exil von neuem babylonischem Einfluß unterlagen, so hat das einfach darin seinen Grund, daß die religiösen Erfahrungen nicht über die Grenzen des Todes hinausreichten. Hier konnte der erst völlig Klarheit schaffen, der in Israel mit der unerhörten Botschaft auftrat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", und der diese Botschaft durch die in der Religionsgeschichte völlig analogielose Tatsache der Auferstehung von den Toten verwirklichte.

Die angekündigte Neubearbeitung meiner 1887 erschienenen Schrift: „Die babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, nach den Quellen unter Berücksichtigung der alttestamentlichen Parallelen dargestellt" (Leipzig, J. C. Hinrichs), mußte hinter dringende Arbeiten zurücktreten. Ich bitte diese zweite Auflage von „Hölle und Paradies", in der das neue Material verarbeitet wurde, als Abschlagszahlung anzunehmen.

---

1) Die in epischer Form bearbeiteten Mythen überspringen in den auf uns gekommenen Rezensionen oft Situationen. Man wird sich vorstellen müssen, daß die vortragenden Rhapsoden bei den Hörern dies und jenes als bekannt voraussetzten, was uns zu raten giebt. Daß es sich um den Tammuz-Mythus handelt, zeigen die parallelen Mythen der Griechen (s. S. 9 f. u. S. 32).

Tod, Begräbnis und Totenfeier.

Der Tod ist für den Babylonier das „unentrinnbare", „nächtliche" Geschick, das „nach uraltem Gesetz" aller menschlichen Herrlichkeit ein Ende bereitet. Auf langes Leben, Greisenalter, irdische Unsterblichkeit in dauernder Nachkommenschaft zielen alle Gebetswünsche. „Dauerhaft wie die Backsteine von Ibarra mache meine Jahre, dehne sie aus in Ewigkeit", bittet Nebukadnezar. Ein alter Segenswunsch lautet:

„Anu und Anatu im Himmel mögen ihn segnen;
Bel und Beltis auf Ekur mögen das Geschick eines (langen) Lebens ihm bestimmen;
Ea und Damkina im Ozean mögen ein Leben langer Jahre ihm geben".

Vom altbabylonischen Helden berichtet die Legende, er habe das Kraut gefunden, dessen Genuß den Greis wieder zur Jugend zurückbringt. Ein den Göttern wohlgefälliges Handeln kann „das teure Leben" verlängern. Tiglatpileser I. sagt von seinem Großvater: „Das Werk seiner Hände und seine Opferspenden gefielen den Göttern wohl, und so gelangte er bis ins höchste Greisenalter". Nabonid, der letzte chaldäisch-babylonische König, betet zum Mondgott: „Bewahre mich vor Versündigung an deiner großen Gottheit, und ein Leben ferner Tage schenke mir zum Geschenk", und für Belsazar, seinen Erstgeborenen, bittet er: „Die Furcht vor deiner erhabenen Gottheit laß in seinem Herzen wohnen, daß er nicht in Sünde willigen möge; mit Überfluß an Leben werde er gesättigt". In einem assyrischen Texte heißt es:

„Zu deinem Gotte sollst du reines Herzens sein,
das ist das Liebste der Gottheit.
Beten, Flehen und Niederwerfung des Angesichts
sollst du ihm frühmorgens darbringen, ...
Die Furcht vor der Gottheit gebiert Erbarmen,
Opfer steigert das Leben,

1) Sir. 14, 17 (Urtext): „Von Urzeit her besteht die Abmachung: du mußt sicherlich sterben."

Und Gebet löset die Sünde.
Dem, der die Götter fürchtet, entgeht nicht . . . . ,
Wer die Anunnaki fürchtet, verlängert sein Leben."

Wie anderseits Ausrottung der Nachkommenschaft und Tod als Strafe für Frevel gegen Götter und Menschen angesehen wurden, zeigen besonders die Fluchformeln am Ende der Königsinschriften. Dem Zerstörer der Inschrift Tiglatpilesars drohen die Worte: „Der Gott Ramman befehle, daß er nicht einen Tag länger lebe, sein Name und sein Same werde im Lande vertilgt". „So lange Himmel und Erde stehen, sei vernichtet sein Same", heißt es in einem anderen grimmigen Fluche; „sein Name werde ausgetilgt, sein Same gestürzt, in Bedrängnis und Hungersnot möge sein Leben enden, es werde hingeworfen sein Leichnam, kein Begräbnis soll er bekommen".

Schließlich aber entgeht keiner dem Todesverhängnis. Plötzlich und unerwartet bricht der Tag herein, „der nicht freigiebt". „Gleich einem Schilfrohr wird das Leben abgeschnitten". „Der am Abend zuvor noch lebte, ist am Morgen tot". Mancher stirbt „an einem Tage, der nicht sein Geschick war". In der Schicksalskammer nämlich haben die Götter das Geschick, das Fatum des Menschen, bestimmt. Der Todestag heißt deshalb „der Tag des Geschickes". Man sagt von einem Verstorbenen: „Der Tag seines Geschickes raffte ihn dahin".[1] Von einem Selbstmörder aber heißt es: „Der Schrecken warf ihn nieder, und er ging in den Tod seiner nicht der Götter Bestimmung".

Wie tief empfunden ist die Scene im Gilgamesch (Nimrod)-Epos, in der der Held mit Entsetzen sieht, daß sein geliebter Freund tot ist:

„Was ist das für ein Schlaf, der [dich] gepackt hat?
Du bist düster (?) und hörst [mich] nicht!
Aber der öffnet [seine Augen] nicht.
Da berührte er sein Herz, aber es [klopfte (?)] nicht.
Da verhüllte er den Freund wie eine Braut."

Auf einer Variante der Gilgamesch-Epenfragmente wird dem Helden, der sich vor dem Tode fürchtet und der das Lebensgeheimnis sucht, von der Meerjungfrau Sabitu (s. S. 37) der epikureische Rat-

1) Die Festsetzung des Todestages gehört nach babylonischer Anschauung sicher zu den Schicksalsbestimmungen, die am Neujahrsfest unter dem Vorsitze Marduks getroffen werden. Jedenfalls liegt diese Vorstellung auch der poetischen Redeweise Sir 14, 12 zu Grunde, nach der Jahve eine Vertragsfrist mit der Unterwelt ausgemacht hat, die dann 41, 4 „die Festsetzung des Höchsten" heißt.

schlag gegeben, sich durch die Freuden des Daseins über das Todesweh hinwegzusetzen:

„Gilgamesch, warum rennst du herum?
Das Leben, das du suchst, wirst du doch nicht finden.
Als die Götter die Menschen schufen,
haben sie den Tod den Menschen auferlegt,
und behielten das Leben in ihren Händen.
Du Gilgamesch, fülle deinen Bauch,
Tag und Nacht freu du dich,
täglich mach 'ein Freudenfest;
Tag und Nacht sei ausgelassen und vergnügt.
Sauber mögen deine Kleider sein,
rein sei dein Kopf und wasche dich mit Wasser.
Schau auf den Kleinen, den deine Hand ergreift,
das Weib freue sich in deinem Schoosze".

Ergreifend klingen oft die Klagen über Todesgeschick und Todesnot. In der Bibliothek Asurbanipals befindet sich das Lied eines leidenden Königs, das in wundervoller Weise dem Weltschmerz Ausdruck giebt und uns zeigt, daß auch in Babylonien der natürliche Mensch voll Sehnsucht und im besten Falle „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" gewesen ist. Der Sänger sagt, er habe es von Jugend an in der Welt schlimm, schlimm gefunden. Er habe nur an Gebet und Flehen gedacht, Gottesverehrung, Gebet und Gesang seien seine Herzensfreude gewesen, er habe sein Volk unterwiesen, den Namen des Gottes und der Göttin zu verehren. Aber oft habe weder Gott noch Göttin ihm das Angesicht zugewendet, und die Wahrsager und Zauberkünstler konnten ihm nicht helfen. Er sei behandelt worden wie einer, der die kultischen Vorschriften versäumt, der seinen Herrn vergißt und den gewichtigen Namen seines Gottes leichtsinnig ausspricht. Dann heißt es weiter:

„Was an sich selbst gut erscheint, das ist bei der Gottheit schlecht,
und was in sich verächtlich ist, das ist bei Gott gut.
Wer verstünde den Rat der Götter im Himmel,
den Plan Gottes voll von Dunkelheit, wer ergründet ihn!
Wie verstünden den Weg Gottes die blöden Menschen!
Der am Abend noch lebt, der ist am Morgen tot,
plötzlich wird er betrübt, eilends wird er zerschlagen;
im Augenblick singt und spielt er noch,
im nu heult er wie ein Klagemann.
Wie Tag und Nacht ändert sich ihr (der Menschen) Sinn.
Bald hungern sie und gleichen einer Leiche,
bald sind sie satt und wollen ihrem Gott gleichkommen;
geht's ihnen gut, so reden sie vom Aufsteigen zum Himmel,
sind sie in Kummer, so sprechen sie vom Hinabfahren zur Hölle".

Dann schildert der Klagende sein Krankheitselend und Siechtum, für das kein Priester und Zauberarzt das Ende angeben konnte:

> „Schon öffnete sich das Grab, ... ,
> ehe ich noch gestorben war, war die Totenklage um mich schon vollständig[1].
> Mein ganzes Land rief: Wie ist er übel zugerichtet.
> Da solches mein Feind hörte, erglänzte sein Angesicht,
> als Freudenbotschaft verkündete man es ihm, sein Inneres ward heiter".

Das Lied schließt mit einem Ausblick auf die Zeit, wo „die Thränen zu Ende sind" und er wieder zu Ehren gebracht ist.[2]

Wir besitzen einen assyrischen Brief, in dem ein Mensch klagt, weil er die Gunst des Königs verloren hat und nun im Elend schmachtet. Hier findet sich der Spruch des Pessimismus: Im Grabe ist Ruhe. Der Briefschreiber sagt: „Ich beuge mein Haupt zu den Toten; Leute, die tot sind, haben Ruhe".[3]

In gedankenreicher Poesie geben babylonische Legenden die Erfahrung wieder, daß unter des Todes Gewalt alle Herrlichkeit verschwindet und alle Kraft versagt. Die „Höllenfahrt der Istar" erzählt, wie mit dem Hinabsinken der Göttin in die Unterwelt alles Leben auf Erden erstirbt. Und sie selbst muß beim Eintritt in die Totenwelt nach dem bestehenden „alten Gesetz" allen Schmuck und alle Kleidung zurücklassen; nackend muß man vor die Unterweltsgöttin treten.

Das erste Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die große Krone nehmend von ihrem Haupte.

> „Warum, o Wächter, nimmst du die große Krone von meinem Haupte?"
> „Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das zweite Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Gehänge von ihren Ohren nehmend.

> „Warum, o Wächter, nimmst du die Gehänge von meinen Ohren?"
> „Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das dritte Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Kette nehmend von ihrem Nacken.

> „Warum, o Wächter, nimmst du die Kette von meinem Nacken?"
> „Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

---

1) Ein anderer Leidender sagt: „der Tod ist die Decke meines Lagers, schon habe ich die Flötentöne (Trauermusik!) angestimmt".

2) Der Text, von dem wir in der 1. Auflage eine Probe gaben, ist inzwischen von H. Zimmern meisterhaft interpretiert worden.

3) Ein merkwürdiger Anklang an Hiob 3, 13: „So läge ich nun und rastete, wäre gestorben und hätte Ruhe".

Das vierte Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Schmuckstücke nehmend von ihrer Brust.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Schmuckstücke von meiner Brust?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das fünfte Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, den Gürtel mit Edelsteinen[1] nehmend von ihren Hüften.

„Warum, o Wächter, nimmst du den Gürtel mit Edelsteinen von meinen Hüften?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das sechste Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Spangen nehmend von ihren Händen und Füßen.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Spangen von meinen Händen und Füßen?"
„Tritt ein, meine Herrin. denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das siebente Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, das Hemd nehmend von ihrem Leibe.

„Warum, o Wächter, nimmst du das Hemd von meinem Leibe?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Wenn dann weiter geschildert wird, wie sie mit sechzig Krankheiten an den Augen, mit Krankheit an den Hüften, mit Krankheit an den Füßen, mit Krankheit am Herzen, mit Krankheit am Kopfe geschlagen wird, so verbirgt sich wohl dahinter der Sinn, daß alle Sinnesfunktionen im Tode vernichtet werden, und daß alles Leibliche der Verwesung anheim fallen muß.

Mit besonderer Vorliebe besang man das Elend des Todes bei den Trauerzeremonieen für den Frühlingsgott Tammuz.[2] Es ist der Sonnen- und Vegetationsgott, der die Erscheinung des Sonnenwechsels und der alljährlichen Verwandlung des Samenkorns verkörpert.[3] Alljährlich sinkt er beim Verwelken der

---

1) Vielleicht ist an Zaubersteine zu denken, die Istar als Göttin der Liebe und der Geburten trägt.

2) Unter den heidnischen Kulten, die unter dem babylonischen Vasallen Zedekia in Jerusalem öffentlich betrieben wurden, wird Ez. 8, 14 auch der Tammuz-Kultus genannt. Die Weiber sitzen am Nordtore des Tempels zu Jerusalem und „beweinen" den Tammuz!

3) Identisch mit dem griechischen Adonis (wobei Wanderung der Mythenstoffe, nicht literarische Entlehnung anzunehmen ist), wie Hieronymus (zu Ez. 8, 14) bezeugt: „Den wir Adonis nennen, der heißt in der hebräischen und syrischen Sprache Tammuz." Theocrit erklärt den Sinn: „Er vollendet sein Auf- und Niedersteigen in zwölf Monaten, und die Horen geleiten ihn aus dem Reiche der Proserpina (Winter) in die Wohnungen der Venus (Sommer)." Die „Wohnungen" sind die Häuser, die die Planeten nach den babylonischen Tierkreisbildern auf dem Tier-

Natur in die Totenwelt hinab. Im Frühling wird er dann jubelnd als Auferstandener begrüßt (über diese Kehrseite der Tammuz-Verehrung s. unten S. 32 f.). In einer Klage um Tammuz, die an die künstlich getriebenen, rasch verwelkenden Gärtchen und Blumentöpfe des phönizischen und griechischen Adoniskultus erinnert, heißt es: „Du Hirt und Herr, Gemahl der Istar, Herr der Unterwelt, Herr der Wasserwohnung (?), Hirte: du bist eine Tamariske, die in der Furche kein Wasser trank, deren (Baum-)Krone auf dem Felde keine Blüte (Zweig?) bringt, ein junges Bäumchen, das nicht an einen Bewässerungsgraben gepflanzt wurde, ein junges Bäumchen, dessen Wurzel ausgerissen wurde, eine Pflanze, die in der Furche kein Wasser trank". In einem anderen Tammuz-Liede heißt es: „‚Ich (Tammuz) gehe zum Kampfe (?) hin, ich, der Herr'; den verschlossenen Weg, den Pfad ohne Rückkehr . . . ging er, stieg hinab zur Brust der Unterwelt . . ., der Sonnengott ließ ihn verschwinden zum Lande der Toten, mit Wehklage ward er erfüllt an dem Tage, da er in große Trübsal fiel, in dem Monat, der sein Lebensjahr nicht zur Vollendung kommen läßt, auf dem Pfade, da es aus ist mit den Menschen („der die Menschenkinder zur Ruhe bringt", fügt der Tafelschreiber hinzu), zum Wehgeschrei des Herrn, er, der Held, zum fernen unsichtbaren Lande".[1]

Von den Trauergebräuchen der Babylonier wissen wir einiges wenige aus Bildern und Inschriften. Durch Butter, Honig, Öl und Salz wird der Leichnam konserviert, in Linnen gewickelt, mit Spezereien ausgestattet und auf eine Steinbahre gebettet. Auf den Abbildungen der sog. Hadesreliefs sind die Unterarme des

---

kreis haben, der durch den Äquator an den beiden Äquinoctialpunkten in zwei Hälften geteilt wird. Der griechische Mythus berichtet, daß Persephone in der Unterwelt in Liebe zu Adonis entbrannte. Umsonst verlangt ihn Venus zurück, bis endlich Zeus (wie Apollodor berichtet) den Schiedsspruch tut: das Jahr wird in zwei Hälften geteilt, von denen er die eine bei Venus, die andre bei Persephone zubringt. — In Alexandrien wurde bei der jährlichen Totenfeier des Adonis das Niedersteigen dramatisch dargestellt, indem ein Kolossalbild der Gottheit ins Meer versenkt wurde (vgl. die nächste Anm. und S. 32 f.)

1) Dieselben Gedanken finden sich in den Adonis-Liedern der orphischen Mysterien wieder: „Du Einsamkeitsfreund, der du nach des Jahres Horen verlöschst und leuchtest, du mit Tränen Gefeierter, Vielgeliebter, der du einige Zeit im dunklen Tartaros wohnest, aber dann, wenn du die Frucht zeitigst, dich wieder zu Olympos erhebst — komm bald zu den Geweihten und empfange von der Erde die Früchte".

Leichnams nach oben gerichtet. Klagemänner und Klagefrauen[1] begleiten mit Flötenspiel[2] und Weinen die Trauerzeremonie, der die Angehörigen in „zerschlitzten Kleidern" oder in Trauergewänder gehüllt beiwohnen, und die in Libation, Räucheropfer, Klage, Gebet, vielleicht auch in Tieropfern besteht. Auf der Rückseite eines unveröffentlichten Fragments aus der Bibliothek Asurbanipals, dessen Vorderseite ein königliches Begräbnis schildert (s. unten S. 12), heißt es: „Es wehklagten die Gattinnen, es antworteten die Freunde", es werden also Wechselgesänge von Männern und Frauen bei der Trauerfeier gesungen.[3] An einer anderen Stelle heißt es, daß „nach dem Tode des Königs der Musikmeister mit seinen Sängerinnen nach der Trauerversammlung Musik machen wird".

Die Trauergesten sind wie bei allen orientalischen Völkern drastischer Art. Man trauert 7 Tage (oder 6 Tage und 7 Nächte, s. S. 36) um einen Toten. Der Trauernde heult,[4] zerreißt sein Gewand oder trägt ein zerschlitztes Gewand,[5] zerrauft den Bart, scheert sich das Haar,[6]

---

1) Ebenso bekanntlich bei den Hebräern zum Weinen und Singen, vgl. 2. Chr. 35, 25; Amos 5, 16; auch bei den Arabern in Mekka Klageweiber und (später) Klagemänner.

2) Vgl. Jer. 48, 36 und vergleiche zum Ganzen die Scene in Jairus Haus Marc. 5, 38. Das charakteristische Wort für „trauern" ist im assyrischen wie im hebräischen dasselbe: sapâd.

3) Vergl. Sach. 12, 11—12 (Wechselchöre) und das Begräbnis-Spielen der Kinder Matth. 11, 17: „Wir haben euch geklagt und ihr wolltet nicht weinen".

4) Die Schmerzlaute sind nach einer Textstelle ûa u. â, hebräisch hô, hô Amos 5,16.

5) Die beiden Sitten sind zu unterscheiden. Das Ideogramm für „Kleiderzerreißung" wird assyrisch als „überströmende Bekümmernis" und „überschäumende Wut" erklärt. Damit ist die Psychologie des Trauergestus authentisch gedeutet, auch für die hebräische Sitte, was man schon aus dem bildlichen Gebrauch Joel 3,1 und aus dem Gestus des Kaiphas Matth. 26, 65 hätte schließen können. — Das Anziehen des zerrissenen Gewandes (wohl mit Schlitz an der Brust vorzustellen) hat religiösen Sinn. Es ist das hebräische saḳ (assyrisch šaḳḳu neben andern Bezeichnungen vorkommend) für Trauer und Buße zugleich (vgl. Jona 3, 6 ff. die Leute von Niniveh). Als „zerrissenes Gewand" werden wir uns das Trauergewand des Götterboten in Istars Höllenfahrt (S. 41) zu denken haben. Vgl. Joel 1, 8: „Klage wie eine Jungfrau, die einen saḳ anlegt um ihren Bräutigam."

6) Beim Scheeren ist Stirnhaar und Barthaar gemeint (vgl. Ezech. 5, 1). Ez. 27, 31: „Sie scheeren sich seinethalben eine Glatze und umgürten sich mit dem saḳ". Nach 3. Mos. 19, 27 f.; 21, 5 f.; 5. Mos. 14, 1 ff. war den Israeliten das Trauerscheeren als heidnische Trauersitte verboten. Zu beachten ist hier der Sinn der Sitte, daß Haarscheeren (im Gegensatz zur egyptischen Sitte) in den babylonischen Gesetzen schändende Strafe ist.

ritzt sich mit Messern,[1] wirft sich auf die Erde,[2] schlägt sich Brust oder Lenden.[3] In den Annalen Sargons wird vom trauernden Babylonier gesagt: „Er hockte nieder auf die Erde, zerriß sein Gewand, nahm das Ritzmesser, brach in Geschrei aus".[4]

Babylonier wie Assyrer haben ihre Toten begraben. Leichenverbrennung galt, abgesehen von Notfällen, wie bei den Hebräern für Schmach und Schande.[5] Schon die in den Trümmern von Ur in Chaldäa gefundene „Geierstele" aus der Zeit des Gudea zeigt die Beerdigung von Gefallenen. (S. Abb. 1). In Tempeln und Palästen wurden die Könige und Großen des Landes begraben, die Gräberstätten des Volkes lagen außerhalb der Stadt. Der südbabylonische Gaufürst Gudea berichtet gelegentlich, er habe den Tempel der Zahl Fünfzig erbaut und darinnen ein Mausoleum von Cedernholz ausgestattet. Es scheint also, daß die babylonischen Stufentempel wie die ägyptischen Pyramiden Königsgräber geborgen haben. Ein andrer feierlicher Begräbnisort war der Palast des sagenumwobenen Königs Sargon I.; einige der Kassiten-Könige wurden im „Palast Sargons" beigesetzt. In den Annalen Asurbanipals ist von Gräberstätten in Babylon, Sippar und Kutha die Rede, und bei Sanherib befindet sich die Notiz, eine Hochflut des kleinen Flusses Tebilti habe mitten in Nineveh Königsgräber so arg zerstört, daß die Särge zu Tage getreten seien. Mit großer Sorgfalt wurden die Gräber der Vornehmen ausgestattet. Das oben S. 11 erwähnte assyrische Fragment unterrichtet uns über das Begräbniszeremoniell beim Tode des Königs: „In königliches Öl legte ich ihn fein säuberlich, das Tor des Grabes, seiner Ruhestätte, habe ich mit starkem Kupfer verschlossen und habe seinen . . . festgemacht. Geräte von Gold und Silber, alles was zur Grabausstattung gehört, (sowie) die Insignien seiner Herrschaft, die er liebte, habe ich vor dem Sonnengott sehen lassen und mit meinem Vater, der mich erzeugte, ins Grab gelegt.

---

1) Vgl. 1. Kön. 18, 28. In den S. 11 Anm. 6 citierten Stellen für Israel ebenfalls als heidnische Sitte verboten.

2) Vgl. 2. Sam. 13, 31, wo der König seine Kleider zerreißt und sich auf die Erde legt, auch 2. Sam. 12, 16.

3) Vgl. Jer. 31, 19: „Nachdem ich weise geworden bin, schlage ich mir (voll Trauer) die Lenden." Derselbe Gestus in der Odyssee 13, 198.

4) Wieviel milder bei Hiob 1, 20: „Er zerriß sein Gewand und schor sein Haupt und fiel auf die Erde und warf sich betend nieder und sprach: Nackend bin ich aus dem Leibe meiner Mutter hervorgegangen, und nackend kehre ich dahin zurück".

5) Vgl. z. B. Amos 2, 1.

Geschenke gab ich den Fürsten, den Anunnaki und den Göttern, welche die Erde (d. i. die Unterwelt) bewohnen".

Als ein furchtbares Unglück galt es, wenn einem Menschen das feierliche Begräbnis versagt wurde. Darum droht dem Verstörer der geheiligten assyrischen Königsinschriften der Fluch: „In Hungersnot soll sein Leben endigen, dann soll sein Leichnam



Abb. 1. Beerdigung von Gefallenen in Schichten.
Von der altbabylonischen Geierstele aus der Zeit des Gudea.

hingeworfen werden und kein Begräbnis bekommen". In einem andern Falle wird erzählt, daß man einem Aufrührer, der in Selbstmord endete, das Begräbnis versagte. Wollte man dem besiegten Feinde eine besondere Schmach antun, so zerstörte man die Gräber, um die Toten in ihrer Ruhe zu stören.[1]) Asurbanipal erzählt, er habe

1) Wenn der Prophet Jeremia (8, 1 f. vgl. Baruch 2, 24 f.) voraussieht, wie durch babylonische Könige die Gebeine jüdischer Könige, Priester, Propheten und Bürger aus ihren Gräbern geworfen und unter der Sonne zerstreut wur=

nach der Unterwerfung Susa's die Heiligtümer zerstört, die Mausoleen der Könige verwüstet und aufgedeckt: „Die Grabstätten ihrer Könige zerstörte ich, ihre Gebeine nahm ich mit nach Assyrien, ihren Totengeistern legte ich Ruhelosigkeit auf und schloß sie von der Totenfeier der Libation aus". Auch dem König Sanherib genügt es nicht, die Güter und Untertanen des unglücklichen Merodachbaladan auf Schiffen wegzuführen, auch die Gebeine seiner Vorgänger holte er aus ihren Mausoleen. Ein andermal erfahren wir, daß besiegte Könige, in dem berüchtigten Käfig im Osten von Nineveh eingesperrt, die Gebeine ihrer Vorfahren zum besonderen Vergnügen der Stadtbewohner zerklopfen mußten. Kein Wunder, wenn berichtet wird (Arrian erzählt es, und die Inschriften haben es be

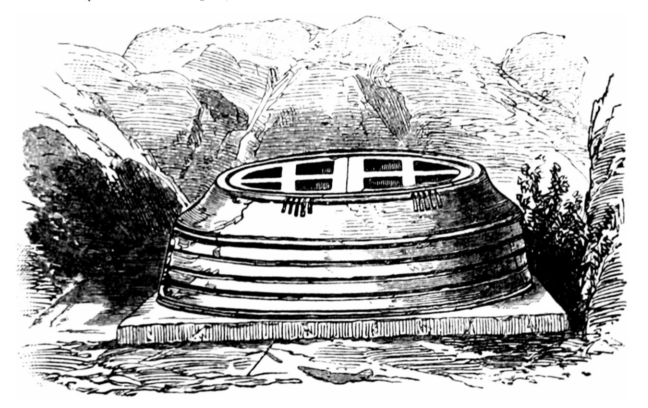


Abb. 2. Babylonisches Grab aus Ur in Chaldäa, der Heimat Abrahams.

stätigt), daß manche Könige ihre Begräbnisplätze in den unzugänglichen Euphratsümpfen anlegen ließen, damit sie besser vor Profanation geschützt sein sollten.[1] Die Pariser und Berliner Museen besitzen eine Reihe von Tonkegeln, die wahrscheinlich aus Gräbern stammen und die mit ihrer regelmäßig wiederkehrenden Inschrift der Sorge um Störung der Grabesruhe Ausdruck verleihen:

„Für alle Zeit, für immer, für ewig, für alle Zukunft! Diesen Sarg möge man, wenn man ihn findet, nicht behalten (?), sondern an seine Stelle

---

den, so entspricht das genau dem grausamen Kriegsgebrauch der Babylonier wie Assyrer.

1) Nach Ritter, Erdkunde XVII, 992 verbargen die Nosairier ihre Toten auf hohen Bergen und im Waldesdickicht. Die Nosairier aber sind aus Assyrien in ihre jetzigen Wohnplätze gewandert, und man betrachtet ihre Kultgebräuche wohl nicht mit Unrecht als Reste des babylonischen Heidentums.

zurückbringen! Wer dieses lesen und nicht mißachten, sondern also sprechen wird: diesen Sarg will ich an seine Stelle zurückbringen, dem möge die Guttat, die er getan, belohnt (?) werden: droben sei sein Name gesegnet, drunten möge sein Totengeist (einst) klares Wasser trinken". (Vgl. hierzu S. 25 f.).

Was die babylonischen Begräbnisstätten betrifft, so läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob unter den aufgedeckten Gräbern des Zweistromlandes Gräber alten Ursprungs sich finden. Die in Nimrud, Kujundschik und Chorsabad gefundenen Totenstätten sind sicher nicht assyrischen Ursprungs, aber auch die babylonischen Gräberstädte sind ihrem Alter nach zweifelhaft. In einigen Gräbern z. B. in dem von Taylor auf der Trümmerstätte von Ur gefundenen Gräberhügeln hat man Siegelzylinder gefunden, die auf ein hohes Alter schließen lassen. Durch kunstvolle, mit Hilfe tönerner Röhren herbeigeführte Entwässerung wurden die Grabhügel so trocken erhalten, daß Grabgewölbe und Tonsärge unversehrt erhalten sind. Die Gräber von Ur, von denen man am ehesten annehmen darf, daß sie altbabylonischer Zeit angehören, weisen eine

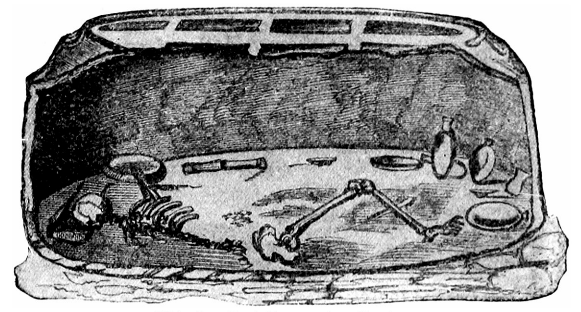


Abb. 3. Das Innere des Grabes.

zweifache Gestalt auf. Entweder bestehen sie in einem ovalen, einer umgekehrten Schüssel zu vergleichenden Tonbehälter, der ungefähr sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und zweieinhalb Fuß breit ist (s. Abb. 2 u. 3), oder in einem sieben Fuß langen, fünf Fuß hohen und drei Fuß breiten Backsteingewölbe (s. Abb. 4). An den Skeletten hat man Spuren von Linnenumwickelung gefunden, und in den Totenbehältern tönerne und kupferne Gefäße, die teilweise noch Reste von Dattelkernen erkennen ließen. Die Leichen liegen zumeist nach der linken Seite gewendet; das Haupt ruht auf einem Backsteine. — Die massenhaften zusammengekitteten Totenkrüge, die man mit Resten von Skeletten in den Ruinenfeldern von Warka (Erech) gefunden hat, gehören sicherlich späterer Zeit, vielleicht der Partherperiode, an.

Im Jahre 1887 hat Robert Koldewey, der gegenwärtig als Leiter einer deutschen Ausgrabungsexpedition in den Trümmern von Babylon weilt, gelegentlich einer kurzen Campagne in Surghul und El Hibba (sieben Stunden südöstlich von Schatra in dem vom Euphrat, Tigris und Schatt-el-Hai gebildeten Dreieck gelegen) zwei Totenstädte gefunden, die Wohnungen für die Toten und Massengräber für die Reste im Feuer verbrannter Leichen enthielten. Aus den Aschenresten war zu erkennen, daß man den Frauen ihren Schmuck, den

Männern ihre Waffen oder Geräte und ihr Siegel, den Kindern ihr Spielzeug zur Verbrennung mitgab. Auch die Spuren von Tier= und Räucheropfern waren zu erkennen, sowie Überbleibsel von Schüsseln und Nahrungsmitteln für die Verstorbenen, endlich menschliche und tierische Idole aus Ton. Zahllose künstliche Brunnen unter den Ruinen der Totenstadt zeigen, wie eifrig man die Toten mit Trinkwasser versorgen wollte. Aber freilich altbabylonisch, wie Koldewey meint, sind diese Feuernekropolen nicht. Die alten Babylonier haben, wie wir sahen, ihre Toten nicht verbrannt.

Wichtige Aufschlüsse über die babylonische Gräberwelt dürfen wir von den Ausgrabungen in Niffer (Nippur) erwarten. Längst hat man nach den Spuren der Trümmerhügel sowohl in Niffer als in Abu=Habba (Sippar) be=

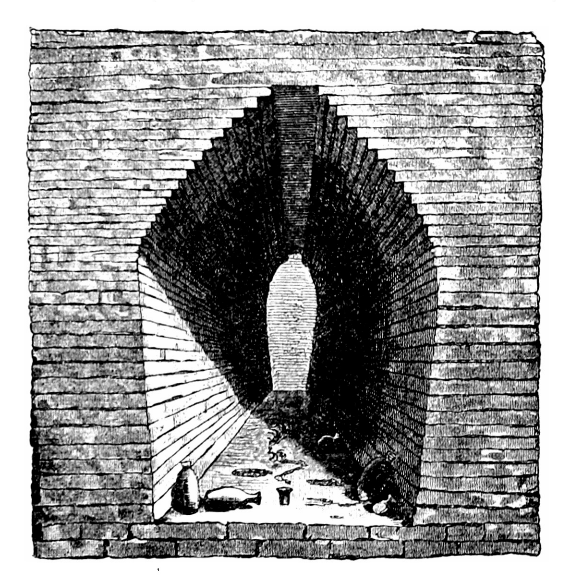


Abb. 4. Altbabylonisches Grab aus Ur in Chaldäa, der Heimat Abrahams.

obachtet, daß diese alten Städte drei Bezirke aufweisen: den Tempelbezirk, die Stadt der Lebendigen und die Gräberstadt. Die Abb. 5 zeigt eine Scene aus den amerikanischen Ausgrabungen zu Nippur, bei der aufgefundene Särge geborgen werden. Ob sie aus altbabylonischer Zeit stammen, weiß man nicht.

Die Gräber waren naturgemäß die Stätten der Totenspeisung und der Totenfeier. Trinkgefäße und Schüsseln mit Speise und Trank für die Toten wurden nicht nur ins Grab mitgegeben, sondern auch auf die Gräberstätten gestellt. Besonders eifrig besorgte man Trinkwasser für die Manen der Verstorbenen (s. oben S. 15). Es scheint, daß man zu diesem Zwecke künstliche Brunnenanlagen in den Gräberstätten baute. Das wichtigste Stück des Totenkultus

bildeten deshalb die Libationen, die wohl regelmäßig am Todestage dargebracht wurden, und deren Darbringung zunächst dem überlebenden Sohne oblag. In einer Grenzurkunde wird dem Zerstörer des Grenzsteines angewünscht: „Ninib, der Herr der Grenzen, möge ihn des Sohnes, des Wasserausgießers, berauben". Der Gedächtnistag des Toten heißt „Tag der Totenfeier", „Tag der Niedergeschlagenheit", „Tag der Wehklage", „Tag der Trauer". Die Priesterschaft der naḳ me, „Wasserausgießer" celebrierte die Libation an den Gräbern. „Während der Trauerfeier des Wasserausgießens für die Manen meiner königlichen Vorfahren", erzählt Asurbanipal, „legte ich Trauergewänder an(?) und erwies eine Wohltat Gott und

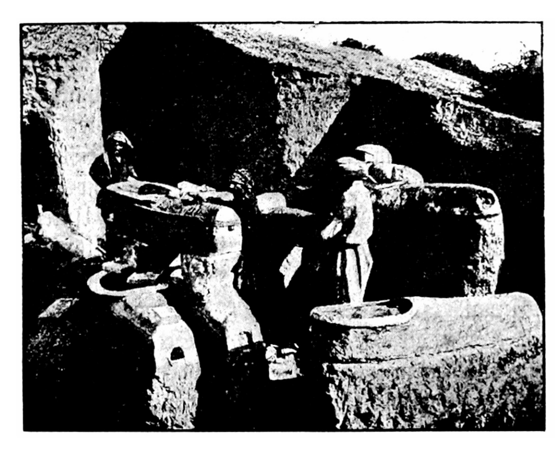


Abb. 5. Auffindung von Särgen in den Ruinen des alten Nippur.

den Menschen, Toten und Lebendigen"; daran schließt sich ein Bußgebet, das der König an den Gräbern der Vorfahren spricht. Ein andermal sagte er: „Termine für die Totenfeier der Wasserspendung für die Totengeister der Könige meiner Vorfahren, die aufgehört hatten, setzte ich fest; Gott und Menschen, den Toten und Lebendigen erwies ich (damit) eine Wohltat". In seinen Annalen aber heißt es, er habe den erschlagenen Feinden die Totenklage des Wasserausgießers versagt. Nach einer Beschwörungs-Ritualtafel, die den Fall bespricht, daß ein Mensch von einem Totengeiste ergriffen ist, scheint man anzunehmen, daß die Totengeister solchen Opferfesten beiwohnen. Es sollen in solchem Falle „für die Totengeister seiner Familie zur Linken der Totengeister Sessel hingestellt werden", dann sollen ihnen Totenspenden und Geschenke dargebracht werden. Auch blutige

Racheopfer wurden an Gräbern dargebracht. König Asurbanipal erzählt, er habe bei demselben Stierkoloß, bei dem einst sein Großvater Sanherib hingemordet wurde, Kriegsgefangene lebendig hingeschlachtet zu einer Totenfeier für jenen. Eigentlichen Ahnenkultus kann man, soviel ich sehe, bis jetzt wenigstens bei den Babyloniern nicht nachweisen. Die Opfer galten den Unterweltsgöttern. Ein Textfragment redet vom Sühnepriester, der in die Grabstätte eintritt und dem Totengeiste durch einen Schaffner Speise und Trank verabreichen läßt.

Die Totenwelt.[1]

Dem Geiste des Verstorbenen (ekimmu) öffnen sich die Tore der finstern[2] Unterwelt, und der Wächter der Totenwelt behandelt ihn „nach den alten Gesetzen". Der eigentliche Name für die Totenwelt ist Aralu; poetisch nannte man sie Kurnugia, d. i. irṣitum la tairat, „Land ohne Heimkehr", „Land der Toten", „fernes Land", auch „Kutha" nach dem Kultort Nergals, des Gottes der Unterwelt. Die Vorstellung von dieser Totenwelt bildet sich die Volksphantasie nach der Gestalt des Grabes.[3] Namen wie Kigal, „große (unterirdische) Wohnung", Unugi, „finstere Wohnung", bezeichnen Grab und Unterwelt zugleich. Auf die Frage, wo die Seelen der Verstorbenen hausen, wird man also zunächst geantwortet haben: unter der Erde![4] Daher die hyperbolischen Aussagen der Königsinschriften: das Fundament der Bauwerke sei an die Brust der Unterwelt gegründet. Daher die Schilderung der skorpionartigen Sphinxe: ihr

---

1) Auf die Verwandtschaft der biblischen Unterweltsbilder in Jes. 14, 4 ff. und Ezech. 31, 16 ff.; 32, 18 ff. mit den babylonischen Vorstellungen hatte ich 1887 in meiner Schrift über „die babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode unter Berücksichtigung der alttestamentlichen Parallelen" ausführlich hingewiesen. Die Parallele wurde damals allgemein verworfen. Jetzt gilt es bei den Kommentatoren als ausgemacht, daß die Farben der biblischen Bilder echt babylonisch sind. Der Raum dieser Schrift gestattet es nicht, hier näher darauf einzugehen.

2) Vgl. Hiob 10, 21 f.: „Das Land der Finsternis und des tiefen Dunkels."

3) Die Vermengung der Begriffe Grab und Unterwelt findet sich ebenso im Alten Testament, Ez. 32, 22 ff. sieht gar Gräber in der Unterwelt.

4) Spr. 7, 27: „Weg zur Unterwelt ist ihr (der Huren) Haus, die hinabführen zu des Todes Kammern." 9, 18 vergleicht das Haus der Thorheit mit den „Tiefen der Unterwelt, wo die Schatten hausen." Vgl. Hiob 26 5; Jona 2, 7: Totenort tief unter der Erde.

oberer Teil reiche bis an den Damm des Himmels (d. i. der Tierkreis), ihre Brust bis an die Unterwelt. Daher wird in der „Höllenfahrt der Istar“ geklagt: „Istar ist in die Erde (Unterwelt) hinabgestiegen und nicht wieder heraufgekommen“. Der Eingang zu dieser unterirdischen Welt liegt im Westen.[1] Wir werden später (S. 29 f.) einer Totenbeschwörung begegnen, in der ausdrücklich ein Totengeist nach dem Westen geschickt wird, damit ihn dort der Pförtner der Unterwelt festhalten soll. Der Westen ist die Richtung des Sonnenuntergangs, also der Finsternis. Aber der Westen bezeichnet für den Babylonier auch die Gegend der Wüste. Die Wüste aber ist ihm wie das Meer der Ort der Schrecken, die Wüste ist auch der Tummelplatz der Dämonen. Dazu stimmt, daß man die Göttin Belit-seri, „die Herrin der Wüste“, mit der Unterwelt in Verbindung bringt. Auch der Ausdruck „weiter Ort“, der auf einem der sogen. Hadesreliefs (s. S. 30) zweimal vorkommt, und der sonst in Verwünschungen eine Rolle spielt, („die Kopfkrankheit möge wie ein Vogel an den weiten Ort fliegen, und der Kranke möge den gnädigen Händen seines Gottes befohlen sein“) dürfte als Euphemismus für die Wüste im Westen und zugleich für die Hölle aufzufassen sein.

Bei der Reise des Gilgamesch nach der „Insel der Seligen“ werden uns gefahrdrohende „Gewässer des Todes“[2] im Südosten, im erythreischen Meere, begegnen. Wer auf das Meer hinaus fährt, kommt schließlich „hinunter“ in die Totenwelt; denn die Erde schwimmt wie eine umgestürzte Barke im Weltozean. In einer Beschwörungsanweisung ist von „Wassern des Todes“ die Rede, die das Herz des Zauberers bezwingen sollen. Irgendwie werden diese „Gewässer des Todes“ wohl mit dem Totenfluß in Verbindung stehen, der uns mehrfach im Zusammenhang mit den Vorstellungen von der Totenwelt begegnet, und der einigemale mit dem Namen Chubur bezeichnet wird. Wenn ein Zauberpriester sagt, „er habe die Fähre zurückgehalten und den Mauerquai abgesperrt und damit die Bezauberung der ganzen Welt verhindert“, so ist an das Land der Totengeister zu denken, denn es heißt ausdrücklich, es sei auf Befehl der Belit-seri (der Schreiberin der Unterwelt) geschehen; die Stelle erinnert an die Drohung der Istar, sie wolle die Unterwelt zertrümmern, die Toten heraufführen, daß es mehr Tote als Lebendige giebt. Auch erinnert man sich an die Abbildung der Höllengöttin auf zwei Hadesreliefs (s. unten S. 30 f.): auf einem Kahne knieend fährt das Scheusal den Totenfluß entlang. Daß die „Wasser des Todes“ im Gilgamesch-Epos im Südosten strömen, während sonst

---

1) Henoch 17, 6; 22, 1 kennt auch das finstere Land der Unterwelt im Westen jenseits des Ocean.

2) Die „Wellen des Todes“ und die „Bäche Belials“ 2. Sam. 22, 5 (Psalm 18, 5) sind sicher poetische Ausdrücke für die „Wasser des Todes“ bez. den „Totenfluß“. Daß sie wenigstens den späteren Juden bekannt sind, beweist Henoch 17, 6.

der Eingang zur Unterwelt im Westen liegt, kann bei der Inkonsequenz solcher Volksphantasien nicht auffallen. Vielleicht dachte man sich einen doppelten Zugang: einen Erdeingang in der Wüste und einen Zugang auf den Wassern des Totenflusses.

Sieben Mauern, die durch sieben (nach einer Legende durch vierzehn) Tore[1] durchbrochen sind, umgeben den Totenort, den die Phantasie teils als Land, teils als Stadt, teils als riesigen Palast sich vorstellt und mit allen tausend Schrecken ausmalt. Bekannt ist der Eingang von Istars Höllenfahrt:

„An das Land ohne Heimkehr, das Land [. . . . .],
gedachte Istar, die Tochter des Mondgottes.
Des Mondgottes Tochter gedachte
an das finstere Haus, die Wohnung Irkalla's (d. i. Nergal),
an das Haus, dessen Betreten nicht wieder hinausführt,[2]
an den Pfad, dessen Hinweg nicht zurückführt,
an das Haus, dessen Betreter dem Lichte entrückt ist,
den Ort, da Staub ihre Nahrung, ihre Speise Lehm,
da Licht sie nicht schauen, in Finsternis sitzen,
da sie gekleidet sind wie Vögel in ein Flügelgewand,
über Tür nnd Riegel Staub gebreitet ist".

Besonders mißliebigen Besuchern sind noch schlimmere Zustände in Aussicht gestellt. Zu dem Götterboten, der in die Unterwelt eingedrungen ist, sagt die Beherrscherin der Schatten: „Ich will dich verfluchen mit einem großen Fluche, die Speisen in den Rinnen der Stadt sollen deine Nahrung sein, die Gossen der Stadt seien dein Trank, der Schatten der Mauer deine Wohnung, eine Steinschwelle dein Sitz, ... und Durst (?) sollen deine Kraft brechen. In einem anderen Epenfragment trifft genau dieselbe Verwünschung jene verführerische Hierodule, die mit ihrer List einem der Helden Fluch gebracht hat.

Fast wörtlich dieselbe Schilderung der Unterwelt, die den oben citierten Anfang von Istars Höllenfahrt bildet, findet sich in einer epischen Erzählung, die dem Bereich der Gilgameschlegenden angehört, aber die folgende wichtige Fortsetzung aufweist: „In dem Hause, mein Freund, das ich betreten, ... da liegen am Boden

---

1) Zu den „Pforten" der Hölle vgl. Hiob 38, 17; Ps. 9, 14; Matth. 16, 18 (Offenb. 1, 18 „Schlüssel der Hölle"). „Pförtner" der Unterwelt (Scheôl) werden in der Bibel nicht erwähnt, aber wenigstens der griechische Übersetzer von Hiob 38, 17b kennt solche, ebenso die späteren Juden, die Abraham zum Pförtner der Unterwelt machen, wie die katholische Legende den Petrus.

2) Hiob 7, 9: „Wer zur Unterwelt hinabstieg, kehrt nicht wieder".

Kronen, [da wohnen] Träger von Kronen, die seit uralters das Land beherrschten, welchen Anu und Bel Namen und Gedächtnis bereitet haben, als Speise bekommen sie Kaltes aufgetragen, zum Trinken erhalten sie Wasser aus Schläuchen; [in dem Hause], mein Freund, daß ich betreten, [wohnen] der Enu und der Lagaru,[1] da [wohnen] der ischippu (=Priester) und der „Rasende" (maḫḫû), und Magier, da [wohnen] die Salbpriester der großen Götter, da wohnt Etana, wohnt Gira, da wohnt die Königin der Unterwelt Erischkigal, [Belit=]seri, die Schreiberin der Unterwelt kniet vor ihr, ... schreibt sie vor ihr." Hierauf folgt die leider abgebrochene Erzählung dessen, was geschehen ist, als die Göttin Erischkigal ihr Haupt wandte und des Eindringlings gewahr wurde.

Inmitten des „Landes ohne Heimkehr" liegt ein Palast, von dem aus die Höllengötter ihre Herrschaft ausüben.[2] Die eigentliche Herrschaft führt nach den babylonischen Hadeslegenden eine Göttin, namens Allatu (d. h. die Mächtige) oder Erischkigal (d. h. „die Herrin des großen Ortes"). Die Hadesbilder stellen sie als löwenköpfiges Ungeheuer dar (vielleicht weil sie die Gemahlin des Löwengottes Nergal ist), im Kahne auf einem Pferde knieend oder (ohne Kahn) stehend, Schlangen in den Händen halten, während Tiere an ihren Brüsten säugen. Diese finstere Göttin wacht über die uralten Unterweltsgesetze, nimmt aus dem Munde des Pförtners die Namen der Ankömmlinge entgegen und verhängt über solche, denen sie zürnt, den großen Fluch. Eifersüchtig bewacht sie mit Hilfe der Anunnaki den in der Unterwelt in einem besonderen Heiligtume verborgenen Quell des Lebens, dessen Wasser die Toten ihrer Gewalt entrücken kann, wie später (s. S. 26 u. 41 ff.) näher ausgeführt werden soll. Vor ihr knieet eine Schreiberin der Unterwelt, über deren Aufgabe leider nichts näheres gesagt ist. Zu der Umgebung der Erischkigal gehörten vor allem die Wächter (an einer Stelle werden sieben genannt), an deren Spitze der Nedu, „der Oberpförtner", (wohl identisch mit dem Wächter in Istars Höllenfahrt) steht, und der Pestgott, der zugleich den Verkehr mit der übrigen Welt und mit den oberen Göttern vermittelt. — Neben Erischkigal erscheint als „Herr der Gräber", „Herr der großen Stadt", „König des

1) Zwei Pristerklassen, wörtlich „der Herr" und „der Diener".

2) Das spätere nachbiblische Judentum hat die altorientalische „Höllengöttin" (s. auch zu den Pförtnern S. 20 Anm. 1) zu Todesengeln und 7 Strafengeln gemacht — derselbe Prozeß, der neben der christlichen Religion in Legende und Märchen die Gestalten aus vergangenem Heidentum verarbeitet.

(Toten)-flusses" Nergal,[1] der Gott des Krieges und der Pest, als Höllengott. Schon altbabylonische Texte nennen ihn „Herr des großen Landes", „Herr des Landes ohne Heimkehr". Sein besonderer Kultort, die babylonische Stadt Kutha, wird mit den Höllenvorstellungen so eng in Verbindung gebracht, daß man die Unterwelt poetisch gradezu „Kutha" nennt. Sein Tempel in Kutha galt als Abbild der Hölle, wie ja der Tempel jedes Kultortes als Abbild einer himmlischen Götterwohnung angesehen wurde.

Auf den Tontafeln von Amarna (vgl. A. Orient I, H. 2) findet sich eine babylonische Dichtung, die in drastischer Weise die Vermählung der Erischkigal mit Nergal berichtet. Die Geschichte erinnert in einigen Zügen an die griechische Legende von Persephone: „Als die Götter ein Gastmahl veranstalteten, sandten sie einen Boten zu ihrer Schwester Erischkigal und ließen ihr sagen: „„Wir sollen wohl zu dir hinabsteigen, wenn du nicht heraufkommst; sende einen, der deine Speisenportion in Empfang nimmt."" Da sandte Erischkigal den Namtar, ihren Diener." Später wird erzählt (es sind leider nur noch Bruchstücke der Geschichte vorhanden), wie Nergal, über den der Tod beschlossen ist und den Namtar mitschleppen wollte, weil er nicht aufgestanden ist, als Namtar in die Götterversammlung trat, von seinem Vater Ea, der ihn offenbar retten will, mit 7 und 7 Helfershelfern ausgestattet nach den Toren der Unterwelt zieht. Blitz, Fieber, Gluthitze u. s. w. sind ihre Namen. An den vierzehn Toren der Unterwelt werden die Helfer Nergals aufgestellt. Nergal fordert vom Torwächter gebieterisch Einlaß. Zum Schluß wird erzählt: „Innerhalb des Hauses zog er Erischkigal beim Schopfe vom Throne herab auf die Erde, um ihr den Kopf abzuschlagen. „„Töte mich nicht, mein Bruder, ich will dir etwas sagen."" Als Nergal dies hörte, ließ er seine Hand ab. Sie weinte und schluchzte (?): „„Du sollst mein Gatte sein, ich will dein Weib sein, ich will dir die Herrschaft geben in der weiten Unterwelt, ich will dir die Weisheitstafel in deine Hand geben, du sollst Herr sein, ich will Herrin sein."" Als Nergal dies hörte, ergriff er sie, küßte sie, wischte ihre Tränen ab und sagte: „„Was du auch immer von mir verlangtest seit fernen Monaten, jetzt sei es so (?)!""

Im Gefolge des Nergal, der ja selbst als „Pestgott" (bei den Babyloniern) gefürchtet ist, erscheinen alle bösen Geister und Dämonen. Die Dämonen selber gelten als Ausgeburten des

1) An einer Stelle wird Ninazu als Gemahl der Erischkigal genannt.

Totenreiches.[1] Wenn es heißt, sie seien auf dem Berge im Westen geboren, so will das sagen, daß sie bei Nacht und in der Unterwelt (S. 19) ihr Wesen treiben. Wenn die Sonne aus dem Berge des Ostens hervortritt, so berichtet poetisch ein magischer Text, — und alle Götter sich vor dem Sonnengott versammeln, dann verjagen die Sonnenstrahlen ihren Spuk. Sonst wird erzählt, daß sie von der Wüste aus ihr schlimmes Wesen treiben. Darum sagt der Beschwörer: „Der böse Geist fahre aus von den Menschen und ziehe hinaus in die Wüste." Die Wüste (im Westen Babyloniens) hängt aufs engste, wie wir sahen, mit der Unterwelt zusammen. „Sie sollen in die Ferne ziehen, sie sollen aus der Stadt weichen und in die Erde (Unterwelt) hinabsteigen", sagt der Beschwörer. Man stellt sich diese Höllengeister vor als blutfressende, blutsaugende Ungeheuer, die selbst die Götterbilder nicht verschonen. Wir besitzen große Fragmente einer langen Beschwörungsfeier, die den Titel „Die bösen Dämonen" führt und ihr Treiben lebendig schildert. Wie Schlangen schlüpfen sie in die Häuser der Leute. „Sie entführen das Weib vom Manne, reißen das Kind vom Schoße des Vaters, vertreiben den Herrn aus dem Hause seiner Familie." „Von Land zu Lande schreiten sie, vertreiben die Mägde aus ihren Kammern, den Sohn führen sie aus dem schwiegerelterlichen Hause, das Kind treiben sie aus dem väterlichen Hause, die Tauben holen sie aus dem Schlage, den Vogel aus seinem Neste, die Schwalbe vertreiben sie aus ihrem Neste, sie schlagen die Stiere, schlagen die Lämmer, gewaltige Geister (?), böse Dämonen, Jäger sind sie." „Auf der Weide tasten sie die Hürden an, bringen Krankheit in die Krippen der Pferde, füllen den Mund der Esel mit Staub, bringen Not in den Stall der Eselinnen." Fast jeder Körperteil des Menschen ist mit einem bösen Dämon bedroht; der aschakku bringt Fieber in den Kopf, der namtar bedroht das Leben mit der Pest, der utukku packt den Hals, der alu die Brust, der ekimmu die Hüfte, der gallu die Hand, der rabißu die Haut, der labartu ist der Alp, der labaßu ist die Fallsucht, die auch aus dem jüdischen Volksglauben bekannten Gespenster lilu und lilit bringen die Gebreste der Nacht. Es entspricht genau der babylonischen Gespensterfurcht, wenn es in der Apokalypse (18, 2) heißt: „Die große Babel ist eine Behausung von Dämonen und Aufbewahrungsort von allerlei bösen Geistern und verhaßten Vögeln." Besonders

1) Die Unterwelt, der Ort des „Königs der Schrecken" (Hiob 18, 14), ist auch für die israelitische Vorstellung der Ort der Krankheiten, vgl. Hosea 13, 14: „Wo sind deine Seuchen, o Tod? wo sind deine Qualen, o Unterwelt?"

gefürchtet sind, wie wir bereits früher sahen, der utukku und der ekimmu des Grabes, die Totengespenster. „Sie dringen in die Häuser, packen den Menschen, werfen ihn nieder in der Nacht.“ Mannigfache Mittel zur Beschwörung werden angegeben. Das wirksamste ist, wenn man ein Bild des Dämons zeichnet und dies feierlich verbrennt. In einem kultischen Texte heißt es:

„Ich halte empor die Fackel, stecke in Brand die Bilder
des utukku, des schedu, des rabißu, des ekimmu,
des labartu, des labaßu, des achchazu,
des lilu, der lilitu, der Magd des lilu
und alles feindliche, das die Menschen ergreift, ...
euer Rauch steige zum Himmel empor,
und Funken mögen verdecken die Sonne,
es breche euern Bann der Sohn des Gottes Ea, der Priester.“

Für die vergleichende Religionsgeschichte wird sich als besonders wichtig der Umstand erweisen, daß die Unterweltsgötter auch bei den Babyloniern eng verwandt sind mit den Göttern der Fruchtbarkeit und des Feldbaues. Das Blühen und Verwelken der Vegetation wird mit der Unterwelt in Verbindung gebracht. Das zeigt sich im Kult des Tammuz (die Unterwelt heißt einmal gradezu „Haus des Tammuz“), wie wir oben gesehen haben (S. 10, vergl. auch S. 32) und in den Anrufungen des Feldgottes Enmeschara. In einer Anrufung des letztgenannten heißt es: „Herr der Unterwelt, Erhabener im Aralu (Name des Hades), Herr des Ortes und Landes ohne Rückkehr, Berg der Anunnaki, ... großer Herr, ohne den Ningirsu (Herr des Ackerbaues) in Feld und Kanal kein Gelingen hat und keinen Keim erzeugt!“ Auch der Riese Eabani, der im Gilgamesch-Epos in die Unterwelt sinkt, ist eine (an Pan erinnernde) Flurengottheit und der Held Gira, den wir in einer der Unterweltschilderungen unter den Hadesbewohnern fanden, ist gewiß ein Feldgott, der alljährlich stirbt und wieder aufersteht.

Die wichtige Frage, ob der Babylonier die Vorstellung von einer **Verschiedenheit im Geschick der Verstorbenen** gehabt hat und wieweit eine solche Vorstellung ethischen Hintergrund hat, ist noch nicht spruchreif.

Verfasser hat früher (Art. Nergal in Roschers Lexikon) die Ansicht ausgesprochen, daß die Babylonier mit ihrem Unsterblichkeitsglauben die Anschauung von einem Strafgericht bez. von einer Strafbefreiung nach dem Tode verbunden haben, und dabei auf die Inschrift des weiter unten zu besprechenden Talismans hingewiesen (Abb. 8, s. S. 30), das die Todesgöttin darstellt und einen Gott Maschschil zur Beschwörung für das Gericht des Lebens der großen Göttin anzurufen scheint. Die Höllenfahrt der Istar kennt ja (wie wir oben S. 20 sahen), besondere Plagen, mit denen mißliebige Besucher

einer in der Unterwelt belegt werden können,[1] und anderseits deutet das Heiligtum mit dem Lebenswasser die Möglichkeit einer günstigen Wendung im Todesgeschick an (s. S. 32).

Friedrich Delitzsch hat aus dem Segenswunsche, der als Lohn für pietätvolle Behandlung eines Sarges das Trinken klaren Wassers im Hades verspricht, den Schluß gezogen, es sei damit in das Leben nach dem Tode, in das Fortleben der abgeschiedenen Seele im „Lande ohne Heimkehr" eine Unterschiedenheit hineingetragen, aus welcher sich dann, die Vorstellung einer heißen Hölle einer- und eines reich mit Wasser gesegneten Gartens andrerseits entwickelt hat, ja es soll schließlich nach „Babel und Bibel I, S. 40 f. (durchgesehene Ausgabe) alles was seitdem Maler und Dichter, Kirchenlehrer und Priester und zuletzt Muhamed der Prophet, aus dieser Hölle und diesem Paradiese gemacht, die Vorstellungen von Höllenqualen und Paradieseswonnen, die noch heute ungezählte Millionen beherrschen, letzte Konsequenz der schlichten babylonischen Vorstellung von dem klaren Wasser, welches die ganz Frommen (es ist, wie gesagt, nur von der Konservierung eines Grabes die Rede) im Scheol zu trinken bekommen, darstellen. Man wird angesichts der oben angeführten Stellen einsehen, daß das viel zu weit geht. Klares Wasser wünschte man allen Verstorbenen — ein frischer Wassertrunk ist einfach das Ideal jedes Orientalen.

Für die Behandlung der Frage kommen vor allem die Schlußzeilen der 10. Tafel und die Schlußzeilen der 12. Tafel des Gilgamesch-Epos in Betracht.

Als Gilgamesch zu seinem Ahnherrn Ut-napischtim gekommen ist (s. unten S. 37), spricht dieser von der Vergänglichkeit alles Irdischen und vom grimmigen Tode, und es heißt dort:

„Bauen wir ein Haus für immerdar? Siegeln wir für immerdar?
Teilen Brüder für immerdar?
Geschieht Kinderzeugen auf [Erden] für immerdar?
Führt der Fluß Hochwasser für immerdar? . . . . .
Herrscht nicht [der Tod] von Anbeginn?
Der . . . . . . (?) und der Tote, wie sie einander [. . . .],
zeichnen sie nicht des Todes Bild?"

„Nachdem der Aufpasser (?) (amelu kallû) und der Zuriegler (?) [einen Menschen] begrüßt (wörtlich: gesegnet) haben,
versam[meln sich] die Anunnaki, die großen Götter,
die Göttin Mammetu, die das Schicksal schafft, setzt mit ihnen die Schicksale fest,
sie setzen Tod und Leben fest.
Des Todes Tage (aber) werden nicht kundgetan".

Daß die Schlußzeilen sich auf den Eintritt des Todestages, den niemand voraussagen kann, beziehen, scheint mir auf alle Fälle sicher; sie sagen nicht

1) Der Koran kennt einen Ort in der Unterwelt, Sidschin (eig. Kerker, Gefängnis), in dem das Buch der Missethäter aufbewahrt wird; das Verzeichnis der Thaten heißt auch Sidschin (s. Sure 83).

etwa, daß der Tod nach Tagen zählt, also nicht ewig währt, wie Jensen in einer Besprechung der 1. Auflage dieser Schrift annimmt. An sich wäre ich auch geneigt, die vorhergehenden schwierigen Zeilen auf die Vorgänge vor Eintritt des Todes, der immer auf einer besonderen Schickung der Götter beruht (s. S. 6) zu beziehen. Dagegen spricht aber, daß die Toten nach dem Zeugnis eines anderen religiösen Textes aus den Händen des Kallu in die des Oberpförtners der Unterwelt übergehen. Auch muß zugegeben werden, daß die Erwähnung der Anunnaki, vor die der Tote nach dem Zeugnis eben dieses Textes geführt wird und die nach der „Höllenfahrt der Istar" in der Unterwelt hausen, dafür spricht, daß bei dem Vorgang: „sie legen Tod und Leben hin", der Schauplatz das Totenreich ist.

Die andere Stelle bildet den Schluß des Epos. Eabani erzählt, was er in der Unterwelt gesehen hat:

„Wer den Tod durch Eisen starb — das sahst du? ja ich sah es! —
im Schlafgemach ist er gelagert,
reines Wasser trinkend;[1]
wer in der Schlacht getötet ward —
du sahst es? ja ich sah es! —
sein Vater und seine Mutter halten sein Haupt,
und sein Weib . . . . . . (?).
Wessen Leichnam auf das Feld geworfen ward, —
du sahst es? ja ich sah es! —
dessen Totengeist ruht nicht in der Unterwelt.
Wessen Totengeist keinen hat, der sich (um ihn) kümmert,
du sahst es? ja ich sah es!
. . . . . (?) (im) Topfe, die Reste von Essen,
die auf die Straße geworfen, ißt er."

Auch hier kann ich mich nicht entschließen, anzunehmen, daß der Stelle die Vorstellung von einem Unterschied im Geschick der Toten in der Unterwelt selbst zu Grunde liegt. Keinesfalls kann man daraus Schlüsse für eine Vergeltungslehre ziehen. Das Geschick der Unbegrabenen wird doch sonst so aufgefaßt, daß er ruhelos umherirrt und keine Aufnahme ins Totenreich findet. Die Straße mit den Überbleibseln von Essen wäre demnach in der Menschenwelt zu suchen. Das Ganze ist ein poetisches Stück, bei dem der Dichter wohl über die eigentliche Situation (Eabani soll schildern, was er gesehen hat) hinausgehen darf. Auch die Walhallafreuden (zum klaren Wassertrunk s. oben S. 25) der im Kriege Gefallenen setzen nicht eine besondere Abteilung in der Totenwelt, in der Helden belohnt werden, voraus. An diese „Walhalla"-Schilderung erinnert übrigens auch der folgende Schluß eines Beschwörungstextes:

„Glänzende Wasser brachte er hinein",
Ninzadim, der große Juwelier des Anu,

1) Vgl. Koran, Sure 83: „Wahrlich, die Gerechten sollen im wonnevollen Paradiese wohnen, und auf Ruhekissen sitzend, umherblicken, und auf ihren Gesichtern kannst du wahrnehmen freudige Heiterkeit. Zu trinken bekommen sie Wein, der gemischt wird mit Wasser aus Tasnim, einer Quelle, woraus die trinken, die Gott nahe sind."

hat dich mit seinen reinen Händen in Obhut genommen;
Ea nahm dich weg an den Ort der Reinigung,
an den Ort der Reinigung nahm er dich,
zu (?) Honig und Milch nahm er dich,
Wasser der Beschwörung that er dir in den Mund,
deinen Mund öffnete er mittels Beschwörungskunst:
„„wie der Himmel sei hell, wie die Erde sei rein, wie das
Innere des Himmels glänze.““

Totenbeschwörung.

Unter den Zauberkünsten der babylonischen Priester hat die Totenbeschwörung (schûlû heißt der zu beschwörende Totengeist) sicherlich eine hervorragende Rolle gespielt. Eine Reihe von Texten der mythologischen Literatur zeigen, daß Szenen, wie sie die Erzählung von Saul bei der „Hexe von Endor“ schildert, auch der babylonischen Phantasie geläufig waren. In den Listen der Priesterklassen finden wir „den Beschwörer der Totengeister“, den Priester, „der den Totengeist heraufführt“ und den scha'ilu, den „Totenbefrager“.

Zur Totenbefragung bietet uns die bisher bekannte Literatur kein Beispiel. Hingegen verbirgt sich allem Anschein nach die Zeremonie einer Totenbeschwörung in den Schlußzeilen der Höllenfahrt der Istar. Es ist dort von einem fröhlichem Tammuzfest die Rede, und im Schluß wird gesagt, daß „die Toten emporsteigen und Opferduft atmen“ (s. unten S. 33).

Der Schluß des Gilgamesch-Epos bietet ein konkretes Beispiel für eine Totenbeschwörung. Bei der Rückkehr von seinem Ahnherrn klagt Gilgamesch um seinen Freund Eabani, der zur Unterwelt hinabgesunken ist. Mit seiner Totenklage zieht er von einem Tempel zum andern und klagt, daß weder Namtar (die Pest) noch ein Unglück seinen Freund gepackt hat, daß er auch am Orte der Männerschlacht nicht gefallen sei, sondern daß die Totenwelt ihn ohne weiteres hinweggerafft habe. Schließlich legt Ea Fürbitte für ihn ein bei dem Gewaltigen, dem Helden Nergal. Ea hat zu ihm gesagt:

„Gewaltiger Held Nergal. Höre fein . . . .!
Öffne alsbald das Loch der Unterwelt (Erde) und

1) Diese Totenbeschwörung erinnert, wie überhaupt die gesamte Unterweltsvorstellung der Babylonier, lebhaft an den 11. Gesang der Odyssee, wo am nächtlichen Gestade der Kimmerier die Totenschatten gerufen werden und flatternd emporsteigen.

der Totengeist (utukku) Eabani's steige aus der Unterwelt empor und
sage seinem Bruder das Gesetz der Unterwelt.
Der Gewaltige, der Held Nergal . . . .,
öffnete alsbald das Loch der Unterwelt (Erde) und
ließ den Totengeist Eabani's wie einen Wind aus der Erde herausfahren."

Man rief also die Totengeister.[1] Schwieriger aber mag es erschienen sein, gerufene oder entwischte Totengeister wieder los zu



Abb. 6. Babylonisches Hadesrelief, Himmel, Begräbnis und Totenfluß darstellend.

werden (s. schon oben S. 17.) „Ich will heraufführen die Toten, daß sie essen und leben, mehr als Lebendige sollen sein die Toten", sagt Istar. Das war eine furchtbare Drohung im Sinne des Babyloniers. Denn zu den schrecklichsten Plagegeistern unter den

1) Im Alten Testament vgl. 1. Sam. 28, 13, wo Samuel als „aus der Erde hervorsteigender Elohim" erscheint. Vgl. außerdem Jes. 8, 19 und andere Stellen, die Totenbeschwörung als heidnische Sitte bezeugen.

Dämonen gehörten die Schatten der Unterwelt. In einem Beschwörungstexte klagt ein Kranker, der Zauberer und die Zauberin hätten ihn der Gewalt eines umherirrenden Totengeistes ausgeliefert. Ein andermal wird das Leiden eines Schwerkranken darauf zurückgeführt, daß „der böse Totengeist herausgekommen ist“. In der Gebetsammlung aus der Zeit des Königs Asurbanipal befindet sich



Abb. 7. Rückseite: der babylonische „Kerberos“.

das Gebet eines Menschen, der von einem Totengeiste besessen ist. Es wird geklagt, daß der Totengeist den Kranken Tag und Nacht nicht losläßt, so daß ihm die Haare zu Berge stehen und seine Glieder wie gelähmt sind. Der Sonnengott soll ihn befreien von diesem Dämon, möge es nun der Schatten eines Familiengliedes oder der eines Ermordeten sein, der sein Wesen treibt. Kleider und Schuhe und Lendengurt habe er ihm schon gegeben, auch einen

Wasserschlauch und Wegzehrung![1] Nun möge er nach dem Westen, nach der Unterwelt, gehen, und dort soll der Gott Nedu, der Pförtner der Unterwelt, ihn festhalten, daß er nicht mehr entrinnen kann.

Die sogenannten Hadesreliefs (s. Abb.) widerstreben noch immer einer genügenden Erklärung. Das erste Broncerelief (s. Abb. 6 u. 7) wurde von einem Bauern in Palmyra gekauft und befindet sich in Paris in der Sammlung de Clercq; es stammt sicherlich aus Babylonien, obwohl der Fundort unbekannt ist. Ein ähnliches stammt aus der Totenstadt Sur-ghul (s. oben S. 15) und wird in Konstantinopel aufbewahrt. Den Mittelpunkt scheint die Szene am Sarge zu bilden, mit Kandelabern (?), zelebrierenden Fischgottheiten und kämpfenden Dämonen (sicher eine Beschwörungsszene, die gewiß auf den Totengeist Bezug hat). Ganz oben deuten die Planeten den Himmel an; der nächste Streifen zeigt (den Himmel bedrohende?) sieben Dämonen, der untere Streifen wohl den Totenfluß mit der Barke, in der die löwenköpfige weibliche Gestalt (die Höllengöttin Erischkigal?), an deren Brüsten Löwen säugen und die zwei Schlangen mit den emporgehobenen Händen würgt und die an den Füßen Vogelkrallen hat, auf einem Pferde kniet. Am Ufer steht ein geflügeltes Ungeheuer, gleich dem Riesenungeheuer, das die Rückseite des Reliefs beherrscht und dessen Kopf mit offenem Rachen über die Vorderseite ragt, ferner stilisierte Bäume am Ufer und rechts oben allerlei Gegenstände (Grabausrüstung?). Das in Sur-ghul gefundene Exemplar zeigt links und rechts von der Barke zwei abweichende Dämonengestalten, von denen die eine der Barke drohend entgegenzutreten scheint. Wir werden kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß es sich um Talismane handelt, die man in die Gräber legte, um sich vor Belästigung durch Totengeister zu schützen. Das bestätigen einige weitere Funde, die sich durch Inschriften als Talisman kennzeichnen und die einzelne Szenen aus dem „Hadesrelief" enthalten:

1. Eine kleine Tafel im Besitz von M. Bouriant, des Direktors der école archéologique in Kairo, die das schlangenwürgende Höllenungeheuer stehend auf dem Rücken des liegenden Pferdes zeigt (ohne Barke), an ihren Brüsten saugen ein Schwein und ein Hund. Die Rückseite trägt eine Inschrift, aus der hervorgeht, daß es sich um ein Amulet handelt, durch das ein Totengeist, der jemanden in den Träumen ängstigt, dem Nedu, dem Oberpförtner der Unterwelt übergeben werden soll — also eine ganz ähnliche Situation, wie die oben S. 29 geschilderte. Ninib, der Arzt, und Marduk von Esagil in Babylon, werden zur Hilfe angerufen.

2. Eine Tafel aus braunem Kalkstein mit völlig gleichem Bild (s. Abb. 8) und verwandter Inschrift, das vor mehr als fünfzig Jahren in Babylon gefunden wurde und eine teilweise gleichlautende Inschrift enthielt. Es ist hier zweimal vom „weiten Ort" die Rede und vom Gott Maschschil, der für „das Gericht des Lebens der großen Götter" angerufen wird.

3. Ein gelbes 10 Zentimeter hohes Steintäfelchen, durch die deutsche Grabung 1901 in Babylon gefunden. (Abb. 9). Es stellt oben die Toten-

---

1) Nomadische Ausrüstung; vgl. Luc. 11, 24, wo der Dämon durch Wüsten wandert.

szene dar, an der zu Häupten und zu Füßen nicht nur die fischgestaltigen Genien stehen, sondern hinter jeder derselben noch je eine andere Gestalt, die sämtlich das bekannte heilige (Wasser-?) Gefäß tragen. Der untere Teil zeigt das Ungeheuer auf dem Pferde knieend (ohne Kahn) mit Schwein und Hund an den Brüsten. Zwei kämpfende Dämonen, der eine mit dem Dolche bewaffnet, wenden hier dem Ungeheuer den Rücken. Die Inschrift lautet nach F. Weißbach's Ergänzung: „Beschwörung, Labartu, Tochter Anu's (ist) ihr Name erstens. Zweitens: Schwester der Straßengottheiten. Drittens: Dolch, der das Haupt trifft. Viertens: die das Holz entzündet. Fünftens: Göttin, deren Antlitz fahl (ist.) Sechstens: Handlangerin (?) . . . . . der Göttin Irnini. Siebentes: Beim Namen der Götter, der Götter sei beschworen! Wie Vögel am Himmel fliege fort." Die Tafel dient zur Beschwörung der Dämonin Labartu. Ein Keilschrifttext, der die gleiche Beschwörung enthält, sagt ausdrücklich, man soll die Inschrift auf ein Amulet schreiben und dem Kinde um den Hals hängen. Ein solches Amulet stellt der Fund in Babylon, der noch die Durchbohrung für die Schnur zeigt, dar. Das auf dem Pferde knieende Ungeheuer wird nach den oben geschilderten Gräber-Talismanen zu schließen trotz dieser Beschwörungsinschrift als die Höllengöttin zu erklären sein. Die Labartu ist vielleicht in einer der Dämonengestalten zu suchen (nach der Inschrift vielleicht die mit dem Dolch bewaffnete), die neben der Höllengöttin stehen und die von den Gestalten der eigentlichen Hadesreliefs differieren.



Abb. 8. Amulet gegen einen Totengeist; aus Babylon.

Befreiung aus dem „Lande ohne Heimkehr“.

Daß die Babylonier an eine persönliche Unsterblichkeit geglaubt haben, kann nach den bisherigen Ausführungen keinem Zweifel unterliegen. Der Leib ist im Grabe verwest (schalamtu heißt der Leichnam als der, „mit dem es aus ist“), aber die Seele lebt in dem finstern Hades und führt an diesem Ort des Grauens eine wesenlose Schattenexistenz. Aber die Gedanken gehen weiter und sinnen auf ein freundlicheres Geschick. Daß man den himmlischen Göttern die Macht zutraut, gegebenenfalls das ganze Totenreich zu zertrümmern, und daß im einzelnen Falle ein Totengeist heraufgeführt werden kann, erfuhren wir bereits.[1] Der Erzähler der „Höllenfahrt der Istar“ will sagen, was der Zuhörer tun soll, „wenn die Befreiung verweigert wird“. Und vorher wird geschildert, wie die Göttin Istar selbst freigelassen wird, nachdem der Pförtner notgedrungen sie mit dem „Wasser des Lebens“ besprengt hat.[2] In dem „ewigen Palaste“, aber, dem Allerheiligsten der Unterwelt, befindet sich eine Quelle mit Wasser des Lebens, die von jenen Anunnaki, die uns früher schon als Dämonen der Gräberwelt erschienen, behütet wird. Nur durch einen Gewaltakt freilich und auf Grund eines besonderen Machtwortes des Gottes Ea kann man zu diesem Wasser gelangen.

Insbesondere mag das Fest des Tammuz, dessen Wiederkunft aus der Unterwelt alljährlich gefeiert wurde, den Gedanken einer Befreiung aus der Unterwelt zu einer der volkstümlichsten Vorstellungen gemacht haben. Wir haben oben S. 9 f. die Trauerfeier besprochen, die im Hochsommer abgehalten wird, wo Tammuz, „dem Jahr um Jahr Weinen auferlegt wird“, in die Unterwelt (von Istar-Venus zu Erischkigal-Proserpina) hinabsinkt. Den fröhlichen Gegensatz bildet die Tammuzfeier im Frühling. Züge von diesem Feste scheinen die Schlußzeilen der „Höllenfahrt der Istar“ zu verraten; dort wird der aus der Totenwelt befreite Tammuz mit reinem Wasser gewaschen, mit gutem Öl gesalbt, und mit roten Kleidern bekleidet. Am Schlusse heißt es:

---

1) Siehe ob. S. 27 ff.

2) Nach Henoch 22, 9 kannten auch die späteren Juden eine Wasserquelle in der Scheol, die Unsterblichkeit giebt (vgl. den ähnlichen Zug im Bilde von Luc. 16, 24). Dieselbe Vorstellung bei den Griechen: links im Hades die Quelle der Lethe, rechts die der Mnemosyne, mit kaltem Wasser (des Lebens), von dem auch Psyche der Venus (!) bringen soll (zum Lebenswasser s. auch unten S. 41 ff.).

„In den Tagen des Tammuz spielet mir (fröhlich) auf der Flöte von
Lasurstein, auf dem .... -Instrumente von Samtu-Stein sollen
sie (fröhlich) mit ihm spielen,
sollen (fröhlich) mit ihm spielen Klagemänner und Klagefrauen,
auf daß die Toten aufsteigen und Opferduft riechen".

Wir werden annehmen dürfen, daß man in Babylonien den Naturmythus von Tammuz in ähnlicher Weise zum Ausdruck der Unsterblichkeitshoffnung benutzt hat wie die Ägypter den Natur-

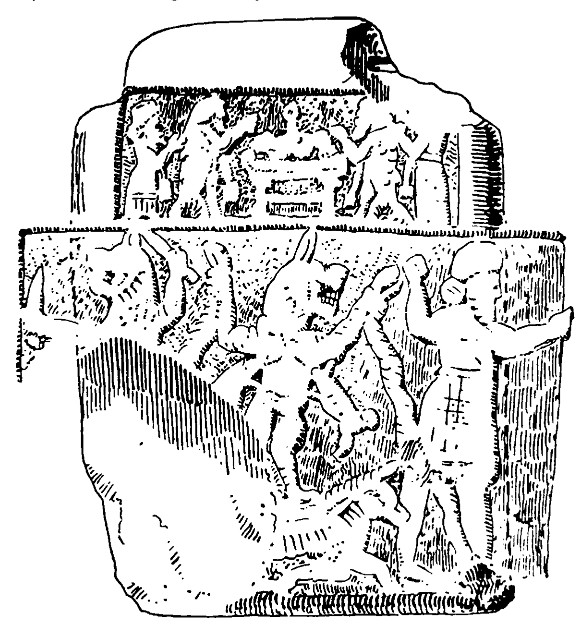


Abb. 9. Amulet für Kinder gegen die Dämonin Labartu; aus Babylon.
(Nach Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft Nr. 9.)

mythus von Osiris. Wie man in Ägypten die Mumie anredet: „du bist Osiris", d. h.: „du wirst wieder lebendig", so wird dem Babylonier sein Toter wie ein Tammuz erschienen sein, den man nicht hoffnungslos hingibt. Derartige Gedankenkreise gehören allenthalben den Mysterien an. Es scheint mir fast, als ob gewisse Legenden und Epen gedichtet worden seien, um die Gedanken zu popularisieren.

In diesen Ideenkreis gehört auch die auffällige Erscheinung, daß man es liebt, den Göttern das Epitheton eines „Totenerweckers" zu geben. Freilich sind es zunächst die Sonnen- und Frühlingsgötter, von denen man sagt,

daß sie Totenerweckung lieben. Die Aussage wird darum zunächst auf der Erfahrung von der Auferstehung der Natur im Frühling beruhen, aber zuweilen wird sie auch unzweideutig auf die Menschenhoffnung übertragen. So heißt es von Samas, dem Sonnengott: „den Toten lebendig zu machen, den Gebundenen zu lösen, steht in deiner Hand". Der Gott Nebo wird gepriesen als der, „der die Lebenstage verlängert und die Toten erweckt". Vor allem aber heißt Marduk, der Gott der Frühsonne und der Frühlingssonne: „der Barmherzige, der Totenerweckung lieb hat," oder einfach, wie auf der Schlußtafel der Weltschöpfung: „der Totenerwecker". In einer Anrufung wider Dämonen und Krankheiten wird er folgendermaßen begrüßt: „Du barmherziger unter den Göttern, du barmherziger, der Totenerweckung liebt, Marduk, König Himmels und der Erde, König von Babylon, Herr von Esagila, König von Ezida, Herr des mächtigen Lebenshauses, Himmel und Erde ist dein, der Raum des Himmels und der Erde ist dein, die Lebensbeschwörung ist dein, der Speichel des Lebens[1] ist dein, die reine Beschwörung des Ozeans ist dein, die schwarzköpfige Menschheit, die Lebewesen, so viele ihrer auf Erden wohnen, alle Himmelsgegenden, alle Geister im Himmel und auf Erden [richten?] ihre Ohren auf dich, du bist der schedu, du bist der lamasu (der schützende und segnende Dämon), du machst lebendig, du bringst zum Frieden, du bist der barmherzige unter den Göttern . . . . ., dir will ich mich ergeben". Cyrus aber läßt von sich sagen, nachdem er Babylon, die Stadt des Marduk, in Kampf uud Schlacht erobert, hätten die Bewohner allesamt ihn, „den Herrn, der in der Kraft dessen, der Tote zum Leben erweckt (d. i. Marduk), mit Fürsorge und Obhut ihnen allen wohlgetan habe," freudig gesegnet und strahlenden Antlitzes begrüßt. Die gleiche Macht der „Totenerweckung" wird Marduks Gemahlin Gula zugeschrieben. Auch sie heißt die „Herrin, die Totenerweckerin". Auch ist einmal von „dem Schiff der Göttin Gula, der „Totenerweckerin" die Rede. Unter den zahlreichen theophoren Eigennamen, in denen Göttern das Inslebenrufen zugeschrieben wird, erscheint merkwürdigerweise auch der Name Nergaluballith, d. h. „Nergal (der Höllengott) macht lebendig".

Die griechische Überlieferung spricht den chaldäischen Philosophenschulen (Mysterien!) nicht nur Unsterblichkeitsglauben, sondern Auferstehungsglauben zu. Wenn man den Begriff nicht allzu tief faßt, wird man dies bestätigen können. Aber die bereits von einigen Seiten acceptierten und ausgebeuteten Schlußfolgerungen Jensens, der z. B. den Zweck des Gilgamesch-Epos darin sieht, daß es „den ängstlich Fragenden über Leben und Tod belehren und durch die

1) Daß der „Speichel" Heilkraft hat, beruht auf natürlicher Beobachtung. Er spielt in den magischen Kuren aller Völker eine Rolle und zwar als Speichel des Lebens, wie als Speichel des Todes. Für den Kommentar zu Mark. 7,33; 8, 23; Joh. 9, 6 giebt dies natürlich nur eine interessante archäologische Notiz. In dem Kranken soll der Glaube geweckt werden. An dem Speichel erkennt er: er will mich heilen. Zur rationalistischen Wundererklärung (Delitzsch, Babel und Bibel II, 18) hilft der Speichel nicht.

am Schluß vorauszusetzende Auferstehung des Eabani: (s. S. 28 und 26) mit einer freudigen Hoffnung auf eine Auferstehung erfüllen soll", halten wir für viel zu weitgehend.

Mit der Frage nach einem günstigen Geschick jenseits des Todes darf man nicht ohne weiteres die Berichte von der Entrückung einzelner Bevorzugter zu den Göttern zusammenbringen. Sie bilden Ausnahmen, wie in der Bibel die Geschicke des Henoch und Elias. So galten in altbabylonischer Zeit einige Könige als zu den Göttern versetzt. Es wurden ihnen Opfer dargebracht und ihr Name bekam das Determinativ der Gottheit. Ebenso galt einer der Urkönige, Enmeduranki (Evedoranchos bei Berossus), der König von Sippar, von dem die Wahrsagepriester stammen, als ein von den Göttern Bevorzugter. „Schamasch und Ramman [beriefen ihn] in ihre Gemeinschaft, lehrten ihm die priesterlichen Geheimnisse und gaben ihm den Cedernstab, den Liebling der großen Götter, in die Hand".

Das Gilgamesch-Epos aber kennt jenseits der Gewässer des Todes einen Aufenthaltsort, wo der babylonische Noah mit seinem Weibe wohnt, die vormals Menschen waren, aber dann nach dem Spruche Bels „wie die Götter" wurden und „in der Ferne an der Mündung der Ströme" ihren Wohnsitz erhielten. Man wird annehmen dürfen, daß der Babylonier dieses Elysium, diese „Insel der Seligen", in seiner Phantasie auch mit anderen ehemaligen Erdenbewohnern bevölkert hat.

Leider bietet die Keilschriftliteratur vorläufig kein weiteres Zeugnis für die Vorstellung von dieser Insel der Seligen, die so lebhaft an den griechischen Göttergarten, an das Elysion, das Paradies am westlichen Okeanos, wo die Quellen des Nektar und der Ambrosia strömen, erinnert. Dorthin, in die Versammlung der Götter, wird die Phantasie auch andere Helden des Volkes versetzt haben. Olymp und Elysium fließen schon bei den Babyloniern wie später bei den Griechen zusammen. Tiglatpileser hofft, daß die großen Götter „das Geschlecht seines Priestertums zum Wohnsitze auf dem Götterberg für ewig berufen haben".

Schließlich sei hier noch beiläufig die Legende von der Auffahrt des Etana erwähnt, die auf einigen Siegelcylindern dargestellt erscheint (s. Abb. 10). Der Adler trägt ihn empor zum Himmel des Gottes Anu. Wie bei einer Luftballonfahrt erscheint dem Auffahrenden die irdische Welt immer kleiner. Nach drei Doppelstunden erscheint ihm das Meer wie der Wassergraben eines Gärtners.

Die Reise des Gilgamesch nach der „Insel der Seligen".[1]

Der Held des leider nur fragmentarisch erhaltenen babylonischen Zwölftafelepos hat mit seinem riesenhaften Freunde den Zorn und die Rache der mächtigen Göttin Istar auf sich geladen. Eabani ist gestorben (s. oben S. 6), sein Geist ist in die Unterwelt gefahren, Gilgamesch sagt: „Mein Freund ist zu Erde geworden, soll auch ich mich wie er zur Ruhe legen und nicht aufstehen in aller Zukunft?" Er hat Furcht vor dem Tode und bittet Istar um Verschonung. Nachdem er 6 Tage und 7 Nächte um den Freund

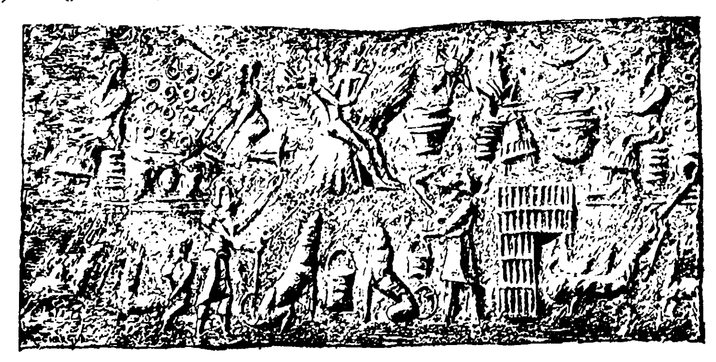


Abb. 10. Siegelcylinder, an Etana's Auffahrt erinnernd.

getrauert hat, faßt er einen kühnen Entschluß. Er macht sich auf zu seinem Ahn Ut-napischtim (d. h. „er sah das Leben"), der in die Versammlung der Götter trat und das Leben suchte; ihn will er nach Tod und Leben fragen und auch Befreiung für seinen Freund Eabani anbahnen. In Felle gekleidet wandert er und kommt zum Gebirge Maschu, dessen Zugang von einem riesigen Skorpionmenschenpaare bewacht ist, deren wüstes Aussehen ihm Furcht und Schrecken einflößt, so daß sein Denken still steht. Das männliche Ungeheuer rät ihm ab von dieser schrecklichen Wanderung. Zwölf Meilen müsse er in dichter Finsternis wandern. Dann aber öffnet er dem Drängenden das Bergtor. Nach vierundzwanzigstündiger Wanderung kommt

---

1) Leider gestattet der Raum nicht, auf die Reise Henochs, der über das erythräische Meer ins Paradies kommt, näher einzugehen, die m. E. überraschende Parallelen bietet.

er ans Meer, wo eine göttliche Jungfrau auf dem Throne des Meeres sitzt bei einem Wundergarten mit „Götterbäumen", von denen besonders einer ihn entzückt, so daß er auf ihn los eilt: „Samtu-Steine trägt er als Frucht, die Äste sind damit behangen, prächtig anzuschauen, Krystalle trägt die Krone (?), Früchte trägt er, köstlich anzuschauen."[1] Mit Drohungen und Bitten sucht er die Jungfrau, die ihr Tor verriegelt hat, zu bewegen, ihm den Weg zu seinem Ahnherrn zu zeigen und ihm ein Boot zur Überfahrt zu verschaffen. Sie warnt ihn — nie habe es eine Fähre gegeben, nur der Sonnengott überschreite das Meer, denn die Gewässer des Todes sind wie ein Riegel vorgeschoben und verhindern den Zugang zur Seligeninsel. Endlich verrät sie ihm, wo er den Fährmann seines Ahnen finden kann.[2] Der läßt sich bewegen und bringt ihn, nachdem die Reise umständlich vorbereitet ist, nach einer bösen Fahrt (einen Weg von 45 Tagen legen sie in 3 Tagen zurück) zu den Gewässern des Todes. Nachdem auch diese unter vorsichtiger Ruderarbeit überwunden sind (die Hand des Rudernden darf die Wasser des Todes nicht berühren!), nähern sich beide den Ufern der Seligengefilde. Nun klagt er dem Ahnen sein Leid,[3] erzählt seine Heldenabenteuer, beklagt den Tod des Freundes und sagt, er habe Länder und Gebirge durchwandert, alle Meere überschritten, ohne daß sich sein Antlitz mit fröhlichem Anblick habe sättigen können. Nach einem langen Gespräch (s. S. 25), geht Gilgamesch auf sein Ziel los. Er fragt den Ahnherrn Ut-napischtim wie er zu seinem seligen Geschicke gekommen sei. Und nun erzählt der Götterliebling die Geschichte von der Sintflut, die mit der Entrückung des geretteten

1) Vgl. das Paradies Ez. 28, 13: „In Eden, dem Garten Gottes warst du; lauter Edelsteine waren deine Decke: Karneol, Topas, Jaspis, Chrysolith, Schoham, Onyx, Saphir, Rubin u. s. w." Aber noch auf eine andere Parallele möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. In der Geschichte von Abu Muhammed dem Faulpelz (1001 Nacht, Reclam III, 1, S. 19 ff.) hat der Held Bäumchen mit Smaragden als Blätter und Perlen als Früchten; die stammen aus der kupfernen Stadt, wo ein Mädchen auf goldenem Stuhle sitzt, mitten im Garten von goldenen Bäumen, deren Früchte aus kostbaren Edelsteinen, Perlen und Korallen bestanden. Man sieht, wie die Sagenstoffe wandern und sich spalten, ohne daß man ohne weiteres von literarischer Entlehnung sprechen darf. Vgl. auch den Wunderbaum bei den 7 Feuerbergen Henoch 24.

2) Eine Variante der Erzählung wurde oben S. 7 besprochen.

3) Henoch 65, 2 geht Noah bis zum Ende der Erde und schreit zu seinem Großvater Henoch — er wolle nicht mit untergehen. Dreimal ruft er: Höre mich! 65, 9 heißt es: danach faßte mich mein Großvater Henoch mit seiner Hand, hob mich auf, und sagte zu mir u. s. w."

Ehepaares schließt. Im Anschluß an diese Erzählung spricht Utnapischtim zu Gilgamesch: „Wer aber unter den Göttern wird dich zu ihnen entrücken (?), daß du das Leben findest, daß du suchst?“ Darauf behandelt er ihn mit Hilfe seines Weibes durch magische Akte, um ihm „Leben“ zu verschaffen. Dann muß ihn der Fährmann zum „Waschort“ bringen, daß er „rein wie Schnee“ wird und das Meer seine Häute fortschwemmt. Ehe er heimkehrt, wird ihm aber noch ein besonderes Geheimnis offenbart. Eine Wunderpflanze wächst dort, deren Zweige den Menschen Unsterblichkeit geben. Wer sie erlangt, der bekommt seine Vollkraft. Gilgamesch erbeutet die Wunderpflanze, und nennt sie in seiner Freude: šebu-iṣṣaḫir-amelu, d. h. „schon ein Greis wird der Mensch wieder jung.“ Nun kehrt er zurück, der Fährmann begleitet ihn. Während aber Gilgamesch einmal Wasser in einem Brunnen schöpft, entgleitet ihm die Wunderpflanze und eine Schlange, die den Duft des Krautes riecht, kommt herauf, und nimmt sie ihm weg.[1] In seinem Schreck stößt er einen Fluch aus, dann setzt er sich nieder und weint, über seine Wangen fließen Tränen. Er spricht zu seinem Begleiter: Für wen habe ich meine Arme abgemüht? wozu erfreut sich meine Seele der Belebung? Ich habe mir selbst keine Wohltat erwiesen, dem Erdlöwen ist die Wohltat geschehen“.[2] Zu Lande wandern sie weiter, bis sie die Stadt Erech erreicht haben.

Das Paradies des Adapa, „Sproß der Menschheit“, in Eridu.

Lebensbrot und Lebenswasser.

„An der Mündung der Ströme“, also dort, wo einst Euphrat und Tigris getrennt ins Meer strömten, suchte und fand Gilgamesch den Zugang zu der Insel der Seligen. „An der Mündung der Ströme“ holt man auch heiliges Wasser zum Gebrauche bei Beschwörungen. In der Nähe dieser Stelle aber lag einst Eridu (das heutige Abu-Schahrein, das ptolemäische Rata), die Kultusstadt des Ea, des Obermagiers unter den Göttern. Der Zauber von Eridu spielt ja in der magischen Literatur der Babylonier eine hervorragende Rolle. Nun weist die Mythologie des Gilgamesch-Epos in vielen Beziehungen auf

1) Das Motiv kehrt in den Sagen aller Völker wieder: hat der Held die Wunderpflanze, den Himmelschlüssel, den Stein der Weisen, so wird er ihm im letzten Moment durch Zufall oder Gewalt wieder entrissen.

2) Vielleicht zeigt der vielfach besprochene „Sündenfall“-Cylinder Noah und sein Weib am Lebensbaum; im Hintergrunde die lauernde Schlange.

die Gegend von Eridu und auf die Tätigkeit des Ea, der übrigens auch in Erech und Surippak, den eigentlichen Schauplätzen des Epos, Tempel besaß. „An der Mündung der Ströme" müssen wir den Göttergarten suchen, der jenen Wunderbaum mit Früchten von Edelstein birgt, und in der Nähe den Palast der Meerjungfrau, welche die Überfahrtsstelle zu den Todesgewässern bewacht. In der Nähe wohnt der Fährmann, der Gilgamesch hinüberfährt, der ihn dann zum Waschort und heimwärts begleitet. Der Fährmann aber heißt Arad=Ea, d. h. Knecht des Gottes Ea. Derselbe Ea hat einst den Ahnherrn von der Sintflut errettet samt seinem Weibe. Auch bei der Erschaffung jenes Riesen, der dem Gilgamesch bei seinen Heldentaten hilft, ist er irgendwie beteiligt (Eabani bedeutet „Ea schafft"). Und die Zauberakte, die auf der Seligeninsel vorgenommen werden, erinnern an die Magie der Ea=Priester von Eridu.

Wir haben diese Beziehungen erwähnt, weil Eridu selbst (oder vielmehr sein kosmisches Urbild) — als eine Art Paradies erscheint. Am Schlusse einer Beschwörung von Eridu, in welcher der Feuergott den Ea, den weisen Sohn von Eridu, um seine Vermittelung bittet, heißt es:

„In Eridu wächst eine dunkle Palme an einem reinen Orte;
ihr Wuchs ist glänzend wie Lasurstein, sie überschattet den Ozean;
Der Wandel Ea's ist in Eridu, voll von Überfluß,
seine Wohnung ist der Ort der unteren Welt,
sein Wohnplatz ist das Lager der Göttin Ba=u;
in das Innere des glänzenden Hauses, das schattig ist, wie der Wald,
darf niemand eintreten."[1]

Dieses Heiligtum von Eridu ist nun, wie ein kürzlich aufgefundenes babylonisches Epenfragment zeigt, der Schauplatz der Erschaffung des Adapa durch den Gott Ea. Der Bericht über den eigentlichen Schöpfungsakt ist nicht erhalten. Wir können aber aus parallelen Schilderungen der Keilschriftliteratur entnehmen, daß Ea, der göttliche „Töpfer",[2] sein Geschöpf aus Lehm knetet.[3] Auf unserem Fragment wird erzählt, daß er seinem Geschöpf „göttliche

1) Vgl. Ez. 31, 3 ff: „Fürwahr, ... eine Ceder (stand) auf dem Libanon, schön von Astwerk und schattenspendender Belaubung und hohem Wuchs und zwischen den Wolken war ihr Wipfel . . . . . und es beneideten sie alle Bäume Edens, die im Garten Gottes standen." S. auch oben S. 37.

2) Vgl. Jer. 18, 6, wo Jahve im Bilde des „Töpfers" erscheint.

3) Vgl. Hiob 33, 6 (dieselben Vokabeln „kniff Lehm ab", wie bei einer der babylonischen Menschenschöpfungen) vgl. 1, 21; Psalm 139, 15. Gen. 2, 7 wird der Mensch vom „Staube" der Erde geschaffen; der „Erdenkloß" ist also mehr babylonisch. Die Kehrseite Gen. 3, 12, Sirach 40, 1 (vgl. oben: Eabani ist zu „Erde" geworden). Bei den Griechen ist die Anschauung vom „Töpfer" verhältnismäßig jung, vielleicht vom Orient herübergekommen.

Vollmacht verlieh, einen weiten Sinn zur Anordnung der Gesetze des Landes, daß er ihm Weisheit gab — nicht aber gab er ihm ewiges Leben — und daß er ihn, den Machthaber, das Kind von Eridu, zum Hirten (?) der Menschen machte.“ Weiter erfahren wir, daß er als ein „Weiser und Übergescheiter“ mit allerlei priesterlichen Funktionen betraut wird und als göttlicher Bäcker und Mundschenk waltet. Mit dem Bäcker von Eridu besorgt er das Backen, täglich versorgt er Brot und Wasser für Eridu, mit seiner reinen Hand versorgt er die Schüssel, keine Schüssel wird ohne ihn zubereitet, täglich besteigt er das Schiff und geht auf den Fischfang für Eridu: wenn Ea auf seinem Lager sich ausstreckt, verläßt Adapu Eridu und fährt auf einem Schiffe während der Nacht umher, um Fische zu fangen. Aus den Fragmenten, die Adapa's späteres Geschick erzählen, erfahren wir, daß der Himmelsgott Anu darüber sinnt, wie diesem Geschöpf, daß an einer Stelle ausdrücklich als „Sproß der Menschheit“ bezeichnet wird, auch noch die Gabe des ewigen Lebens gegeben werden könnte. Als er eines Tages auf den Fischfang fuhr, warf der Südwind plötzlich sein Schiff um und er fiel ins Meer. Aus Rache zerbrach er dem Südwind (Vogel Zu) die Flügel, daß er sieben Tage nicht wehen konnte. Anu, der Himmelsgott, fordert Rechenschaft und sagt: „Kein Erbarmen!“ Auf Fürbitten des Torwächters Tammuz und Gischzida besänftigt Anu seinen Zorn und befiehlt, ihm ein Gastmahl zu bereiten, ein Feierkleid darzureichen und Öl zur Salbung; Kleidung und Öl nimmt er an, aber Speise und Trank schlägt er aus. Ea hat ihn gewarnt: „Wenn du vor Anu hintrittst, Speise des Todes wird man dir reichen: iß nicht davon! Wasser des Todes wird man dir reichen: trink nicht davon! Ein Gewand wird man dir reichen, ziehe es an! Öl wird man dir hinhalten, salbe dich damit.“[1] Aber siehe da, es war Lebensspeise und Lebenswasser! Anu bricht in Staunen aus. Er hat dem Menschen, den sein Schöpfer Ea das Innere des Himmels und der Erde schauen ließ (d. h. mit höchster Weisheit ausgestattet hat), auch noch die Unsterblichkeit geben wollen. Der „Götterneid“ hat ihn betrogen.[2]

Lebensspeise und Lebenswasser finden wir im Palaste des Himmelsgottes. Auch hier treffen die Vorstellungen vom Göttersitz und

1) Zu den Gastmahlssitten vgl. Ps. 23, 5 und das Gleichnis vom „hochzeitlichen Kleid“ Matth. 22, 11.

2) 1 Mos. 3, 5 kommt der Gedanke vom „Neide Gottes“ aus dem Munde der Schlange.

Seligengefilde zusammen.[1] Lebensspeise und Lebenswasser fanden wir sonst im babylonischen Paradies „an der Mündung der Ströme", in Eridu und auf der Seligeninsel.[2] Wie Gilgamesch durch das Wasser des Lebensquells und durch Zauberspeise auf der Seligeninsel Genesung findet und wie er das Wunderkraut der Unsterblichkeit findet, haben wir weiter oben berichtet. Auch ist es klar, daß der göttliche Mundschenk und der Bäcker in Eridu im Sinne des Erzählers nicht mit gemeiner Speise und gemeinem Trank zu thun hat, sondern mit babylonischem Nektar und Ambrosia. Auch sonst ist von der Lebenspflanze gelegentlich die Rede. „Schmackhaft wie Lebenspflanze sei sein königliches Hirtenamt", sagt der assyrische König Rammanirari III. Und Asarhaddon wünscht, „daß seine Königsherrschaft dem Wohlbefinden der Menschheit heilsam sein möge, wie die Lebenspflanze". Häufig wird das Lebenswasser erwähnt, besonders im Kultus des Ea und Marduk. Daß Lebenswasser getrunken wird, nicht nur zur Besprengung und Lustration benutzt wird, deutet bereits die Geschichte von Adapa an. Ausdrücklich aber berichtet die „Höllenfahrt der Istar" vom Trinken des Lebenswassers bei der Sendung des Götterboten Uddušunamir:

„Papsukal, der Diener der großen Götter, senkte seine Stirn (?), ...
sein Antlitz, war in ein Trauergewand gekleidet, ... (?).
Es ging Samas vor Sin, seinen Vater, wei[nend],
vor Ea, dem König, vergießt er Tränen:
Istar ist in die Unterwelt hinabgestiegen und nicht wieder heraufgekommen."

Nachdem er nun berichtet hat, wie alle Zeugung auf Erden durch diese Höllenfahrt vernichtet ist, heißt es:

„Da schuf Ea in der Weisheit seines Herzens ein Bild (?),
schuf den Uddušunamir, den Assinnu,
„ „Wohlan, Uddušunamir, nach dem Tore des Landes ohne Heimkehr richte dein Antlitz,
die sieben Tore des Landes ohne Heimkehr mögen sich vor dir öffnen,
wenn Erischkigal dich sieht, möge sie dich freudig bewillkommnen.
Sobald ihr Herz sich beruhigen und ihr Gemüt sich aufheitern wird,
so beschwöre sie mit dem Namen der großen Götter,

---

1) Bei den Griechen sucht man Nektar und Ambrosia im Paradies am westlichen Okeanos.

2) Die Vorstellung vom „Wasser des Lebens" (s. auch oben S. 21) ist im Alten Testament nicht zu belegen, wohl aber eine Quelle des Lebens Spr. 10, 11; 13, 14; 14, 27; 16, 22 (vgl. Offenb. 22, 17). Vgl. auch den Brunnen der Gerechtigkeit und Weisheit Henoch 48, 1.

Hebe hoch deine Häupter, auf den Chalziku richte deinen Sinn
(und sprich):
Wohlan, Herrin, man gebe mir den Chalziku, ich will Wasser daraus
trinken.“ “

Später freililch, als das Verlangen des Götterboten gezwungenermaßen erfüllt werden muß, sagt die Höllengöttin zu ihrem Diener Namtar: „die Göttin Istar besprenge mit dem Wasser des Lebens.“[1]

„An der Mündung der Ströme“ wird nach den Beschwörungen „heiliges Wasser“ geholt, also beim Zugang zur Seligeninsel, an dessen Gestade wir ja den Genesungsquell fanden. Euphrat und Tigris gelten selbst als heilige Wasserströme, an deren Quellen man opfert, wie eine historische Inschrift bezeugt, und an deren Ufern man heilige Waschungen vornimmt. Ea und sein Sohn Marduk sind die Herren des Lebenswassers. Wie auf Ea's Befehl die Unterwelt ihren Lebenswasserquell öffnen muß, so heißt es anderwärts: „Gehe mein Sohn Marduk, nimm den ...., hole Wasser an der Mündung der beiden Ströme, in dieses Wasser tue deine reine Beschwörung, und heilige es mit deiner reinen Beschwörung, besprenge [mit selbigem Wasser] den Menschen, das Kind seines Gottes“. Ein andermal heißt es: „Reine Wasser [....], Wasser des Euphrat, das am [....] Orte, Wasser, das im Ozean wohl geborgen ist, der reine Mund Ea's hat es gereinigt, die Söhne der Wassertiefe, die sieben, haben das Wasser rein, klar, glänzend gemacht“. In einem kultischen Texte, der für den assyrischen königlichen Gottesdienst zurecht gemacht ist, tritt der Priester, in Linnen von Eridu gehüllt, dem König an der Schwelle des „Hauses der Reinigung“ entgegen, und nachdem er ihn mit dem an den aaronitischen Segen erinnernden Spruche begrüßt hat:

„Ea möge dich erfreuen,
Damkina, die Königin der Wassertiefe, erleuchte dich mit ihrem Angesicht,
Marduk, der große Aufseher der Igigi (himmlische Geister) möge dein
Haupt erheben —“

sagt der Priester: „diejenigen, welche sich die große heilige Botschaft des Ea zur Richtschnur nehmen, deren Taten haben auf Erden Bestand, die großen Götter Himmels und der Erde werden ihm zur Seite treten, in den großen Tempelheiligtümern Himmels und der

1) Eine lebendige Illustration zu dieser Schilderung gewährte mir bei einer Wanderung durch Pompeji der unlängst ausgegrabene Isistempel. Im Purgatorium auf dem Tempelhofe führt eine Treppe hinab zu einer unterirdischen Höhle, in der man einst Wasser aus dem Lebensbrunnen schöpfte.

Erde treten sie ihm zur Seite; jene Gemächer sind rein und glänzend; es baden sich in seinem (Ea's) reinen, glänzenden Wasser die Anunnaki, die großen Götter selbst reinigen darin ihre Angesichter." Neben Ea verfügt besonders sein Sohn Marduk über das heilige Wasser. In seinem Tempel befand sich ein heiliger Brunnen. Wiederholt ist vom „Reinigungsgefäß" des Marduk und vom „Gefäß der Schicksalsbestimmung" die Rede. Beim großen Fest der Schicksalsbestimmung mag das Wasser eine Rolle gespielt haben. Wir nehmen an, daß das Gefäß, das auf den bekannten Wandskulpturen und Siegelcylindern die geflügelten Genien am Lebensbaum tragen, das Gefäß des Lebenswassers darstellt und die Frucht dementsprechend das Lebensbrot.

Verzeichnis der Bibelstellen.

		Seite			Seite			Seite
1. Mos.	3,5	40	**Sprüche**	13,14	41	**Sirach**	14,12	6
3. Mos.	19,27 f.	11		14,27	41		40,1	39
	21,5 f.	11		16,22	41		41,4	6
5. Mos.	14,1 ff.	11	**Jes.**	8,19	28	**Baruch**	2,24 f.	13
1. Sam.	28,13	27 u. 28		14,4 ff.	18	**Henoch**	2,7	39
2. Sam.	12,16	12	**Jer.**	8,1 f.	13		3,12	39
	13,31	12		18,6	39		17,6	19
	22,5	19		31,19	12		22,1	19
1. Kön.	18,28	12		48,36	11		22,9	32
2. Chron.	35,25	11	**Ezech.**	5,1	11		24	37
Hiob	1,20	12		8,14	9		48,1	41
	1,21	39		27,31	11		65,2	37
	3,13	8		28,13	37		65,9	37
	7,9	20		31,3 ff.	39	**Matth.**	11,17	11
	10,21 f.	18		31,16 ff.	18		16,18	20
	18,14	23		32,18 ff.	18		22,11	40
	26,5	18		32,22 ff.	18		26,65	11
	33,6	39	**Hosea**	13,14	23	**Mark.**	5,38	11
	38,17	20	**Joel**	1,8	11		7,33	34
Psalm	9,14	20		3,1	11		8,23	34
	18,5	19	**Amos**	2,1	12	**Luk.**	11,24	30
	23,5	40		5,16	11		16,24	32
	139,15	39	**Jona**	2,7	18	**Joh.**	9,6	34
Sprüche	7,27	18		3,6	11	**Offenb.**	1,18	20
	9,18	18	**Sach.**	11,11	11		18,2	23
	10,11	41	**Sirach**	14,7	5		22,17	41

Übersicht.

Einleitung S. 3—4. — Tod, Begräbnis und Totenfeier S. 5—18. — Die Totenwelt S. 18—27. — Totenbeschwörung S. 27—31. — Befreiung aus dem Lande ohne Heimkehr S. 32—35. — Die Reise des Gilgamesch nach der Insel der Seligen S. 36—38. — Das Paradies des Adapa, „Sproß der Menschheit" in Eridu S. 38—43.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Die Hettiter

Von

Dr. Leopold Messerschmidt

Mit 9 Abbildungen

Zweite erweiterte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V, 2 S. . . bez. AO. IV, 4³ S. . .

Neben den beiden großen Kulturkreisen des alten Vorder-Asien, dem ägyptischen und dem babylonischen, tritt uns im Norden, hauptsächlich in Klein-Asien, noch ein dritter entgegen, den wir uns als den hettitischen zu bezeichnen gewöhnt haben. Über diesen und seine Geschichte sind wir noch verhältnißmäßig wenig unterrichtet, da gründliche Ausgrabungen außer an ein oder zwei Stellen noch gar nicht stattgefunden haben, da die hettitischen Inschriften uns ihre Geheimnisse noch vorenthalten, und die ägyptischen und assyrischen nur so viel verlauten lassen, als die Berichte über kriegerische Zusammenstöße mit sich brachten. Die Nachrichten des alten Testaments, durch die die Bekanntschaft mit dem Namen der Hettiter weiteren Kreisen bisher in der Hauptsache vermittelt wurde, stehen den Vorgängen zeitlich und örtlich viel zu fern und sind inhaltlich zu unbestimmt, als daß sie brauchbares Material hinzubrächten. Ist somit unser Wissen auf diesem Gebiet noch vielfach lückenhaft, so läßt sich doch durch eine Kombination alles Überlieferten ein einigermaßen zusammenhängendes Bild der Entwicklung dieses Kulturkreises gestalten.

Ägypter und Assyrer berichten uns in ihren Inschriften über kriegerische Zusammenstöße (von etwa 1500 bis etwa 700 v. Chr.) mit einer ganzen Anzahl verschiedener Völkerschaften in Nordsyrien, Nordmesopotamien, Cilicien, Kappadocien und Armenien. Nach allem, was wir erfahren, sind diese Völkerschaften weder Semiten noch Indogermanen. Unter sich aber müssen sie verwandt und Teile einer großen, einheitlichen Völkergruppe oder Rasse gewesen sein. Dafür sprechen die uns überlieferten Personen- und Götternamen, die durch gleiche Bildung die Zusammengehörigkeit bezeugen, dafür spricht auch die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß Angehörige verschiedener Rassen fast zur gleichen Zeit und zum Teil durcheinander in derselben Richtung und nach denselben Gebieten vorgedrungen seien. Es ist aber andrerseits von vornherein selbstverständlich und wird durch gewisse Tatsachen erwiesen, daß die

einzelnen Völkerschaften, trotz ihrer allgemeinen Zusammengehörigkeit, durch kulturelle und dialektische Unterschiede von einander geschieden waren, wie das ja auch bei den Semiten und Indogermanen eine allen bekannte Erscheinung ist.

Als eine von diesen Völkerschaften nun lernen wir die Cheta — nach ägyptischen Inschriften — oder Chatti — nach assyrischen Inschriften — kennen. Diese muß deshalb vorweg erwähnt werden, weil sie für uns eine besondere Bedeutung erlangt hat. Wir haben uns nämlich aus besonderen Gründen gewöhnt, ihren Namen auf die ganze Völkergruppe zu übertragen und diese als „Hettiter" zu bezeichnen, da uns der ihr eigentlich zukommende Name noch unbekannt ist. Es ist also in jedem einzelnen Falle genau zu beachten, ob der Name Hettiter die einzelne Völkerschaft oder die ganze Völkergruppe bezeichnen soll.

In den oben genannten Grenzgebieten, in denen Ägypter und Assyrer mit Hettitervölkern zusammenstießen, hat man in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe merkwürdiger Monumente, mit und ohne Inschriften, gefunden, die zweifellos Zeugen einer eigenartigen, selbstständigen Kultur neben der ägyptischen und babylonischen sind. Schon die Fundorte, noch mehr aber das Zusammentreffen von Einzelheiten in den Darstellungen mit den anderweitigen Überlieferungen führen darauf, daß wir es hier mit Denkmälern der Hettitervölker zu tun haben. Gleichartige Monumente aber haben sich durch ganz Kleinasien hindurch bis hin nach Smyrna an der Küste des ägäischen Meeres zerstreut gefunden, im Osten häufiger, im Westen seltener. Wir müssen danach, im Zusammenhalt mit dem, was die assyrischen Inschriften lehren, Kleinasien als den eigentlichen Sitz der „Hettiter" und ihrer Kultur betrachten, von dem aus sie in immer neuen Schüben südwärts und südöstlich vordringen. Von woher sie jedoch nach Kleinasien eingewandert sind, ob etwa von Westen her, was allerdings wahrscheinlich ist, das ist noch nicht sicher zu sagen.

Die geschichtliche Entwicklung der Hettiter-Rasse, ihr Emporkommen und Verschwinden, ist dargestellt in einem früheren Hefte: A.O. I, 1² S. 18—28. Sie sei daher hier nur kurz wiederholt und mit einigen Ergänzungen versehen. Die erste Ausgestaltung hettitischer Kultur auf dem Boden Kleinasiens müssen wir bis in das 3. Jahrtausend zurückverlegen. Zur selben Zeit finden wir Syrien und Mesopotamien unter babylonischer Herrschaft. Etwa um 2000 aber haben wir ein Vordringen hettitischer Völkerschaften gegen

Syrien und Mesopotamien anzunehmen, im Verlauf dessen diese Länder der babylonischen Herrschaft entrissen werden. Denn wir finden da, wo unsere Urkunden hierüber zu reden anfangen, d. i. in den Tel-Amarnabriefen (A.O. I, 2² S. 3 ff.), im 15. Jahrhundert, Angehörige der Hettiter-Rasse im Besitz dieser Gegenden, und zwar seit langem.

Diese erste Schicht der „Hettiter", die durch die genannten Briefe in unsern Gesichtskreis tritt, ist das Mitanivolk (A.O. I, 2² S. 14 ff.). Ob es auch tatsächlich das erste nach Syrien vorgedrungene Volk dieser Gruppe ist, oder ob andere ihm vorangegangen sind, was wahrscheinlicher ist, diese Frage beantwortet uns noch keine unserer Urkunden mit Sicherheit. Wohl aber tritt uns das Reich der Mitani unter seinem König Tuschratta sogleich als eine Babylonien und Ägypten ebenbürtige Großmacht entgegen, die die Melitene und die südöstlich davon gelegenen Gebiete, ferner Nordsyrien und Nordmesopotamien mit Ninive, der späteren Hauptstadt Assyriens, umfaßt. Doch ist das Reich offenbar bereits in starkem Rückgang seiner Macht begriffen. Sie muß sich in früheren Zeiten, wohl im 16. Jahrhundert, weit südlich nach Syrien hinein bis zum Libanon erstreckt haben, da wir ein Zeugnis dafür haben, daß man in Dunip (= Heliopolis = Baalbek) die Sprache von Mitani sprach. Und die ungenannte Macht, gegen die Thutmosis I (c. 1500) und III in Naharina ankämpften, ist wahrscheinlich das Mitani-Reich gewesen. (A.O. I, 2² S. 31). Sehr bald aber nach der Amarna-Zeit, im 14. Jahrhundert bereits, hat das aufkommende Assyrien das Mitani-Reich gestürzt und sich in den Besitz Mesopotamiens gesetzt.

Während die Mitani im 17. oder 16. Jahrhundert nach Süden vorgedrungen sein werden, sehen wir die Chatti, d. h. die e i n z e l n e Völkerschaft Hettiter gerade zur Tel-Amarna-Zeit (im 15. Jahrhundert) von ihrem Stammlande Kappadocien aus in Syrien einfallen und unaufhaltsam immer weiter südwärts dringen. Durch die Schwäche Ägyptens und zeitweilig auch Assyriens gelingt es ihnen im Laufe des 14. und 13. Jahrhunderts ganz Syrien bis zum Hermon sich zu unterwerfen. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht, im 12. Jahrhundert, stoßen sie mit dem wieder vordringenden Ägypten unter Ramses II in mehrfachen Kämpfen zusammen, von denen namentlich der Angriff der Ägypter auf die Stadt Kadesch am Orontes bekannt geworden ist, weil er zum Gegenstande eines den König Ramses II überschwänglich feiernden großen ägyptischen Gedichtes gemacht wurde. Aus jenen Zeiten stammt auch das älteste

erhaltene Beispiel eines Staatsvertrages, der abgeschlossen wurde zwischen Ramses II und dem Chatti-König Chattusar. Das Original war auf einer Silbertafel niedergeschrieben und zwar, wie jetzt vollkommen klargestellt ist, in babylonischer Schrift und Sprache. Babylonisch war also damals noch immer, etwa 100 Jahre nach der Tel-Amarna-Zeit, die internationale Diplomatensprache des Orients (A.O. I, 2² S. 4). Erhalten ist uns aber nur die ägyptische Übersetzung, die der Pharao im Reichstempel von Karnak einmeißeln ließ.[1] Bei dieser Gelegenheit hat der königliche Schreiber eine Einleitung hinzugefügt, nach deren Wortlaut es sich hier um einen Friedensschluß handelte, den der Hettiter-König von Ramses erbeten hatte. In Wahrheit aber ist es Chattusar, der den Vertrag aufsetzt, und ebensowenig sind irgendwelche Friedensbedingungen festgesetzt. Vielmehr enthält der Vertrag nur allgemeine Zusicherungen, Feindseligkeiten gegen einander vermeiden zu wollen, wohl einem beiderseitigen Bedürfnisse entgegenkommend, und ferner den Abschluß eines Defensiv-Bündnisses gegen innere und äußere Feinde. Der interessante Inhalt des Dokumentes rechtfertigt es, dasselbe hier fast unverkürzt nach der neuesten Übersetzung[2] mit einigen Änderungen folgen zu lassen:

Einleitende Worte des ägyptischen Schreibers.[3]

Im Jahre 21,[4] am 21. Tage des 1. Wintermonats (Tybi) unter der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten, Ramses II — — —[5] an diesem Tage war es, daß sich seine Majestät bei der Stadt „Haus des Ramses II" befand, tuend, was billigt sein Vater Amon-re — — —.[5] Da kam der königliche Sendbote und . . . . und der königliche Sendbote . . . (vor die Majestät des Königs) Ramses II . . . (mit dem Boten von Chatti Tar)tesob und . . . . . die der große Fürst von Chatti, Chattusar, gesandt hatte zum Pharao, um Frieden zu erflehen von der Majestät des Königs — — Ramses II — —.

---

1) Ein Duplikat, im Ramesseum eingemeißelt, ist sehr zerstört.

2) Durch W. Max Müller: Der Bündnisvertrag Ramses II und des Chetiterkönigs. Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 1902. 5. Bei den im Interesse der Verdeutlichung vorgenommenen Änderungen hatte der Ägyptolog Herr Dr. Moeller die Güte mich zu unterstützen. — Der Text des Vertrages ist nicht lückenlos erhalten. — Die genaue Form der Eigennamen ist schwer festzustellen.

3) Die Überschriften gehören nicht dem Original an. Sie sollen nur die Übersicht erleichtern.

4) d. h. der Regierung Ramses II.

5) Die hier folgenden schwülstigen und wenig durchsichtigen Titulaturen lasse ich fort.

Abschrift der silbernen Tafel, die der große Fürst von Chatti, Chattusar, bringen ließ zum Pharao durch seinen Gesandten Tartesob und seinen Gesandten Ramses[1] um Frieden zu erbitten von der Majestät des Königs Ramses II — — —.

Übersetzung[2] der Originaltafel.

Vertrag, welchen ausgefertigt hat der große Fürst von Chatti, Chattusar, der Mächtige, der Sohn des Morsar, des großen Fürsten von Chatti, des Mächtigen, der Enkel des Sapalulu, des großen Fürsten von Chatti, des Mächtigen, auf einer silbernen Tafel für Ramses II, den großen König von Ägypten, den Mächtigen, den Sohn des Seti I, des großen Königs von Ägypten, des Mächtigen, den Enkel Ramses I, des großen Königs von Ägypten, des Mächtigen,[3] der schöne Friedens- und Bündnisvertrag, der (schönen) Frieden (und schönes Bündnis zwischen ihnen) herstellt bis in alle Ewigkeit.

Erinnerung an frühere gute Beziehungen und die Notwendigkeit von Verträgen.

Vormals, in uralter Zeit, — was das Verhältnis des großen Königs von Ägypten und des großen Fürsten von Chatti anbelangt, so ließ der Gott keine Feindschaft zwischen ihnen entstehen, (und das geschah) durch einen Vertrag. Aber zur Zeit des Mutallu, des großen Fürsten von Chatti, meines Bruders, führte dieser Krieg mit (Ramses II), dem großen König von Ägypten. Fortan aber, von heute ab, siehe, da hat Chattusar, der große Fürst von Chatti, (aufsetzen lassen) einen Vertrag, der feststellt das Verhältnis, wie es Re[4] schuf und wie es Sutech[4] schuf für das Land Ägypten mit dem Lande Chatti, auf daß keine Feindseligkeit mehr entstehe zwischen ihnen ewiglich.

Das Bündnis wird neu geschlossen.

Siehe, es setzt sich Chattusar, der große Fürst von Chatti, in ein Vertragsverhältnis mit Ramses II, dem großen König von Ägypten, von heute an um einen schönen Frieden und schönes Bündnis zwischen uns sein zu lassen für die Ewigkeit. Er ist mit mir verbündet, er ist in Frieden mit mir, ich bin verbündet mit ihm, ich bin in Frieden mit ihm auf ewig.

Nachdem Mutallu, der große Fürst von Chatti, mein Bruder, hinter seinem Unglücksschicksal hergeeilt war,[5] und sich Chattusar[6] als großer Fürst von Chatti auf den Thron seines Vaters gesetzt hatte, siehe, da bin ich mit

1) Wie der Name zeigt, ein Ägypter.

2) Diese Übersetzung hat der Ägypter so pedantisch Wort für Wort wiedergebend angefertigt, daß er mehrfach unägyptisch schreibt. An solchen Stellen schimmert aber dann der babylonische Wortlaut des Originals um so deutlicher durch.

3) Diese ganze Titulatur, sowohl die des Hettiters, wie die des Ägypters, ist babylonisch-assyrisch und nicht einheimisch.

4) Götternamen!

5) Der Ägypter hat hier einen babylonischen Ausdruck ganz wörtlich wiedergegeben, der bedeutet: sein Geschick erfüllen, sterben.

6) Chattusar spricht hier vorübergehend von sich selbst in dritter Person.

Ramses II, dem großen König von Ägypten, übereingekommen, daß wir unsern (?) Frieden und unser (?) Bündnis (herstellen möchten). Es ist besser als der frühere Friede und das frühere Bündnis, das zuvor bestand. Siehe, (wie) ich, der gr. F. von Chatti mit Ramses II, dem gr. K. von Ä., in schönem Frieden und schönem Bündnis bin, so sollen die Kindeskinder des gr. F. von Chatti in Bündnis und Frieden stehen mit den Kindeskindern Ramses II, des gr. K. von Ä. Sie sollen in unserer Weise in einem Bundes- und Friedensverhältnis sein, (und es sei das Land) Ägypten mit dem Lande Chatti in Frieden und verbündet, wie wir, ewiglich. Es entstehe keine Feindschaft zwischen ihnen ewiglich. Nicht falle der große Fürst von Chatti in das Land Ägypten ein auf ewig, um etwas daraus zu rauben, und nicht falle Ramses, der gr. K. von Ägypten, in das Land Chatti ein, um etwas aus ihm zu rauben, ewiglich.

Bündnis gegen Angriffe von außen.

Der rechtsgiltige (?) Vertrag, der bestanden hatte zur Zeit des Sapalulu, des gr. F. von Chatti, und ebenso der rechtsgiltige (?) Vertrag, der bestanden hatte zur Zeit des Mutallu,[1] des gr. F. von Chatti, meines Vaters, den halte ich fest. Siehe, auch Ramses II, der gr. K. von Ä., hält ihn fest, (wir beide halten ihn) mit einander, von heute ab halten wir ihn fest und handeln nach dieser rechtsgiltigen (?) Weise.

Hettitische Hilfeleistung für Ägypten.

Wenn ein anderer Feind[2] gegen die Länder Ramses II, des gr. K. von Ä., zieht, und dieser schreibt dem großen Fürsten von Chatti: „Komm mir zu Hilfe gegen ihn", so wird der gr. F. von Chatti (ihm zu Hilfe kommen) und der gr. F. von Chatti wird seinen Feind töten. Wenn es aber nicht der Wunsch des gr. F. von Chatti ist, selbst auszuziehen, so wird er seine Truppen und seine Wagenkämpfer schicken und wird seinen Feind erschlagen.

Hilfeleistung gegen ägyptische Rebellen.

Oder aber es zürnt Ramses II, der gr. K. von Ä., gegen ..... Untertanen, weil (?) sie ein Vergehen (?) gegen ihn begangen haben, und er zieht aus sie zu töten, so handelt der gr. F. von Chatti gemeinsam mit Ramses II, dem Herrn von Ä.

Ägyptische Hilfeleistung für Chatti.

Ebenso handelt der große Fürst, wenn ein anderer Feind[2] gegen die Länder des großen Fürsten von Chatti zieht ...... (das Folgende ist sehr zerstört, lautete aber mit den entsprechenden Änderungen ähnlich wie oben).

Hilfeleistung gegen hettitische Rebellen.

Wenn aber Untertanen des gr. F. von Chatti sich gegen ihn vergehen .... (das Folgende ist sehr zerstört, lautete aber mit den entsprechenden Änderungen ähnlich wie oben).

---

1) Ein Versehen des ägyptischen Schreibers für: Morsar.

2) Jedenfalls durch den Ägypter ungeschickt übersetzt für: ein Anderer als Feind.

Auslieferungsvertrag.

(Der Anfang ist zerstört). Fliehen Vornehme aus Ägypten und kommen in die Länder des gr. F. von Chatti, sei es aus einer Stadt (oder aus einem Landgebiet [?]) von denen der Länder Ramses II, des gr. K. von Ä., und sie kommen zu dem gr. F. von Chatti, so soll der gr. F. von Chatti sie nicht aufnehmen. Der gr. F. von Chatti soll sie zu Ramses II, dem gr. K. von Ä., ihrem Herrn, zurückbringen lassen.

Oder aber, wenn ein oder zwei Menschen aus dem Lande Ägypten fliehen, keine angesehenen (?) Leute, und sie kommen zum Chatti-Land um Untertanen eines Anderen zu werden, so wird man sie nicht im Chatti-Lande lassen. Man wird sie zu Ramses, dem gr. K. von Ä., bringen.

Oder wenn ein Vornehmer aus dem Chatti-Lande flieht, und kommt zu den Ländern Ramses, des gr. K. von Ä., sei es aus einer Stadt oder einem Landgebiet von denen des Chatti-Landes, und sie[1] kommen zu Ramses, dem gr. K. von Ä., so soll Ramses sie nicht aufnehmen, sondern Ramses soll sie zum gr. F. von Chatti bringen lassen. Nicht soll man sie dableiben lassen.

Ebenso, wenn ein oder zwei Menschen, keine angesehenen (?) Leute, fliehen und zum Land Ägypten kommen um Untertanen von andern zu werden — so läßt sie Ramses, der gr. K. von Ä., nicht dableiben. Er soll sie zum gr. F. von Chatti schicken.

Eidesformel.

Für diese Worte des Vertrages des gr. F. von Chatti mit Ramses, dem gr. K. von Ä., geschrieben auf diese Silbertafel, sind tausend Götter von den männlichen Göttern und von den weiblichen Göttern, von denen des Chatti-Landes, nebst tausend Göttern von den männlichen Göttern und von den weiblichen Göttern, von denen des Landes Ägypten mir Zeugen, welche . . . . .[2] diese Worte.

(Es folgt die Liste der Götter, die als Eideszeugen walten sollen.)

(Daran anschließend heißt es): Diese Worte, welche auf dieser Silbertafel für das Chatti-Land und für das Land Ägypten stehen — wer sie nicht halten wird, die tausend Götter des Chatti-Landes nebst den tausend Göttern des Landes Ägypten sollen ihn, sein Haus, sein Land, seine Untertanen heimsuchen. Wer aber diese Worte, welche auf dieser Silbertafel stehen, halten wird, seien sie[1] von den Hettitern, seien sie[1] von den Ägyptern, sodaß sie dieselben nicht vernachlässigen, den werden die tausend Götter des Chatti-Landes nebst den tausend Göttern des Landes Ägypten gesund erhalten und ihm Leben schenken samt seinen Nachkommen, samt seinem Lande, und seinen Untertanen.

Nachschrift zum Auslieferungsvertrag. Wie das Asylrecht damit in Einklang zu bringen ist.

Wenn jemand aus dem Lande Ägypten flieht, oder zwei, oder drei Leute, und sie kommen zum gr. F. von Chatti, so soll sie der gr. F. von Chatti

1) Wechsel des Subjektes.
2) Zu ergänzen etwa: wachen über.

ergreifen lassen und sie wieder zu Ramses, dem gr. K. von Ä., zurückschaffen.[1] — Gegen den Mann, den man (so) zu Ramses, dem gr. K. von Ä., bringt, soll man keine Anklage wegen seines Vergehens erheben, nicht soll man sein Haus, seine Weiber oder seine Kinder heimsuchen, nicht soll man ihn töten, noch seine Augen, seine Ohren, seinen Mund, seine Füße verstümmeln, noch (überhaupt) wegen irgend eines Vergehens Anklage gegen ihn erheben.

Ebenso, wenn jemand aus dem Chatti-Land geflohen ist, sei es einer, oder zwei, oder drei, und sie kommen zu Ramses, dem gr. K. von Ä., so soll Ramses, der gr. K. von Ä., sie ergreifen lassen und sie zu dem gr. F. von Chatti zurückschaffen, und der gr. F. von Chatti soll keine Anklage gegen sie wegen irgend eines Vergehens erheben, und nicht soll man sein[2] Haus, seine Frauen oder seine Kinder heimsuchen, nicht soll man ihn[2] töten, noch seine Augen, seine Ohren, seinen Mund, oder seine Füße verstümmeln, noch (überhaupt) wegen irgend eines Vergehens Anklage gegen ihn erheben.

Beschreibung der silbernen Tafel.

Was auf dieser silbernen Tafel steht: Auf ihrer Vorderseite ist eine Skulptur mit der Figur des Sutech[3], der die Figur des großen Fürsten von Chatti umarmt, umgeben von einer Beischrift, die besagt: Siegel des Sutech, des Königs des Himmels, Siegel des Vertrages, den Chattusar, der gr. F. von Chatti, der Mächtige, der Sohn des Morsar, des gr. F. von Chatti, des Mächtigen, schließt. Inmitten der Einfassung der Skulptur befindet sich das Siegel . . . . .

Auf ihrer andern Seite ist eine Skulptur, eine Figur der . . . . .[4] von Chatti, die die Figur der Fürstin von Chatti umarmt, umgeben von einer Beischrift, die besagt: Siegel des Sonnengottes von der Stadt Arenena, des Herrn der Erde, (und?) Siegel der Putuchipa, der Fürstin des Chatti-Landes, der Tochter des Landes Kizawaden, der (Herrin?) der Stadt Arenena, der Herrin des Landes, der Verehrerin des Gottes (?). Inmitten der Einfassung der Skulptur befindet sich das Siegel des Sonnengottes von Arenena, des Herrn aller Länder.

Wir haben demnach in diesem Bündnis- und Auslieferungs-Vertrage die Erneuerung eines früheren vor uns, dessen einer Kontrahent Sapalulu, der Großvater des Königs Chattusar war.

In der Folgezeit geht das Chatti-Reich schnell zu Grunde, teils durch das Eindringen der aramäischen Völkerwelle, teils durch das Vordringen neuer hettitischer Völkerschaften von Norden und Nordwesten her, mit denen bereits um 1100 Tiglat-Pileser I zusammenstößt. Nur in Karchemisch (Jerabîs) am Euphrat (westlich

---

1) Wohl Wiederholung des oben angeführten Vertragsteiles, zu dem nun eine Ergänzung tritt.

2) Wechsel des Subjektes.

3) Mit Sutech übersetzt der Ägypter alle fremden Götternamen. Sutech ist nicht etwa ein hettitischer Göttername.

4) Zu ergänzen: großen Göttin?

von Carrhae) erhält sich ein Chattistaat durch bereitwilliges Tributzahlen an den jedesmaligen Oberherrn noch ein paar Jahrhunderte einen Schein von Selbständigkeit, bis auch er 717 zur assyrischen Provinz gemacht wird.

Eine weitere Schicht der Hettitervölker treffen wir bereits im 15. Jahrhundert im westlichen Kleinasien in den Lukki an, die an der Südküste der Halbinsel und nach Cypern hinüber, wie die Tel-Amarnabriefe berichten, Seeräuberei treiben. Nach ihnen sind die Landschaften Lykien und Lykaonien benannt, und wir haben anzunehmen, daß sie ganz West-Kleinasien überschwemmt haben.

Ein paar Jahrhunderte später sehen wir neue Hettitervölker vordringen und, eine Zeit der Schwäche Assyriens benutzend, sich in Nordmesopotamien am Euphrat festsetzen: es sind die Kummuch, die Namensgeber der späteren Provinz Commagene. Tiglat Pileser I (s. o.) trifft mit ihnen um 1100 am Euphrat zusammen und unterwirft sie, stößt aber sogleich an den Grenzen von Kummuch auf weitere, noch nicht ansässig gewordene, sondern noch im Vordringen begriffene Völkerschaften derselben Rasse, die Muski, und weiter rückwärts, die Kaski und Tabal. Er wirft sie zurück. Die Muski sind höchstwahrscheinlich bis hinter den Halys zurückgewichen und haben sich dort festgesetzt. Denn um 700 wird ihr Name als alte, historische Landesbezeichnung eines neuen, gleichartigen, gleichumfassenden, jedoch indogermanischen Reiches verwendet: König Midas von Phrygien heißt in den assyrischen Inschriften „Mita von Muski“. — Die Tabal setzen sich in Kappadocien fest, die Kaski nördlich davon in Klein-Armenien. Neben ihnen werden auch die Kumani genannt, die in den Bergen der Landschaft Melitene sitzen und Comana den Namen gegeben haben.

Wenig später begegnen uns als ein weiterer Zweig der Hettitergruppe und als Erben der Lukki die Chilakku. Die Assyrer treffen auf sie in Kappadocien. Ihr Name ist jedoch später nur an der Landschaft südlich des Taurus, Cilicien, haften geblieben.

Alle genannten Völkerschaften standen Jahrhunderte hindurch mit Assyrien in wechselndem Verhältnis. Waren assyrische Heere fern, oder war Assyrien durch äußere oder innere Stürme geschwächt, dann fielen sie ab, d. h. sie stellten die Tributsendung ein. Kamen aber dann die assyrischen Heere heran, so schickten sie sofort wieder Tribut und erklärten ihre Unterwerfung. Des ewigen Wechsels müde verbanden schließlich die Assyrer einen Teil dieser Völkerschaften

als Provinzen fest mit ihrem Reiche: Karchemisch 717 (s. o.), Tabal mit Chilakku und Kue (mit der Hauptstadt Tarsus) (d. h. Kappadocien und Cilicien) unter Sargon (722—705), ferner Kammanu (mit Comana) als Provinz Tulgarimmu 712.

Die letzten Ausläufer hettitischer Staatenbildung liegen höchstwahrscheinlich vor in dem lydischen und dem cilicischen Reiche. Bald nach 700 ging durch den Ansturm der kimmerischen Einwanderung das indogermanische Reich des Midas von Phrygien unter. Der Lyder Gyges, vielleicht ein Lehnsmann des Midas, benutzte die Wirren um auf den Trümmern des phrygischen, als Erbe seiner Macht, ein lydisches Reich zu begründen, das aller Wahrscheinlichkeit nach wieder ein hettitisches war. Östlich desselben aber, in Kappadocien und Cilicien, sehen wir in den letzten Zeiten des assyrischen Reiches, etwa von 660 an, langsam sich bilden ein Reich Chilakku (= Cilicien, aber viel weiter nördlich reichend als die spätere Provinz), das bald nach dem Falle Ninives (606) unter Syennesis zur Zeit Nebukadnezars neben Lydien, Medien und Babylonien als vierte Großmacht des Orients auftritt und zusammen mit Nebukadnezar 585 den Frieden zwischen Alyattes von Lydien und Kyaxares von Medien vermittelt. Nach den Königsnamen zu urteilen, müssen wir auch dieses Reich Chilakku noch als hettitisches ansehen. Erst die Eroberung Kleinasiens durch die Perser unter Cyrus hat diesem und dem lydischen Reiche den Untergang gebracht und damit also den letzten größeren Staatenbildungen der Hettiter.

Dies ist die Entwickelung auf dem westlichen Schauplatz. Wir treffen jedoch auch weiter östlich, in Armenien, Staaten der Hettiter an. Salmanassar I (um 1275) und Tiglat-Pileser I (um 1100) treffen in den Bergen Armeniens westlich und südlich des Van-Sees mit einer Reihe von Völkerschaften zusammen, die wir wol als Hettiter ansehen müssen, da sich unter ihnen die Kummuch (s. o.) befinden und auch Namens-Übereinstimmungen dafür sprechen. Zunächst begegnen wir hier einer Reihe vereinzelter Stämme. Seit 850 aber bildet sich um den Van-See herum, wohl infolge neuer Einwanderung, ein großes Reich, das durch zwei Jahrhunderte ein gefährlicher Gegner Assyriens gewesen ist. Die Assyrer nennen es Urartu, die eigenen Inschriften Biaina. Mittelpunkt ist die Stadt Thuspa (heut Van) an der Ostküste des Van-Sees. Es erstreckt sich zu den Zeiten seiner größten Macht vom Araxes bis Melitene, Syrien, und südöstlich bis zum Urmia-See. Seine Macht ist durch

Sargon gebrochen, durch die indogermanische Einwanderung im 7. Jahrhundert vernichtet worden.

So gering wie unsere Kenntnis der Geschichte der Hettitervölker ist, ist auch unser Wissen von der Kultur derselben, da dieses Wissen fast ausschließlich umfassende, sorgfältige Ausgrabungen zur Vorbedingung hat. Solche haben aber auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet bis jetzt nur bei dem Orte Sendschirli in Nordsyrien, wenige Tagereisen landeinwärts vom Meerbusen von Iskenderun, seitens des Deutschen Orient-Komitees stattgefunden. Teilweise Ausgrabungen sind unternommen worden östlich des bezeichneten Punktes, in Karchemisch (heute Jerabis) am Euphrat durch die Engländer, und in Boghazköi und Üjük im Innern Kleinasiens, in Kappadocien, durch die Franzosen, und schließlich in Armenien, an der Ostküste des Van-Sees, durch die Engländer, die Deutschen und durch Eingeborene. Alles was uns sonst an Denkmälern hettitischer Kultur bekannt geworden ist, ist auf, oder unmittelbar unter der Erdoberfläche gefunden oder befindet sich an den Felswänden Kleinasiens. Besondere Erwähnung verdienen zwei Funde in den Ruinen Babylons, eine Steinschale und eine Steinbildsäule des hettitischen Wettergottes, — die letztere anläßlich der gegenwärtigen Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft gefunden — sowie ein solcher in den Ruinen von Ninive, weil sie weitab von den Wohnsitzen der Hettiter angetroffen, nur durch den Verkehr, im Krieg oder Frieden, dorthin gekommen sein können. In Ninive kamen 8 kleine Tonstücke zu Tage, auf denen Siegel mit hettitischen Schriftzeichen abgedrückt waren als Beglaubigung für irgendwelche Dokumente oder Gegenstände, an denen diese Stücke mittels Schnuren befestigt waren.

Die Fundorte der Denkmäler erstrecken sich über ganz Kleinasien hin bis nach Smyrna, über Nordsyrien und Armenien, sind aber am dichtesten gedrängt um den Busen von Iskenderun herum, in Kappadocien, Cilicien und Nordsyrien. Obwohl nun von allen diesen Stellen eine nicht mehr ganz gering zu nennende Zahl von Kulturerzeugnissen vorliegt, die noch mit jedem Jahre weiter anwächst, so bringt es doch der Umstand, daß es, wie gesagt, fast durchweg Funde des Zufalls an der Erdoberfläche sind, und daß die begleitenden Inschriften noch unverständlich sind, mit sich, daß es noch unmöglich ist, die Denkmäler — mit Ausnahme der

armenischen Funde — den einzelnen Völkerschaften, die uns in der Geschichte begegnen, zuzuweisen, sie zeitlich zu fixieren und eine Entwicklungsgeschichte hettitischer Kultur und Kunst zu geben. Ebenso verbietet es sich auch als unvorsichtig, die unleugbar vorhandenen Berührungen mit ägyptischen und assyrischen Kunstdenkmälern von vornherein stets als Entlehnungen seitens der Hettiter hinzustellen. Eine Darstellung der hettitischen Kultur muß sich noch auf lange hinaus im allgemeinen mit der Vorführung von Tatsachen begnügen.

Die **Schrift** der Hettiter[1] (s. Abb. 1) ist eine Bilderschrift. Sie zeigt uns Köpfe von Menschen und Tieren, auch ganze Tiere,

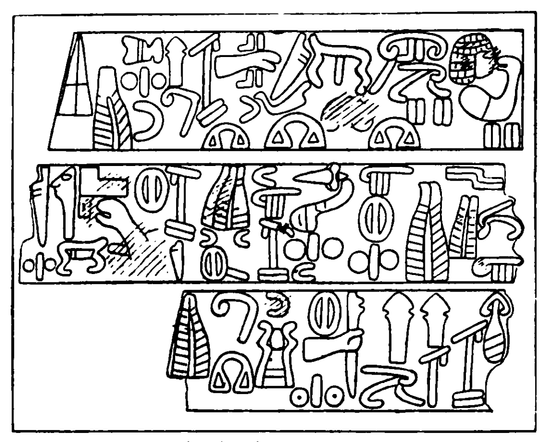


Abb. 1. Steininschrift mit erhaben gemeißelten Zeichen, gefunden zu Hamath in Syrien.

z. B. Hasen und Vögel, ferner Hände, Füße, Tatzen, dann in großer Zahl Bilder von Gegenständen, von denen erst wenige verständlich sind, wie das Schwert. Während die wahrscheinlich ältesten Inschriften diese Bilder noch im Einzelnen ausführen, zeigen die jüngeren eine Umwandlung vieler derselben in einfachere, geläufigere Formen durch bloße Umrißzeichnung. Damit verbindet sich noch ein weiterer Fortschritt. Die Zeichen der älteren Inschriften — ob es Ausnahmen von dieser Gewohnheit giebt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit feststellen — sind erhaben gemeißelt, die der jüngeren dagegen sind eingeschnitten. Für diese Gruppierung einiger In-

1) Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß im **folgenden** stets, wenn das Gegenteil nicht besonders hervorgehoben ist, die ganze Völkergruppe, nicht die einzelne Völkerschaft gemeint ist.

schriften als älterer, andrer als jüngerer, die ja durch den Inhalt noch nicht gestützt werden kann, bietet folgende Eigentümlichkeit der Inschriften die Unterlage: Bei näherer Betrachtung der Inschriften ergibt sich, daß die Richtung, nach der die Zeichen blicken (beachte besonders die Gesichter!), eine wechselnde ist. Bei Abb. 1 in Zeile 1 blickt das Gesicht nach rechts, in Zeile 2 dagegen nach links. Daraus folgt, da nach dem Vorgang der ägyptischen Hieroglyphen-Inschriften und nach unverkennbaren Anzeichen aus den hettitischen Inschriften selbst die Schrift immer in Richtung auf die Gesichter hin zu lesen ist, daß Zeile 1 von rechts nach links, Zeile 2 von links nach rechts, und Zeile 3 wieder von rechts nach links verläuft. Die Inschrift endet auf $^2/_3$ der dritten Zeile und zeigt uns durch das Freibleiben des linken, nicht des rechten Drittels, daß wir sie richtig geordnet haben. Innerhalb der Zeilen selbst stehen meistens mehrere Zeichen übereinander, die dann in der Richtung von oben nach unten anzuordnen sind. Die Inschriften nun, die nach der Zeichenform oben als die älteren bezeichnet waren, beginnen mit wenigen, wohl durch besondere Umstände bedingten Ausnahmen, stets rechts oben und halten die Richtung der Zeichen streng inne. Dagegen läßt sich bei vielen der ihrer kursiveren Zeichenform wegen als jünger angesetzten Inschriften nicht nur beobachten, daß sie links oben beginnen, sondern auch, daß einige Zeichen nicht mehr die richtige, durch den Zeilenverlauf geforderte Richtung zeigen. Man darf das wohl auf mangelnde Übung im Gebrauch der Bilderschrift zurückführen, die dadurch veranlaßt wurde, daß man, wie in Babylonien und Assyrien, im täglichen Leben bereits eine andere, einfachere, vielleicht die aramäische Buchstabenschrift verwandte. Dazu kommt noch, daß je jünger eine Inschrift nach den sonstigen Kennzeichen zu achten ist, desto mehr eine Trennung der einzelnen Worte durch ein bestimmtes Interpunktions-Zeichen wahrzunehmen ist. Man war also wol schon genötigt zur Erleichterung der Lesung und Übersicht Interpunktionszeichen anzuwenden, genau so wie der Ägypter, der die Keilschrift lernen wollte, sich auf der Tontafel, an der er lernte, mit roten Strichen die Wörter abgrenzte (A.O. I, 2² S. 5).

Es sind bis jetzt etwa 35 größere Inschriften gefunden. Zu diesen kommen noch eine ganze Anzahl von Inschrift-Bruchstücken und von kurzen Inschriften auf Siegeln und dergl. Außerdem vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht neue Inschriften-Funde auftauchen. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Wunsch, zu wissen,

was in diesen Inschriften steht, immer lebhafter wird. Aber alle Anstrengungen sie zu entziffern, die man seit dem Jahre 1870 gemacht hat, seit dem Jahre, in dem Inschriften dieser Gattung zum ersten Mal die Aufmerksamkeit nachhaltig erregten, sind vergeblich gewesen. Die Ursache dessen ist einerseits die Dürftigkeit oder Unklarheit der Nachrichten über die Hettiter von Seiten ihrer Nachbarn oder Nachfolger, und andrerseits die Verwickeltheit ihres Schriftsystems. Dasselbe setzt sich — nach ungefährer Schätzung — aus über 200 Zeichen zusammen, deren Zahl mit jeder neuen Inschrift wächst. Soweit man aus den Inschriften und aus den andern Schriftsystemen Vorderasiens sehen kann, bedeuten einzelne Zeichen ein ganzes Wort, das entweder beim Ablesen auszusprechen ist, oder aber nur zur Verdeutlichung dasteht, um von einem vorangehenden oder nachfolgenden, ausgeschriebenen Wort die Begriffssphäre[1] anzudeuten, in die es hineingehört, andere bedeuten eine Silbe, wieder andere wohl nur einen Laut. Die Mischung aller dieser Zeichen macht das ganze System natürlich sehr undurchsichtig, da ein und dasselbe Wort auf ganz verschiedene Weise geschrieben sein kann. Bei den ganz ähnlichen Schriftsystemen der Ägypter und Babylonier haben Inschriften, die nebeneinander denselben Wortlaut in verschiedener Schrift und Sprache, darunter einer bekannten, oder doch leichter zu enträtselnden, darboten, der Entzifferung die Wege geebnet. Allerdings haben wir nun auch für das hettitische Schriftsystem ein solches Hilfsmittel, das naturgemäß viel besprochen worden ist (Abb. 2). Es ist die zweisprachige Inschrift des „Tarkudimme“. Aber leider ist dieselbe zu kurz und bietet in sich selbst zu viel Rätsel, um brauchbar zu sein. Der Gegenstand, aus



Abb. 2. Inschrift des Tarkudimme.

1) Ein solches Zeichen ist das für „Gott“ — kurz beschrieben: ein Oval mit Quersteg darin —, das einzige, das bisher mit Sicherheit gedeutet ist, ohne daß wir jedoch wissen, wie es auszusprechen ist. Es deutet an, daß die darauf folgenden Zeichen einen Gottesnamen nennen. — Das erste Zeichen in Abb. 1 — ein Kopf mit Arm und nach dem Gesicht zeigender Hand —, das am Anfang vieler Inschriften steht, bedeutet sehr wahrscheinlich: „ich bin“ oder „es spricht (der und der . .).“ Auch hier ist aber die Aussprache unbekannt.

Silber, von der Form etwa einer hohlen Halbkugel, bildete den Oberteil eines Dolchgriffes und war zum Siegeln bestimmt. Darstellung und Schriftzeichen sind auf der gewölbten Oberfläche eingegraben. Rings herum läuft eine Keilinschrift des Inhalts: „Tarkudimme, König des Landes Erme (? oder Me?)“. Im Innern, rechts und links von der Gestalt des Königs, ist dieselbe hettitische Inschrift zweimal wiederholt. Eine Verteilung dessen, was die Keilinschrift besagt, auf diese 6 Zeichen stößt auf so viel Schwierigkeiten, daß man vermuten muß, daß die hettitische Inschrift nur einen Teil davon, oder ganz etwas anderes enthält.

Diese hettitische Hieroglyphenschrift ist die Mutter einer Reihe von zum teil alphabetischen Schriftarten geworden, die uns auf dem Boden Kleinasiens in späterer Zeit begegnen. Dahin gehört die auf der Insel Cypern gebräuchliche Schrift, eine Silbenschrift, d. h. fast jedes Zeichen bedeutet eine Silbe (Konsonant + Vokal). In dieser Schrift sind eine ganze Anzahl griechischer Inschriften geschrieben. Daß man neben der griechischen eine so viel umständlichere Schrift verwandte, bezeugt das große Übergewicht der vorgriechischen Kultur auf Cypern. Auch die lycische, karische, pamphylische und andere Schriften Kleinasiens gehen wenigstens teilweise auf die hettitische zurück.

Sind uns auch die hieroglyphischen Inschriften noch unverständlich, so haben wir doch einige Proben hettitischer Sprachen in babylonischer Schrift. Unter dem Tontafelfunde von Tel Amarna (A.O. I Heft 2) befinden sich ein paar Briefe in Keilschrift, aber hettitischer Sprache, von den Königen Tuschratta von Mitani (Nordmesopotamien) (I, 2² S. 14) und Tarchundaraba von Arsapi oder Arzawa (I, 2² S. 5). In Boghazköi in Kappadocien sind Tontafeln in derselben Sprache gefunden. Die umfangreichsten Denkmäler aber hat der Boden Armeniens geliefert. Dort sind zahlreiche Felsinschriften geschichtlichen und religiösen Inhalts gefunden worden, die mit den Zeichen der Keilschrift in der Sprache der alten hettitischen Bevölkerung zu uns reden. Sie werden nach der Hauptstadt dieser Völkerschaft, Van, gewöhnlich als Van-Inschriften bezeichnet. Von dieser, sowie von der ihr deutlich verwandten Mitani-Sprache verstehen wir bereits einiges, sodaß die Dokumente stellenweise übersetzt werden können. Ein klares Bild vom Bau der Sprachen gewinnen wir dadurch noch nicht, sind auch noch nicht in den Stand gesetzt mit Sicherheit eine Verwandtschaft mit anderen, bekannten Sprachen zu behaupten. Immerhin scheinen mit den im Kaukasus

gesprochenen Sprachen, speziell dem Georgischen, Berührungen vorzuliegen.

Die Erscheinung der Hettiter auf ihren Denkmälern ist sehr eigenartig, auch nach Abzug dessen, was als Ungeschicklichkeit in der Darstellung zu beurteilen ist. Anthropologische Untersuchungen, nämlich Schädelmessungen an den heutigen Bewohnern Vorderasiens, die Reste älterer Rassen in ihrer Mitte erkennen lassen, haben es wahrscheinlich gemacht, daß die Hettiter, die heutigen Armenier und ein Teil der Juden[1] einer und derselben Rasse zugehören. Die Kennzeichen derselben sind auffallend kurze Köpfe (brachycephalie) dunkle Augen, dunkles Haar und große, gebogene Nasen. Das letztere tritt uns vor allem auf den Denkmälern entgegen (s. Abb. 3). Die ägyptischen Abbildungen stellen die Hettiter dar mit länglicher, leicht gekrümmter Nase, stark zurücktretender Stirn, hervortretenden Backenknochen, bartlos, mit kurzem, runden Kinn und mit heller Hautfarbe. Das Haar ist lang und dicht und fällt in zwei Strängen über die Schulter herunter. Auf den hettitischen Denkmälern erscheint nur ein Zopf, und zwar geflochten, außerdem tragen eine ganze Anzahl der Männer lange Bärte. Die Haartracht der Frauen ist dieselbe wie die der Männer.

Die Kleidung der Männer ist meist ein Gewand mit kurzen, bis zum halben Oberarm reichenden Ärmeln, das am Halse geschlossen ist. Nach unten reicht es nur bis etwas oberhalb der Kniee, an seinem Ende vielfach einen Besatz von Fransen (Abb. 6), oder eine dicke Borte (Abb. 3) tragend. An den Hüften ist es durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, unterhalb dessen ein schräg nach unten verlaufender Schlitz angedeutet wird. Ob und wie die Beine bekleidet waren, ist nach den Reliefs nicht sicher zu entscheiden. Statt dieses kurzen findet sich seltener ein langes, bis auf die Füße reichendes Kleid, ebenfalls mit kurzen Ärmeln, am Halse geschlossen, und um die Hüften gegürtet. Zuweilen scheint der Gürtel in noch unerklärlicher Weise teils unterhalb, teils oberhalb des Gewandes zu verlaufen. Dies Kleid ist Männern und Frauen gemeinsam. Bei den letzteren scheint es manchmal (s. Abb. 7) unterhalb des Gürtels in senkrechten Falten herabzufallen. Einige Male ist es mit Spitzen oder Fransen besetzt. Davon ist zu unter-

1) Dieser ist also der Rasse nach nicht semitisch, obwohl er ebenfalls semitische Sprache hat. Rassen- und Sprachzugehörigkeit fallen nicht zusammen. — Der eigentlich semitische Typus ist nach denselben Untersuchungen bei den Beduinen der Wüste erhalten und charakterisiert sich als langschädelig.

scheiden ein langer Mantel, der jedenfalls über dem oben geschilderten kurzen Rock getragen wird und zwar, wie es scheint, nur bei Personen von Bedeutung, Priestern oder Königen (s. Abb. 2). Seine Grundform ist anscheinend ein einfaches, langes Tuch, das an den Enden in Zipfel ausläuft. Der eine Zipfel wird von vorn



Abb. 3. Hettitischer Krieger. Vom Burgtor von Sendschirli (vergl. S. 28). Gefunden 1888.

nach hinten über die eine Schulter geschlagen, das Tuch nun unter den andern Arm gezogen und dann außen herumgeschlagen, so eine wagerechte Falte für den Arm bildend, dann wird es, mit seiner oberen Kante fest im Nacken anliegend, über den Rücken, und schließlich der äußere Zipfel von hinten her über den freien Ober-

arm nach vorn herübergeschlagen, sodaß es lang herunterhängt. Abb. 2 (S. 16) zeigt den linken Arm frei, die kleinere Figur auf Abb. 8 (S. 27) dagegen den rechten. Ob der Mantel auf der Schulter durch eine Schnalle zusammengehalten war, ist nicht zu ersehen, aber wahrscheinlich. Aus den Abbildungen ist zu vermuten (s. z. B. Abb. 2), daß dieses Kleidungsstück aus kunstvollen Geweben hergestellt wurde. Bei den Frauen wird die Kleidung, aus dem beschriebenen langen, kurzärmeligen, gegürteten Gewande be-



Abb. 4. Hettitische Darstellung eines Mahles. Das Relief gehört zu den Torsculpturen von Sendschirli (vergl. S. 28).

stehend, zuweilen durch ein darübergeworfenes Gewandstück vervollständigt, das kaum etwas anderes sein kann, als ein Schleier (s. Abb. 4, 5). Derselbe ist irgendwie an der Kopfbedeckung befestigt und fällt über dieselbe hinweg bis auf die Füße herunter den ganzen Rücken bedeckend. Wie weit er auf beiden Seiten nach vorn herumreichte, und ob er stets, wie es einige Male scheint, mit dem Untergewande verbunden war, lassen die Denkmäler nicht sicher erkennen. Der Saum des Schleiers ist durch Fransen verziert.

Die Kopfbedeckung der Männer ist im allgemeinen ein

spitzer Hut, wohl aus Filz oder Leder, von der Form eines Kegels. Am untern Rande ist derselbe mit einer nach oben gebogenen Krempe versehen. Zuweilen ist er in noch nicht ganz verständlicher Art durch senkrechte Streifung verziert, zu der manchmal noch ringförmige Ornamente hinzutreten (Abb. 8). Von diesem Spitzhut findet sich eine Abart, die dadurch charakterisiert ist, daß sie nicht in eine Spitze, sondern in eine Art Kugel endet (Abb. 3). Ganz eigenartig berührt die Kopfbedeckung der Frauen (Abb. 5), eine Art Cylinder. Während derselbe für gewöhnlich mit aufgebogener Krempe

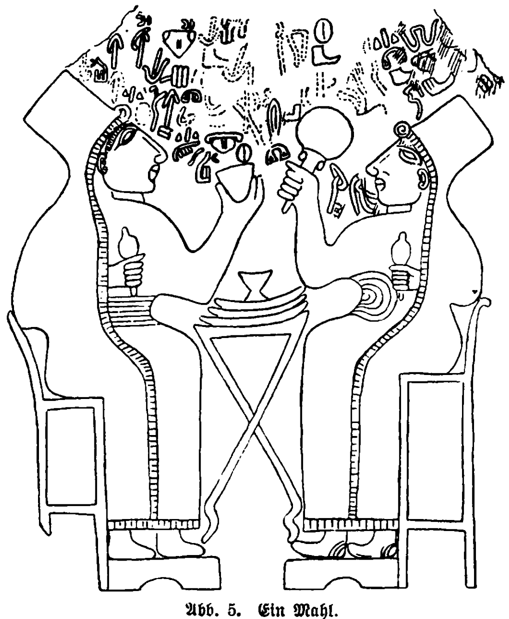


Abb. 5. Ein Mahl.
Grabdenkmal, gefunden in Marasch (Nordsyrien).

und ohne Zierrat ist, zeigt er in den Reliefs von Boghazköi (s. Abb. 7) eine senkrechte Streifung und oben Zacken, auch fehlt die Krempe. In dieser Form ist er der Ausgangspunkt für die Kopfbedeckung späterer Abbildungen der Göttin Kybele, als „Mauerkrone" bezeichnet. Eine beiden Geschlechtern gemeinsame Kopfbedeckung ist eine runde, enganschließende Kappe. Auch sie ist zuweilen verziert durch senkrecht verlaufende Riefelung, durch wagerechte Reihen von Rosetten, oder durch kleine, rosettenartige Ansätze an der Vorderseite, die vielleicht aus edlen Steinen bestanden. Vereinzelt

findet sich auch überraschend als Kopfbedeckung der Männer eine Troddelmütze, genau wie der heutige Fez der Türken.

Die Fußbekleidung der Hettiter ist der sogenannte Schnabelschuh, ein Schuh, dessen Spitze sich nach oben krümmt. Derselbe findet sich bei vielen Bergbewohnern, da die gekrümmte Spitze die Zehen besser zu schützen geeignet ist, als der einfache Schuh. Einige Male tragen die Personen auch Sandalen: ein flaches Leder, das mit Riemen unter dem Fuße festgehalten wird. Nur am Hacken ist zum besseren Schutze eine Kappe angebracht.

An Schmucksachen lassen die Denkmäler nur wenig erkennen. Hand- und zuweilen auch Fußgelenk sind mit Ringen geschmückt. Vielfach können Ohrringe auch als Schmuck der Männer beobachtet werden. Einmal trägt eine Frau eine Halskette als Schmuck. Sonst ist ein gewöhnlicher Begleiter jeder dargestellten Frau der Spiegel (s. Abb. 5), den sie in der einen Hand trägt, während die andere entweder einen durch die Besonderheit der Szene erforderten Gegenstand, oder aber einen Gegenstand hält, der vielleicht ein Granatapfel, vielleicht auch eine Spindel ist. Männer pflegen als Zeichen der Würde einen langen Stab zu tragen. Zeichen einer besonderen Würde, der priesterlichen, oder königlichen, scheint der Krummstab zu sein, ein Stab, dessen eines, gewöhnlich nach unten getragenes Ende spiralig aufgerollt ist (s. Abb. 8).

Die Heeresmacht der Hettiter setzte sich aus Fußtruppen und Wagenkämpfern zusammen. Auf den Reliefs sind einigemal auch Reiter dargestellt. Das Fußvolk trägt, soviel die Abbildungen erkennen lassen, einen kurzen Rock, spitze Mütze und Stiefel. Die Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile. Daneben finden sich eine lange Lanze (Abb. 3), Keule, zweischneidige Axt, ein- und zweischneidige Schwerter und Sichelschwerter. Die letzteren haben einen kurzen, geraden Griff, und an diesen setzt sich die sichelartig gebogene Schneide an. Der Griff des gewöhnlichen Schwertes zeigt regelmäßig als Abschluß an seinem obersten Ende einen Knauf von der Form einer Kugelschale (Abb. 3). Das Schwert, gewöhnlich am Gurt, vereinzelt auch an einem Wehrgehänge über der Schulter getragen, hängt auffallender Weise ein paar Mal mit der Spitze nach vorn. Auf den einheimischen Denkmälern ist ein Helm nicht zu erkennen. Dagegen geben die ägyptischen Abbildungen den hettitischen Vornehmen und Wagenkämpfern eine niedrige, oben abgerundete Sturmhaube mit Haarbusch. Der Schild ist entweder viereckig, oder er hat die Form der sogenannten pontischen Amazonenschilde, die

wie aus Abb. 3 ersichtlich ist, etwa einer 8 entspricht. Der Kriegswagen der Wagenkämpfer ist ein nach hinten offener, niedriger Kasten, der auf zwei Rädern ruht, und von zwei Pferden gezogen wird. An den Seiten sind zwei Köcher befestigt, in dem hinteren Teile des Wagens die Lanze. Die Ägypter betonen, weil es von ihrer eigenen Sitte abwich, daß sich auf jedem Wagen drei Krieger befanden, der Wagenlenker, der Schildhalter und der Bogenschütze. Auf hettitischen Darstellungen fehlt der Schildhalter. Das erklärt sich jedoch daraus, daß dies sämtlich Jagdbilder sind, nicht Kriegsszenen.

Der Kriegswagen wird auch zur Jagd verwendet. Als Tiere, auf die man Jagd macht, finden wir den Löwen, den Hirsch und den Hasen dargestellt. Erstere jagte man mit Hunden. Auf einer der Torplatten von Sendschirli (s. d. Folg.) ist ein Jagdgott dargestellt mit menschlichem Körper, aber dem Kopf eines Löwen. In einer Hand hält er einen Hasen, in der andern ein Wurfholz, das danach also bei der Jagd benutzt wurde. Weiter sitzt auf seinen Schultern je ein Vogel, offenbar Falken, die man schon in alter Zeit gewohnt war, zur Jagd abzurichten.

Diese eigentümliche Götterfigur, ein Gemisch aus Mensch und Tier, leitet zur Religion der Hettiter über. Auch hier ist die Dürftigkeit und Undurchsichtigkeit der Überlieferung und das noch fehlende Verständnis der Inschriften zu beklagen. Es sind infolgedessen nur zerstreute Einzelheiten, die festgestellt werden können. Welchen einzelnen Völkerschaften die Götternamen entstammen, die die Griechen für Kleinasien überliefern, und ob dieselben wirklich so und nicht anders lauteten, ist noch nicht zu entscheiden. Zuverlässiger, aber wenig umfangreich, sind die Mitteilungen der Keilinschriften. Einiges ist auch aus Personennamen zu erschließen, da diese im Orient häufig mit Götternamen zusammengesetzt sind. Über das Wesen der Götter belehren uns die bildlichen Darstellungen bis zu einem gewissen Grade.

Die Überlieferung stellt überall in Kleinasien und Nordsyrien die Verehrung einer Göttin, zuweilen als die „große Mutter“ bezeichnet, in den Vordergrund. In Komana in Kappadocien wurde sie unter dem Namen Ma verehrt. Sie trägt auf dem Kopf die sogenannte Mauerkrone. Zahllose Priester und Priesterinnen dienten ihr. Die letzteren hießen Amazonen und sind als kriegerische Priesterinnen aus der griechischen Sage bekannt. Die ersteren, Verschnittene, führen den Namen Gallen und bilden eine Eigentümlich-

keit des kleinasiatischen Kultus[1]: Die Feste der Göttin, zu denen große Volksmengen zusammengeströmt sein sollen, wurden mit wilden Gesängen und Waffentänzen unter rauschender Musik gefeiert, und dabei gerieten die Priester in Raserei bis zur Selbstentmannung. Allerdings wird dies vom Kult der großen Göttin in Hierapolis-Bambyke in Nordsyrien erzählt. Aber das ist dieselbe Göttin, wie jene, wenn sie auch einen andern Namen führt. Sie wird Semiramis genannt. Die Taube ist das ihr heilige Tier. In diesem Zusammenhange ist es sehr beachtenswert, daß die Namengruppe dieser Göttin, die in den Bilder-Inschriften mit vollkommener Sicherheit erkannt, wenn auch noch nicht gelesen werden kann, das Bild eines Vogels enthält. Zum Verständnis der Angabe, daß sie ihre Liebhaber jedes Mal töte, ist auf die männerfeindliche Istar hinzuweisen, und zu der, daß sie ihr Geschlecht verheimliche, auf die bärtige Venus des klassischen Altertums (A.O. III, 2/3² S. 61 bis 63). Neben ihr werden genannt Dionysos und ein nicht näher bezeichneter Gott, der aber zweifellos dem Adonis-Tammuz, ihrem Geliebten, entspricht (A.O. III, 2/3² S. 61 bis 62), da für ihn jährlich Scheiterhaufen errichtet werden und eine Totenklage angestimmt wird. Für Lydien werden die Namen Herakles oder Sandon und Omphale überliefert, das sind Sonnen- und Mondgottheit. Unter dem Namen Sandon soll ersterer auch in Cilicien verehrt sein. Die Haupthandlung in seinem dortigen Kultus soll die Errichtung eines Scheiterhaufens sein (s. oben). Neben Ma und Semiramis findet sich für die „große Mutter" auch der Name Kybele, besonders in Phrygien. Wie Ma trägt sie auf dem Haupt die Mauerkrone. Mit ihr verbunden ist der Gott Attis, ihr Geliebter, dem Adonis-Tammuz entsprechend. Der Rhea, einer weiteren Form der großen Mutter, dienten die Daktylen, Götter, welche als die Erfinder der Metallurgie galten. Als in Kleinasien verehrter Mondgott wird Men überliefert.

Aus den Keilinschriften und aus Eigennamen ist zu entnehmen, daß bei der Westhälfte der Hettiter an der Spitze des Pantheons ein Gott stand, der den Namen Tarku führte, bei der Osthälfte dagegen der Wettergott Teschup. Beide Namen, besonders der letztere, begegnen verhältnismäßig häufig. Wie der Gott Teschup, wenigstens auf dem Boden Nordsyriens, dargestellt wurde, zeigt Abb. 6. Er wird als Krieger abgebildet, der in der einen Hand ein Bündel

---

1) Vergl. A.O. III, 2/3² S. 61 Anm. 1.

aus drei Blitzstrahlen bestehend hält, in der andern den Hammer, das Symbol der Fruchtbarkeit, schwingt (vergleiche Tor mit dem Hammer Miölnir). In Cilicien scheint u. a. auch ein Gott Sanda verehrt worden zu sein. Bei den Mitani begegnet neben Teschup die Göttin Schauschkas, der babylonischen Istar entsprechend, und vielleicht ein Gott Schimigi. Eine große Anzahl von Götternamen bieten die sogenannten Van-Inschriften (s. S. 17) dar, doch sind wir über das Wesen der meisten dieser Götter noch nicht unterrichtet. Von einer früheren, aber derselben Rasse zugehörenden Schicht hat die Völkerschaft der Van-Inschriften wohl den Gott Teschup übernommen. Denn er ist zwar in ihren Inschriften mehrfach genannt, an erster Stelle steht aber der kaum in einer Inschrift übergangene Gott Chaldis. Öfter begegnet eine Dreiheit von Göttern, als den wichtigsten, indem zu Chaldis und dem Wettergott Teschup oder Teïschebas, wie er in diesem Dialekt heißt, noch der Sonnengott Ardis tritt. Selten wird der Mondgott Schelardis genannt. Über die den Göttern bei den verschiedensten Anlässen darzubringenden Opfer enthalten die Inschriften bis ins Einzelnste gehende Angaben, die jedoch noch nicht ganz verständlich sind.



Abb. 6. Bildsäule des Wettergottes Teschup. Gefunden 1899 in Babylon bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft.

Die Denkmäler selbst führen eine Reihe religiöser Szenen vor, deren wichtigste die bei Boghazköi — wahrscheinlich dem alten Pteria — in Kappadocien aufgefundene ist. Hier bildet der natürliche Fels an einer Stelle, im großen genommen, ein rechteckiges Zimmer, ohne Decke, dessen eine Schmalseite, in ganzer Breite offen, den Eingang bildet. Die Felswände, die den Innenraum einschließen, fallen senkrecht ab. Auf diesen Wänden ist eine große religiöse Szenerie eingemeißelt, aus etwa 70 hinter einander schreitenden Personen bestehend. Tritt man in den Raum hinein, so hat man gegenüber an der Hinterwand die Hauptgruppe (Abb. 7), die den Mittelpunkt des Ganzen bildet, vor sich. Auf diese zu bewegen

sich an der linken Seitenwand entlang hinter einander fast ausschließlich männliche Gestalten, und dem entsprechend an der rechten Seitenwand weibliche Gestalten, ebenfalls nach dem Hintergrunde hin. Da die auf letzterem dargestellten Personen teils auf Bergen, teils auf Menschen, teils auf Tieren stehen, sind sie zweifellos als Götter zu betrachten. Der an der Spitze des Männerzuges befindliche Gott, auf dem Kopf zweier Personen, wohl Priester, stehend, als Krieger dargestellt, neben sich ein Tier mit spitzer Mütze auf dem Kopf, wendet sich mit ausgestreckter Hand einer ihm entgegen schreitenden Göttin zu, die auf einem Panther steht, auf dem Kopf die Mauerkrone trägt, und neben sich ebenfalls ein Tier mit spitzer

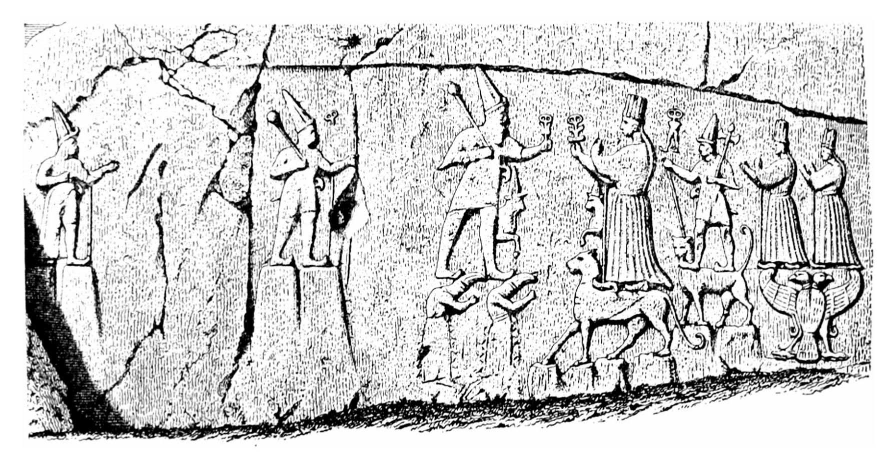


Abb. 7. Religiöse Szene. An einer Felswand bei Boghazköi.

Mütze hat. Hinter ihr befindet sich ein Gott auf einem Panther stehend, die einzige männliche Person im Frauenzuge. Wir haben deshalb in dieser den „Geliebten" der großen Göttin zu sehen. Dem Ganzen sind schon die verschiedenartigsten Deutungen gegeben worden. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die für sich, welche darin eine Darstellung des Frühjahrsmythus sieht, wenn auch nicht alle Schwierigkeiten dadurch gelöst werden. Das Zusammentreffen von Sonnengott und Mondgöttin — so darf man wohl diese Götter deuten — an der Spitze je eines feierlichen Geleites scheint die Frühjahrs-Konstellation von Sonne und Mond zu versinnbildlichen. Den Männerzug links beschließen zwölf ganz gleichartige Personen, die Sichelschwerter tragen und sich in einer Art Laufschritt zu

bewegen scheinen. Man darf wohl darin eine Darstellung des Waffentanzes der Priester sehen, wie er bei den Festen der Ma stattgefunden haben soll. Viele Figuren haben vor und über dem Kopfe Hieroglyphengruppen, die jedenfalls Götternamen enthalten, und die Zuweisung der Skulpturen an die Hettiter sicher stellen.

Auf einer Felswand, ganz in der Nähe der soeben beschriebenen, befindet sich das Relief Abb. 8. Es ist eine bis jetzt ganz einzigartige Darstellung, dadurch aber noch von besonderem Werte, daß wir eine kurze Erklärung derselben aus dem Altertum selbst besitzen in der Beschreibung, welche am Schluß des oben angeführten Hettiter-Vertrages von dem Siegel des hettitischen Hauptgottes gegeben wird (S. 10). Unser Relief bietet offenbar eine ganz gleichartige Darstellung wie jenes Siegel: Der als Krieger dargestellte Gott, in Überlebensgröße, umarmt einen Hettiter-Fürsten oder -Priester. Der Name des Gottes ist unbekannt, da der Ägypter den Namen des ägyptischen Sutech statt des hettitischen eingesetzt hat. Von Bedeutung ist das Zusammentreffen des Reliefs mit der Beschreibung auch deshalb, weil dadurch eine ungefähre Datierung der Boghazköi-Skulpturen ermöglicht ist, die Einige in der Zeit bis 700 v. Chr. haben herunterrücken wollen. Da jedoch diese einzigartige Darstellung bis jetzt nur zweimal begegnet, ist man geneigt, beide Fälle des Vorkommens nahe mit einander zu verknüpfen, d. h. sie etwa in das 13. Jahrhundert zu verlegen, die Zeit des Hettitervertrages, wenn auch zuzugeben ist, daß die künstlerische Ausführung für ein geringeres Alter zu sprechen scheint. Da wir aber von der Kunstentwicklung der Hettiter noch so gut wie nichts wissen, darf diesem Umstande kein zu großes Gewicht beigelegt werden.

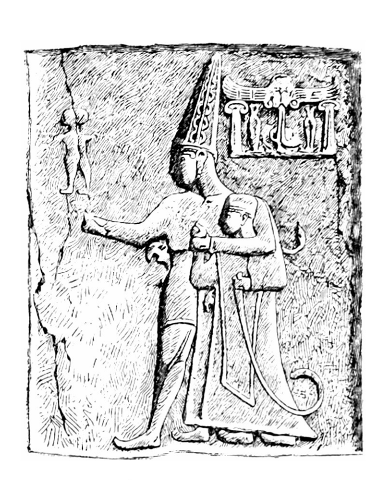


Abb. 8. Gottheit, einen König oder Priester umarmend. An einer Felswand bei Boghazköi.

In Fraktin, in Kappadocien, südlich von Caesarea, ist an einem Felsen eine hettitische Opferszene dargestellt. Links steht ein Gott

in der Kleidung eines Kriegers, in der einen Hand einen Krummstab über der Schulter tragend. Vor ihm steht ein Altar, der in seiner Grundform ein sich nach oben etwas verjüngender Pfeiler mit wagerecht darüber gelegter, dicker Platte ist. Vor diesem, dem Gotte zugewandt, steht ein Mann, vielleicht ein Priester, in der Kleidung des Kriegers, und gießt mit der Rechten aus einem Gefäß eine Spende aus. Rechts daneben befindet sich eine ganz gleiche Szene, nur, daß hier eine Priesterin in langem Gewande die Spende vor einer sitzenden Göttin darbringt. Auf dem Altar sitzt hier ein Vogel. Das ist beachtenswert. Der Typus der sitzenden Göttin mit Spiegel oder Blume in den Händen und zuweilen auf dem Altar oder Tisch vor ihr sitzendem Vogel begegnet öfter auf hettitischen Skulpturen. Wir dürfen in ihr wohl sicher die Semiramis wiedererkennen, der die Taube heilig war, oder, wie wir sie auch nennen können, die Ma von Komana u. a. Bei Ivriz, auf der Grenze von Cilicien und Kappadocien, sieht man in lieblicher, fruchtbarer Gegend an einem Felsen einen König oder Priester anbetend vor einem Gott der Fruchtbarkeit. Der Gott ist dadurch gekennzeichnet, daß er in der einen Hand eine Weinrebe mit vielen Trauben hält, in der anderen einen Maiskolben, von dem ein Wasserstrom herabfließt.

Als eigenartige Wesen der religiösen Vorstellung verdienen noch die Sphinxe und Greife Erwähnung. Erstere sind phantastische Wesen, deren Körper der eines Löwen ist, während der Kopf ein menschlicher ist. Meist sind sie auch geflügelt. Auf einer Reliefplatte sind der Sphinx merkwürdigerweise zwei Köpfe gegeben, ein Löwenkopf in natürlicher Stellung, und senkrecht auf den Hals aufgesetzt noch der Kopf eines Menschen. Der Greif hat den Körper eines Menschen, aber den Kopf eines Geiers und zugleich Flügel.

Die Proben hettitischer **Baukunst** liegen noch zum allergrößten Teil in der Erde begraben. Nur an einer Stelle, in Nordsyrien, in Sendschirli, haben umfangreiche Ausgrabungen, über die eins der folgenden Hefte ausführlich berichten wird, eine alte Stadtanlage aufgedeckt. Die Stadt war von einer doppelten, fast kreisrunden und turmbewehrten Mauer umgeben. Innerhalb dieses großen Kreises und erhöht gelegen befand sich die eigentliche Burg. Diese war umschlossen von einer zweiten, ebenfalls mit vorspringenden Türmen versehenen Mauer, die im Süden ein großes Tor mit charakteristischem Grundriß hatte. Die Burgmauer zeigt nämlich

nicht eine einfache Durchbrechung, sondern sie verdickt sich da, wo das Tor angelegt ist, sehr erheblich und zeigt zwei Durchlässe, einen an der Vorder- und einen zweiten genau gegenüber an der Rückseite. Zwischen beiden und nach rechts und links ist die Füllung im Innern der Mauer teilweise fortgelassen, so daß ein großer Hof von rechteckigem Grundriß entsteht. Ferner springen rechts und links von der vordersten Tür zwei gewaltige Türme vor. Sämtliche Mauern sind des gewählten Baumaterials wegen von gewaltiger Dicke, bis zu mehreren Metern, und bestehen in ihrem unteren Teil aus unbehauenen Steinblöcken, zur Abhaltung der Feuchtigkeit, in ihrem oberen aus ungebrannten Lehmziegeln. Lehm findet sich im ganzen vorderen Orient als Baumaterial verwendet, auch da, wo anderes zur Verfügung steht, und diese Sitte geht auf babylonischen Einfluß zurück. Die Innenwände der Tor- und Palasträume waren mit Steinplatten von 1 bis 1½ Meter Höhe verkleidet, die mit Reliefs geschmückt waren. Das Gebäude in seiner einfachsten Form war von rechteckigem Grundriß mit gewaltigen Mauern und bot verschiedene Wohnräume dar. Die Front zeigte rechts und links zwei große, aber nicht aus der Bauflucht vorspringende Türme, zwischen denen sich eine offene Vorhalle mit Säulen öffnete. Einige Stufen führten zu dieser empor. Die Säulen müssen aus Holz hergestellt gewesen sein, da sich von ihnen nichts erhalten hat als die steinernen Postamente, welche aus Sphinxpaaren oder einzelnen Sphinxen gebildet waren.

Eine der für Sendschirli beschriebenen Toranlage ganz ähnliche hat man bei dem Dorfe Üjük in Kappadocien aufgefunden. Ein Teil der zur Wandverkleidung dienenden gewaltigen Steinplatten, auf denen man Opferszenen dargestellt sieht, sowie zwei den Tordurchgang flankierende große Sphinxe stehen noch heute aufrecht. Auch bei dem oben schon genannten Boghazköi finden sich zahlreiche Mauerreste einer sehr umfangreichen, alten Stadt. Im nördlichen Teil derselben erkennt man noch die Grundmauern eines großen Palastes von rechteckigem Grundriß mit vielen Zimmern. Die Mauern sind bis etwa 1 Meter Höhe erhalten und bestehen wie in Sendschirli aus rohen, unbehauenen Felsblöcken. Aus dem Befunde darf man schließen, daß auch hier der obere Mauerteil aus ungebrannten Lehmziegeln bestand. Den Ausgrabungen in Jerabis am Euphrat, an der Stelle des alten, vielgenannten Karchemisch verdanken wir die Kenntnis von Wandplatten mit Reliefs, die bis jetzt den Höhepunkt hettitischer Kunstentwicklung in der Skulptur

in der Kleidung eines Kriegers, in der einen Hand einen Krummstab über der Schulter tragend. Vor ihm steht ein Altar, der in seiner Grundform ein sich nach oben etwas verjüngender Pfeiler mit wagerecht darüber gelegter, dicker Platte ist. Vor diesem, dem Gotte zugewandt, steht ein Mann, vielleicht ein Priester, in der Kleidung des Kriegers, und gießt mit der Rechten aus einem Gefäß eine Spende aus. Rechts daneben befindet sich eine ganz gleiche Szene, nur, daß hier eine Priesterin in langem Gewande die Spende vor einer sitzenden Göttin darbringt. Auf dem Altar sitzt hier ein Vogel. Das ist beachtenswert. Der Typus der sitzenden Göttin mit Spiegel oder Blume in den Händen und zuweilen auf dem Altar oder Tisch vor ihr sitzendem Vogel begegnet öfter auf hettitischen Skulpturen. Wir dürfen in ihr wohl sicher die Semiramis wiedererkennen, der die Taube heilig war, oder, wie wir sie auch nennen können, die Ma von Komana u. a. Bei Ivriz, auf der Grenze von Cilicien und Kappadocien, sieht man in lieblicher, fruchtbarer Gegend an einem Felsen einen König oder Priester anbetend vor einem Gott der Fruchtbarkeit. Der Gott ist dadurch gekennzeichnet, daß er in der einen Hand eine Weinrebe mit vielen Trauben hält, in der anderen einen Maiskolben, von dem ein Wasserstrom herabfließt.

Als eigenartige Wesen der religiösen Vorstellung verdienen noch die Sphinxe und Greife Erwähnung. Erstere sind phantastische Wesen, deren Körper der eines Löwen ist, während der Kopf ein menschlicher ist. Meist sind sie auch geflügelt. Auf einer Reliefplatte sind der Sphinx merkwürdigerweise zwei Köpfe gegeben, ein Löwenkopf in natürlicher Stellung, und senkrecht auf den Hals aufgesetzt noch der Kopf eines Menschen. Der Greif hat den Körper eines Menschen, aber den Kopf eines Geiers und zugleich Flügel.

Die Proben hettitischer Baukunst liegen noch zum allergrößten Teil in der Erde begraben. Nur an einer Stelle, in Nordsyrien, in Sendschirli, haben umfangreiche Ausgrabungen, über die eins der folgenden Hefte ausführlich berichten wird, eine alte Stadtanlage aufgedeckt. Die Stadt war von einer doppelten, fast kreisrunden und turmbewehrten Mauer umgeben. Innerhalb dieses großen Kreises und erhöht gelegen befand sich die eigentliche Burg. Diese war umschlossen von einer zweiten, ebenfalls mit vorspringenden Türmen versehenen Mauer, die im Süden ein großes Tor mit charakteristischem Grundriß hatte. Die Burgmauer zeigt nämlich

nicht eine einfache Durchbrechung, sondern sie verdickt sich da, wo das Tor angelegt ist, sehr erheblich und zeigt zwei Durchlässe, einen an der Vorder- und einen zweiten genau gegenüber an der Rückseite. Zwischen beiden und nach rechts und links ist die Füllung im Innern der Mauer teilweise fortgelassen, so daß ein großer Hof von rechteckigem Grundriß entsteht. Ferner springen rechts und links von der vordersten Tür zwei gewaltige Türme vor. Sämtliche Mauern sind des gewählten Baumaterials wegen von gewaltiger Dicke, bis zu mehreren Metern, und bestehen in ihrem unteren Teil aus unbehauenen Steinblöcken, zur Abhaltung der Feuchtigkeit, in ihrem oberen aus ungebrannten Lehmziegeln. Lehm findet sich im ganzen vorderen Orient als Baumaterial verwendet, auch da, wo anderes zur Verfügung steht, und diese Sitte geht auf babylonischen Einfluß zurück. Die Innenwände der Tor- und Palasträume waren mit Steinplatten von 1 bis 1½ Meter Höhe verkleidet, die mit Reliefs geschmückt waren. Das Gebäude in seiner einfachsten Form war von rechteckigem Grundriß mit gewaltigen Mauern und bot verschiedene Wohnräume dar. Die Front zeigte rechts und links zwei große, aber nicht aus der Bauflucht vorspringende Türme, zwischen denen sich eine offene Vorhalle mit Säulen öffnete. Einige Stufen führten zu dieser empor. Die Säulen müssen aus Holz hergestellt gewesen sein, da sich von ihnen nichts erhalten hat als die steinernen Postamente, welche aus Sphinxpaaren oder einzelnen Sphinxen gebildet waren.

Eine der für Sendschirli beschriebenen Toranlage ganz ähnliche hat man bei dem Dorfe Üjük in Kappadocien aufgefunden. Ein Teil der zur Wandverkleidung dienenden gewaltigen Steinplatten, auf denen man Opferszenen dargestellt sieht, sowie zwei den Tordurchgang flankierende große Sphinxe stehen noch heute aufrecht. Auch bei dem oben schon genannten Boghazköi finden sich zahlreiche Mauerreste einer sehr umfangreichen, alten Stadt. Im nördlichen Teil derselben erkennt man noch die Grundmauern eines großen Palastes von rechteckigem Grundriß mit vielen Zimmern. Die Mauern sind bis etwa 1 Meter Höhe erhalten und bestehen wie in Sendschirli aus rohen, unbehauenen Felsblöcken. Aus dem Befunde darf man schließen, daß auch hier der obere Mauerteil aus ungebrannten Lehmziegeln bestand. Den Ausgrabungen in Jerabis am Euphrat, an der Stelle des alten, vielgenannten Karchemisch verdanken wir die Kenntnis von Wandplatten mit Reliefs, die bis jetzt den Höhepunkt hettitischer Kunstentwicklung in der Skulptur

darstellen (s. Abb. 9), in der aber assyrischer Einfluß deutlich erkennbar ist. Derselbe zeigt sich in der Stellung und Haltung der Figuren und in der Sorgfalt, die auf die Wiedergabe ornamentaler Einzelheiten verwendet wird. Bemerkenswert ist das auffallend hohe Relief, das bei manchen der Jerabis-Skulpturen angewendet ist. Die von Inschriften begleiteten Reliefs bilden offenbar den Schmuck des Einganges zu einem hettitischen Palast.

Die Vorwürfe hettitischer Skulptur sind, soweit man sehen kann, meist religiöser Art und sind im Vorhergehenden bereits größtenteils genannt. Besonders zu erwähnen ist eine eigenartige Gestalt an einem Felsen bei Boghazköi. Sie trägt einen Menschenkopf mit spitzer Mütze, während der ganze übrige Körper aus vier Löwen zusammengesetzt ist. Von zweien derselben sind nur die Vorderteile dargestellt. Sie bilden die Brust. Ihre nach rechts und links, nach außen gewendeten Köpfe erscheinen von fern als Armstumpfe. Die beiden andern, voll dargestellt, hängen mit den Köpfen nach unten und kehren die Rücken nach rechts und links nach außen. Sie stellen den Leib der Figur vor. Beine der letzteren sind nicht angedeutet. Sie sind ersetzt durch senkrechte, gerade Linien, die nach unten zusammenlaufen. Bemerkenswert ist auch der mehrfach vorkommende Doppeladler (z. B. Abb. 7), weil er ein zweites Beispiel der Komposition phantastischer Figuren aus Tierleibern ist, ganz besonders aber deshalb, weil er ein direktes Band zwischen der Gegenwart und dem hettitischen Altertum bildet. Denn der österreichische Doppeladler ist von dort



Abb. 9. Gottheit, mit einer mit Hörnern geschmückten Kopfbedeckung. Gefunden in Jerabis.

entlehnt. Zuerst wurde er im Orient übernommen durch die Seldschukken-Sultane (1217) und dann von diesen durch die deutschen Kaiser. 1345 taucht er zum ersten Mal im Wappen des deutschen Kaisers auf.

Von nichtreligiösen Skulpturen sind vor allem die Grabsteine zu nennen. Abb. 5, sehr wahrscheinlich auch Abb. 4, stellt einen solchen vor. Es sind etwa mannshohe Steinplatten, unten gewöhnlich mit einem Steinzapfen versehen, der in eine Aushöhlung eines Sockels hineinpaßt, durch den die Platte in aufrechter Stellung erhalten wird. Auf der Vorderseite ist regelmäßig der Tote, allein oder mit einer anderen Person zusammen, beim Mahle sitzend dargestellt. Vor ihm resp. zwischen ihnen sieht man einen Tisch mit gekreuzten Füßen, offenbar ähnlich unsern Feldstühlen, auf dem Speisen und Getränke liegen. Abb. 5 zeigt zwei Frauen, die je in einer Hand einen Granatapfel (oder eine Spindel?) halten, in der anderen trägt die eine einen Spiegel, die andere führt eine Trinkschale zum Munde. Weiter besitzen wir die Unterteile von zwei menschlichen Statuen, die mit Inschrift versehen sind. Die Ausführung ist sehr steif und zeigt nur schwache Versuche die Gewandfalten wiederzugeben. Von den Tieren ist am häufigsten der Löwe dargestellt. Es haben sich einige derselben gefunden, die ganz wie die assyrischen Tor-Löwen und -Stiere teils in voller Figur, teils in Relief ausgeführt sind. Kopf und Brust springen frei aus der Steinplatte heraus, während der Leib nur reliefiert ist, da der Löwe als Torschmuck bestimmt, sich mit einer Körperhälfte in die Wand einfügen mußte.

Ihrem Charakter nach müssen die hettitischen Skulpturen, d. h. die, welche uns bis jetzt bekannt geworden sind, im allgemeinen als roh, kindlich und steif bezeichnet werden, obwohl Fortschritte und Versuche, die Figuren zu beleben, nicht zu verkennen sind. Da wir die begleitenden Inschriften noch nicht lesen, die Skulpturen also nicht datieren können, ist es, wie bereits oben gesagt, noch nicht möglich, ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der hettitischen Kunst zu geben. Eine Entscheidung nach rein künstlerischen Gesichtspunkten kann bei der Mannigfaltigkeit der das Kulturleben beeinflussenden Umstände leicht irre führen. So könnten Skulpturen, die an zwei verschiedenen Orten gefunden sind, und von denen die einen sehr roh sind, die anderen aber auf eine erheblich höhere Kunststufe schließen lassen, aus derselben Zeit stammen. Die Erklärung dafür wäre die, daß jene den Palast eines kleinen, un-

bedeutenden Fürsten schmückten, der nicht die Mittel besaß, die größten Künstler seiner Zeit heranzuziehen, während diese von einem gleichzeitig lebenden, aber mächtigen und reichen Herrscher stammten. Nur dann, wenn sich an derselben Stelle Produkte verschiedener Kunststufen finden, ist eine chronologische Ordnung derselben einigermaßen berechtigt. Das ist in Sendschirli der Fall. Hier sind beim südlichen Tor der Stadtmauer Skulpturen gefunden, die jedenfalls älter sind, als die des Südtores der eigentlichen Burgmauer. Doch ist das Material zu gering, um im Einzelnen eine Entwicklung feststellen zu können.

Die meisten Skulpturen sind in flachem Relief ausgeführt. Bei den rohesten ist die Darstellung eine einfache Umrißzeichnung, innerhalb deren Muskeln, Gewandfalten und andere Einzelheiten nur durch ungeschickt eingerissene Linien angedeutet sind, sodaß z. B. die Beine der Tiere zuweilen wie nur äußerlich an den Körper angeheftet erscheinen. Dasselbe gilt für die Flügel. Diese Rißlinien-Zeichnung verrät die Metalltechnik als den Ausgangspunkt für die Steinskulptur, da bei derselben die Figuren von der Rückseite der Platte aus nach vorn herausgetrieben werden, und dann die Muskeln und andere Einzelheiten dadurch angedeutet werden, daß man an den betreffenden Stellen das Metall von der Vorderseite aus wieder zurücktreibt. Für diesen Anfang hettitischer Kunstübung spricht auch die Schrift. Denn die ältesten Inschriften zeigen erhaben gemeißelte Schriftzeichen, obwohl solche in Stein schwerer herzustellen sind, als vertieft eingeschnittene.

Weiter zeigen die primitiven Skulpturen vollständigen Mangel an Proportion. Gewöhnlich ist der menschliche Unterkörper viel zu klein im Verhältnis zum Oberkörper, oder die Arme sind zu dünn und zu kurz. Tierleiber sind bald übermäßig in die Länge gezogen, bald ebenso verkürzt. Während aber diese Fehler bei den besseren Skulpturen mehr zurücktreten, ist ihnen allen das fast gänzliche Fehlen der Perspektive gemeinsam. Von Gegenständen, die einige Tiefe haben, wird nur die Vorderseite dargestellt. So haben in Abb. 4. 5. Tisch und Stühle scheinbar nur je zwei Beine und ist bei ersterem die Platte eine bloße Linie. Die Zehen an den Füßen der Menschen und die Krallen der Löwen sind vielfach übereinander liegend, statt sich ganz oder teilweise zu decken, weil der alte Künstler immer das Bestreben hat soviel als möglich zu zeigen. Bei Abb. 6 ist die Brust des nach rechts schreitenden Gottes ganz herumgedreht, sodaß sie in Vorderansicht erscheint. Beide Schultern,

die übrigens stark in die Höhe gezogen sind, sind unverkürzt. Der Künstler wollte offenbar die Embleme des Gottes klar zur Anschauung bringen, war aber der Aufgabe nicht gewachsen, dies bei gleichzeitiger natürlicher Körperhaltung durchzuführen. Mitbestimmend war wohl auch die Scheu vor einer teilweisen Verdeckung des Gesichts durch den Arm und den Hammer. Für das Vorhandensein eines solchen Prinzips bei den Künstlern Vorderasiens sprechen zahlreiche assyrische Reliefs, auf denen z. B. Bogen und Bogensehne da, wo sie Gesicht oder Brust eindecken würden, einfach fortgelassen sind. Die gezwungene Haltung des linken Armes des Gottes oder der Göttin Abb. 9 erklärt sich wohl auf dieselbe Weise. Um nicht einen Teil des sichtlich mit Sorgfalt ausgeführten Gewandes durch das Gefäß verdecken zu lassen, gab der Künstler dem Arm die weit nach vorn ausgestreckte Haltung. Auf einem Relief in Üjük, das die Ersteigung einer Leiter durch eine Person vorführt, ist die Leiter in Vorderansicht dargestellt, die Person dagegen in Seitenansicht, so daß sie scheinbar an dem Holm der Leiter emporsteigt. Auf diesen wie auf anderen Skulpturen sucht der Künstler den Gesetzen der Perspektive dadurch gerecht zu werden, daß er im Hintergrunde gedachte Figuren in der Höhe verkürzt. Doch hält er dabei das richtige Verhältniß zur Breite und zu anderen Figuren nicht inne. Auf einem Relief aus Marasch ist infolgedessen ein Krieger, der ein Pferd am Zügel führt, erheblich größer als das Pferd. Auch setzt er öfter jene Figuren mit den im Vordergrunde befindlichen auf gleiches Niveau, sodaß es scheint, als seien neben Erwachsenen Kinder dargestellt, obwohl das nach der gegebenen Charakterisierung durchaus nicht gewollt ist. Sind gar mehrere hintereinander liegende Figurenreihen gedacht, wie auf dem genannten Marasch-Relief, so werden sie stufenartig übereinander gesetzt, weil der Künstler nicht das Gesamtbild aufzufassen und wiederzugeben vermag, sondern jede einzelne Gruppe für sich ins Auge faßt.

Die Körperhaltung ist meist konventionell. Die Personen werden in schreitender Stellung vorgeführt, indem der eine Fuß vorgesetzt wird. Ein Arm ist nach vorwärts ausgestreckt, um einen Stab, ein Gefäß oder einen Schmuck und dergleichen zu halten oder zu tragen, der andere ist zum rechten Winkel gebogen und an die Brust angelegt. Ein Versuch zu individualisieren ist kaum zu bemerken. Auch da, wo mehrere Personen oder Tiere erscheinen, schreitet fast ausnahmslos eine Figur in derselben Haltung dahin wie die andere. Das Auge wird immer in Vorderansicht gezeichnet

und ist meist zu groß. Profildarstellung der Figuren ist die Regel. Für Zeichnung in Vorderansicht bietet nur ein in Karchemisch gefundenes Relief ein Beispiel, das eine geflügelte Göttin darstellt. Sicher hat hier babylonischer Einfluß eingewirkt, da die Göttin Istar auf dortigen Siegelzylindern überaus häufig in dieser Stellung erscheint. Die leblose Monotonie der hettitischen Kunst wird noch dadurch erhöht, daß in den meisten Fällen nur eine Einzelperson vorgeführt wird. Ein Zusammenwirken mehrerer Personen bei derselben Aufgabe ist selten zu beobachten, auch da, wo eine größere Skulpturen-Reihe sich zusammenfindet. Denn auch hier scheint jede einzelne Figur im allgemeinen so wenig durch das Tun der Nachbarn beeinflußt, daß sie ohne eine Lücke zu lassen fortfallen könnte. Schlachtenbilder fehlen bis jetzt ganz. Dagegen besitzen wir die Darstellung einer Löwenjagd, die von einer hettitischen Inschrift begleitet ist und zu den besseren Erzeugnissen dieser Kunst gehört. Auf einem von zwei Pferden gezogenen Streitwagen, — eins derselben ist allerdings nur gezeichnet, das andere ist von diesem verdeckt zu denken — steht neben dem Wagenlenker ein Bogenschütze, der eben im Begriff ist, einen Pfeil gegen einen verfolgten Löwen abzuschießen. Dieser, bereits von einem Pfeil getroffen und dadurch gereizt, erhebt sich auf den Hinterbeinen hoch in die Luft und wendet den Oberkörper mit erhobenen Vordertatzen, offenbar laut brüllend, halb nach dem Schützen herum. Unter dem Pferde ist ein Hund in raschem Laufe dargestellt. Eine ganz ähnliche Darstellung einer Hirschjagd, offenbar von derselben Stelle stammend, ist kürzlich bekannt geworden.

Was die Technik anbetrifft, so scheinen die Hettiter in Bearbeitung der Metalle recht geschickt gewesen zu sein. Die Gebirge zwischen Cilicien und Kappadocien sind reich an Silber, und hier hat man Silberbergwerke gefunden, deren Betrieb schon in sehr alter Zeit stattgefunden haben muß. Tatsächlich befinden sich unter den wenigen Überresten der Hettiter-Industrie, die wir haben, mehrere Gegenstände aus Silber, so der Schwertknauf Abb. 1 und einige Siegel. Bei einem derselben, das künstlerisch ausgeführt ist, sind die einzelnen Teile mit Silberlot aneinander befestigt. Hinzuweisen ist hier auch auf die Bemerkung des Hettiter-Vertrages (S. 10), daß das Original auf eine Silbertafel geschrieben worden sei. An Bronze-Arbeiten haben namentlich die Ausgrabungen auf dem Boden des Reiches von Van (S. 17) reiche Ausbeute geliefert. Wir besitzen von dort bronzene Weihe-Schilde, auf denen Reihen von da-

hinschreitenden Löwen und Stieren in Treibarbeit, in konzentrischen Kreisen um den Schildmittelpunkt dargestellt sind, ferner Armringe, Gürtelbleche, Teile kunstvoller Thronsessel und Statuen aus Bronze. Die Statuen und Tierfiguren waren mit Goldblech überzogen und mit eingesetzten Edelsteinen geschmückt. Befestigt waren die einzelnen Platten des sehr dünnen Goldblechs dadurch, daß der ein wenig umgebogene Rand derselben in feine, lange Einschnitte hineingedrückt wurde, die man in die Bronze gemacht hatte.

Eigenartig ist ein Fußbodenmosaik, das die Ausgrabungen in Van zu Tage gefördert haben. Es war aus schwarzem, weißem und rotem Gestein im Verein mit Bronze zusammengesetzt. Um eine Rosette aus Bronze gruppierten sich konzentrische Ringe aus den genannten farbigen Steinen. Andere Figuren waren aus eben denselben aber von rhombischer Form zusammengestellt.

Die
Toten und ihre Reiche
im Glauben
der alten Ägypter

von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn

Zweite, durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 2.

Der Gedanke, der die Völker des Altertumes wie der Neuzeit am lebhaftesten beschäftigte, wenn sie sich ein Bild der Welt und des menschlichen Lebens zu entwerfen versuchten, ist stets der gewesen: woher kommt das All und seine Lebewesen und wohin führt deren ganze Entwicklung. Wie sich in dieser Beziehung die Babylonier das Ende, Hölle und Paradies, gedacht haben, das hat A. Jeremias in einem früheren Hefte des „Alten Orient" dargelegt. An dieser Stelle sollen die Anschauungen besprochen werden, welche sich im Altertume im Nilthale über den Ausgang der Dinge, vor allem über den Tod des Menschen und die jenseitige Welt, in die dieser nach dem Tode einzugehen hoffte oder fürchtete, entwickelt haben.

Hier muß zunächst betont werden, daß sich in den ägyptischen Texten bisher keine Andeutung über das Vorhandensein einer Weltuntergangsmythe gefunden hat. Ob eine solche thatsächlich nicht bestand und man es sich an den Ufern des Niles überhaupt nicht vorstellen konnte, daß diese beste aller Welten einst nicht mehr sein werde, oder ob dieses Fehlen von Angaben nur auf Zufall beruht, läßt sich nicht entscheiden. Der Gedanke, daß man logischer Weise an einen Weltuntergang gedacht haben müsse, da man einen Beginn, eine Weltschöpfung, annahm, trifft für Ägypten nicht zu, dessen Volk stets bei seinen Spekulationen Logik, Genauigkeit und ähnliche Forderungen neuerer Zeiten verschmähte. Aber wenn man sich demnach vielleicht den Weltuntergang selbst nicht ausmalte, so hat man doch Mythen besessen, welche von freilich regelmäßig nicht zur Durchführung gelangten Versuchen der Götter berichteten, Teile der Erde, bez. des Menschengeschlechtes, auszurotten; Berichte, die demnach inhaltlich dem weitverbreiteten Kreise der sog. Sündflutlegenden angehören.

Zunächst ist hier eine Stelle zu erwähnen, welche sich in einem der Zeit um 1200 v. Chr. entstammenden Lobgesange an die die ganze Welt umfassende und beherrschende Gottheit findet. Sie

spielt auf eine Überflutung der Erde mit den Worten an: „Dein (des Gottes) Überschwemmungs-Wasser erhebt sich bis zum Himmel, das brüllende Wasser Deines Mundes ist in den Wolken. Deine Schakale sind auf den Bergen (d. h. die Schakale, welche nach einer besonders im neuen Reiche auftretenden Ansicht die Sonnenbarke und damit den Sonnengott selbst ziehn, haben sich auf die Berge zurückgezogen). Das Wasser des Gottes Horus bedeckt die großen Räume aller Länder, das Überschwemmungswasser bedeckt den Umkreis aller Bezirke des Himmels und des Meeres. Ein Gebiet der Überschwemmung wären (noch jetzt) die Länder, wenn sie nicht wären unter Deinem Einflusse. Die Wasser bewegen sich (jetzt) auf dem Wege, den Du angiebst; nicht überschreiten sie, was Du ihnen anwiesest, was Du ihnen (als Bahn) eröffnetest".

Diese Flut, die die Bäume bedeckte und den Sonnengott auf die Berge trieb, die aber die Gottheit dann eindämmte, kam nach dem Texte ebenso wie, nach ägyptischer Ansicht, die Nilüberschwemmung von unten hinaufgestiegen. Eine ähnliche Vorstellung besaß wohl auch eine Quelle der öfters ägyptische Gewährsmänner anführenden Platonischen Schrift Timaeus, die sie benutzt, um die Überschwemmung der ganzen Welt und Vernichtung ihrer Kultur wenigstens für Ägypten zu leugnen. Nach ihr gingen bei derartigen Fluten in anderen Ländern die Städte zu Grunde; nur Hirten blieben übrig. In Ägypten dagegen fließe weder dann noch sonst Wasser von oben herab auf die Felder, im Gegenteile pflege es von unten herauf zu kommen, und daher bleibe in Ägypten die Erinnerung an die alten Dinge bewahrt.

Die Flutvorstellung ging im Nilthal zweifelsohne hervor aus dem häufigen Vorkommen versteinerter Muscheln in dem Wüstenstreifen am Rande des Fruchtlandes und auf den ägyptischen Bergen. Sie sind auch den Griechen aufgefallen und von ihnen ausgehend hat sich Herodot seine Theorie von der Entstehung Ägyptens gebildet. Er erklärt es für ein Schwemmland in einem ehemaligen Meerbusen, der sich langsam durch Schlammniederschläge ausfüllte. Diese Ansicht ist sachlich richtig, wenn auch der griechische Schriftsteller den Zeitraum, in dem sich der Prozeß vollzogen haben könnte, viel zu kurz, auf 10—20 000 Jahre, veranschlagte.

Die Worte, die bei Plato den eben erwähnten Sätzen unmittelbar vorangehen, sind öfters herangezogen worden, um das Vorhandensein der Sage von einem Weltbrande in Ägypten zu belegen. Mit wenig Glück! Denn der in ihnen angeführte Priester aus der

unterägyptischen Stadt Sais bemerkt, infolge der Abweichung der die Erde umkreisenden Himmelskörper trete in langen Zwischenräumen eine Zerstörung des auf Erden Befindlichen durch Feuer ein, dann schütze der Nil die Ägypter, indem er sich ergieße. Es wird demnach hier die schädigende Wirkung eines derartigen Weltbrandes gerade für das Nilthal abgeleugnet. Und nicht besser steht es um einige ägyptische Stellen, welche man für die gleiche Sage hat verwerten wollen. In ihnen ist die Rede von einem Brande, der den Gott Horus, den Sohn der Isis, bedrohte und den Isis durch Wasser, daß sie herbeibrachte, zu löschen wußte. Hier dachte man an einen Weltbrand, zu dessen Beendigung die Göttin das Wasser steigen ließ. Allein in der Erzählung ist nirgends die Rede von der brennenden Welt, sondern nur vom Brande des Ortes, an dem Horus gerade sich aufhielt, also wohl der Hütte im Delta, in der ihn Isis barg, als sie die Leiche des Osiris suchte und in der er überhaupt zahlreiche Fährnisse zu überstehen hatte. Und dann wäre die Art, in der Isis das Wasser herbeibringt, für die Löschung eines Weltbrandes mindestens eigentümlich. Sie sagt nämlich selbst in der ältesten erhaltenen Fassung der Stelle in dem um 1800 v. Chr. zusammengestellten Papyrus Ebers: „Wasser ist in meiner Öffnung, ein Nil ist zwischen meinen Beinen, ich komme um das Feuer zu löschen", d. h. sie hat auf eine sehr primitive Weise dem Brande Einhalt zu thun gewußt.

Es läßt sich demnach aus den ägyptischen Texten für Sagen von einer Zerstörung der Welt, sei es durch Wasser, sei es durch Feuer, so gut wie Nichts beibringen. Weit besser sind wir dagegen über eine Überlieferung unterrichtet, welche einen Versuch der Gottheit, das sündhafte Menschengeschlecht zu vertilgen, sich zum Stoffe gewählt hat. Diese Mythe ist erhalten in zwei Abschriften in den Gräbern der Könige Seti I und Ramses III, also aus der Zeit um 1400 und um 1200 v. Chr. Außerdem liegen mehrfache Anspielungen auf dieselbe vor, so daß sie, wenigstens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr., eine größere Verbreitung besessen haben muß. Ob sie bereits früher vorhanden war, ist unbekannt; sichere Hinweise auf die Erzählung haben sich vor dieser Zeit bisher nicht nachweisen lassen.

Wie die meisten ägyptischen Mythen, so knüpft sich auch diese an die Gestalt des Sonnengottes Râ-Harmachis, der als der erste Götter-König Ägyptens galt und den die Sagen völlig menschenähnlich auffassen. Sie lassen ihn wie den Menschen altern und

schildern ihn mit Vorliebe als einen Greis, dessen schwach werdenden Händen die Zügel der Regierung mehr und mehr entgleiten und dem sich nun Götter und Menschen zu widersetzen wagen, indem sie versuchen, ihn vom Throne zu stoßen oder doch in seiner Herrschermacht zu beschränken.

So beginnt denn auch die hier zu betrachtende Sage mit den Worten: „Râ ist der Gott, der sich selbst erschuf. Er war der König über Götter und Menschen. Die Menschen pflegten Rat gegen seine Majestät und sprachen: „Siehe, die Majestät des Gottes Râ ist alt geworden, seine Knochen haben sich in Silber verwandelt, seine Glieder in Gold und sein Haar in Lapislazuli". Der Sonnengott hörte diese Reden und rief seine göttlichen Genossen zusammen um zu überlegen, was man gegen diese Menschen, die ihr Dasein dem Auge, d. h. den Thränen, des Gottes verdankten und die sich jetzt gegen ihren Herrn und Schöpfer auflehnten, thun solle. Die Götter rieten ihm, sein Auge in Gestalt der Göttin Hathor-Sechet gegen die Aufrührer auszusenden, d. h. die Verkörperung der Sonne und ihrer Strahlen in ihrer glühenden und verheerenden Kraft. Dies geschah. Die Göttin trat hervor und tötete die Menschheit auf der Erde. Mehrere Nächte lang watete sie im Blute von Heracleopolis magna in Mittelägypten an bis nach Heliopolis, der altheiligsten Stadt des Nilthales, wo die Götter zu Ratsversammlungen zusammen zu kommen pflegten. Aber das Menschengeschlecht entging doch der völligen Vernichtung, denn den Gott reute bald sein Befehl. Er schickte Boten nach Elephantine und ließ von dort Früchte holen, denen man eine berauschende und einschläfernde Wirkung zuschrieb. Diese wurden in Heliopolis zermalmt und zugleich Korn für Bier zerquetscht, dann beides gemischt und 7000 Krüge Bier hergestellt. Dieses Bier ward während der Nacht über die Felder ausgegossen, die von dem Blute der von Sechet getöteten Menschen bedeckt waren. „Und die Göttin Sechet kam am Morgen; sie fand die Felder überschwemmt, sie freute sich darüber, sie trank davon, ihr Herz war froh, sie ging umher betrunken und erkannte die Menschen nicht mehr." Die Menschen waren gerettet, und zur Erinnerung daran ward ein Fest eingesetzt, bei dem man sich zu Ehren der Sechet in Bier berauschte, ein Fest, das bis in die hellenistische Zeit hinein gefeiert worden ist. Der Gott Râ war aber nicht mehr gewillt über die undankbaren Menschen weiter zu herrschen. Als dies bekannt ward, ergriff diese ihrerseits Reue; sie bewaffneten sich mit Bogen und töteten alle die, die sich der Gottheit widersetzt

hatten. Da sprach die Majestät des Râ: „Eure Missethat ist Euch vergeben, die Tötung (die Ihr für mich vollzogt) gleicht aus die Tötung (die meine Feinde gegen mich vorhatten)“. Trotz dieser Vergebung erreichten die Menschen ihren Zweck insofern nicht, als der alte Gott bei seinem Entschlusse, in eine von ihm neu geschaffene bessere Welt einzugehen, beharrte; dieser Erde ließ er als Ersatz für seine Sonnenkraft eine neue, junge Sonne zum Herrn und Könige zurück.

Die bisher besprochenen Angaben sind die einzigen, die aus den ägyptischen Texten für Vorstellungen über einen bevorstehenden oder einst geplanten Untergang der Welt oder der Menschen vorliegen. Weit reicher ist das Material, welches für die ägyptischen Vorstellungen über das Ende des Individuums erhalten geblieben ist und zwar sowohl des menschlichen, das in erster Reihe in Betracht kommt, als dann weitergehend des göttlichen und des tierischen, welche beide dem Menschen vollkommen parallel laufend aufgefaßt wurden. Daß unsere Zeit hier so gut unterrichtet ist, liegt einmal an der Art des im Nilthale unzerstört Gebliebenen, das sich fast ausschließlich auf den Tod bezieht und aus Gräbern und Grabestempeln stammt; dann aber auch daran, daß die Gedanken der Ägypter sich viel und gern mit dem Tode beschäftigten, der für sie ebensowenig wie für den modernen Orientalen einen größeren Schrecken besaß. Ihnen war der Tod nicht das Ende, sondern nur eine Unterbrechung ihrer Existenz, die sich freilich gewaltsam vollzog, denn dem alten Ägypter gilt der Tod nicht als ein natürliches Ereignis, das die Abnutzung des Körpers mit sich bringt. Jeder Todesfall beruht auf einer Art von Mord. Der Leib des Menschen ist während seines ganzen Daseins ein Schlachtfeld, in dem gute und böse Dämonen mit einander streiten. Ergeht es ihm wohl, so haben erstere die Oberhand, erkrankt er, so ist es letzteren gelungen, die Oberherrschaft zu gewinnen. Sein Bestreben muß es daher sein, in diesem Kampfe die guten Geister zu unterstützen. Er thut dies durch Amulette, die er bei sich trägt und die die bösen Geister vertreiben, oder durch Beschwörungen, die er gegen dieselben hersagt. Auch bei Krankheiten, die stets Dämonen ihre Entstehung danken, sind diese beiden Faktoren maßgebend; die Arzeneien, die der Kranke nebenbei erhält, dienen nur zur Bekämpfung von Symptomen und gewinnen ihre Kraft wesentlich dadurch, daß man bei ihrer Herstellung Beschwörungen murmelt. Die Heilung erfolgt nicht durch irdische Mittel, sondern durch die durch magische Formeln oder kräftige Zauber-

symbole erfolgte Besiegung des Dämonen, der in den Menschen gefahren ist und so das Leiden verursacht hat. Mit seiner Austreibung findet die Krankheit ihr Ende.

Längere oder kürzere Zeit, je nach der Macht der jeweils kämpfenden Geister, dauerte der Streit um den und in dem menschlichen Leib. Zuletzt gewann erfahrungsgemäß regelmäßig der böse Dämon eine Art Sieg. Einem der zahllosen männlichen und weiblichen Übel, männlichen und weiblichen Tode, wie der Ägypter sich ausdrückt, gelang es, die irdische menschliche Hülle zum Falle zu bringen. Aber dieser Tod des Körpers bildet nur eine Episode in dem Kampfe; derselbe dauert über das Grab hinaus fort, und das Dasein der unsterblichen Teile des Individuums konnte in völlig gleicher Weise bedroht werden, wie es die Fortdauer der sterblichen einst gewesen war. Ihnen konnten widrige Mächte einen zweiten Tod bereiten, und es war daher ein immer und immer wieder erwachendes Bestreben der Ägypter für sich und für ihre ihnen im Tode vorangegangenen Vorfahren Mittel zu finden, um diesen im Jenseits drohenden Gefahren mit Erfolg entgegentreten zu können. Dabei galt dort wie hier als die beste und eigentlich einzig aussichtsvolle Sicherheitsmaßregel bei jeder irgendwie auftretenden Bedrohung die Kenntnis der erforderlichen magischen Formeln. Sammlungen solcher Formeln sind es daher, die den umfangreichsten Bestandteil der ägyptischen religiösen Litteratur ausmachen und die in großer Zahl an die Grab- und Sargwände aufgezeichnet oder in Papyrus-Rollen gesammelt den Toten mit in die Gruft gegeben wurden.

Derartigen religiösen Texten ist selbstverständlich über die Vorstellungen von thatsächlichen Dingen im Jenseits verhältnismäßig wenig zu entnehmen. Sie berichten genau, welchen Namen man anzugeben hatte, wenn man an das eine oder andere Thor des Jenseits gelangte, wie die Ruderbank, das Steuer, das Segel der Jenseitsboote hießen; wie die Dutzende von Namen und Titeln des Osiris lauteten; mit welchen Worten man die in den verschiedenen Räumen jenes geheimnisvollen Reiches hausenden Dämonen begrüßen mußte; sie geben aber kein systematisch geordnetes Bild des Aussehens jener Welt. Wohl ist es möglich die einzelnen Formeln zu übersetzen, aber das Verstehen derselben läßt trotzdem viel zu wünschen übrig, da sie auf uns unbekannte Mythen anspielen und dabei in so wenig klarer Weise verfahren, daß die betreffenden Mythen aus den Formeln nicht wieder hergestellt werden können. So lautet beispielsweise eine Formel gegen die Schlangen des Jenseits in einem

Texte der Zeit um 3000 v. Chr.: „Es ringelt sich die Schlange; die Schlange ringelt sich um das Kalb; oh Nilpferd, das hervorging aus dem Gau der Erde. Du fraßest, was aus Dir hervorging. Schlange, die Du niedersteigst, lege Dich, weiche zurück! Der Gott Henpesetet ist im Wasser, die Schlange ist umgeworfen, Du erblickst den Gott Râ." Wer hier unter dem Kalb, dem Nilpferd, der Schlange zu verstehen sei, bei welcher Begebenheit sie zusammentrafen, ist nicht überliefert. Die Sätze geben für uns nur Worte, der Sinn entzieht sich unserer Erkenntnis. Und ähnlich geht es bei zahllosen anderen derartigen Formeln, die, wie die vielen Schreibfehler, welche die alten Abschreiber bei der Zusammenstellung ihrer Papyri begingen, zeigen, auch diesen häufig nicht mehr recht verständlich waren.

Zu diesen durch das ungenügende Material gegebenen Schwierigkeiten bei der Wiederherstellung der Jenseitsvorstellungen des Nilthales kommt eine zweite: Der völlige Mangel an systematischem Denken, der den Ägypter beseelt und der ihn die widerspruchsvollsten Lehren ruhig nebeneinander niederschreiben und glauben läßt. Man hat im Nilthale nie den Versuch gemacht, die eigene Religion in eine lehrbuchartige Form einzukleiden, zu streichen was den Hauptlehren widersprach, diese selbst einheitlich zu gestalten. In treuem Sinne bewahrte man alles das, was einst die Vorfahren geglaubt, zugleich mit allem dem, was spätere Generationen hinzugefügt hatten, unbekümmert um die verschiedenen Denkrichtungen, die infolge dessen unvermittelt neben- und durcheinander liefen. In diesem religiösen Konglomerat gewährte das Volk zunächst allen den Lokalkulten Aufnahme, welche sich, aus gemeinsamer Grundlage hervorgehend, in den verschiedenen Stadt- und Dorftempeln allmählich und oft sehr eigenartig selbständig entwickelt hatten. Dabei blieben die alten Lehren in ihrer ursprünglichen Gestalt bestehen, welche im Kreise der verschiedenen ursemitischen, urlibyschen und sonstigen Bestandteile, aus denen das ägyptische Volk in Urzeiten herausgewachsen war, einst als wahr gegolten hatten. Und damit nicht genug! Es wurden im Laufe der geschichtlichen Zeit zahlreiche religiöse Gedankenkreise den Nachbarstämmen entlehnt und ohne jede Verarbeitung den ägyptischen hinzugefügt, so daß die semitischen Gestalten des Baal, der Astarte und ihrer Genossen gleichberechtigten Platz neben den einheimisch-ägyptischen Göttern zu erringen vermochten.

Man hat früher angenommen, dieser Wirrwarr religiöser Vorstellungen trete erst in jüngeren Texten auf. Seit die Inschriften

der Pyramiden der 5.—6. Dynastie zugänglich geworden sind, weiß man, daß dieses Chaos so alt ist, wie die bisher verfolgbare ägyptische litterarische Überlieferung überhaupt. Es ist unzweifelhaft, daß es allmählich entstand; aber die Zeit dieses Werdens liegt jenseits der Grenze unserer Kenntnis des ägyptischen Volkes. Daher erscheint es einstweilen zwecklos, über dessen Verlauf Vermutungen aufzustellen, die jeder Spatenstich in Ägypten, jeder neu auftauchende Text erbarmungslos vernichten kann. Wer vorsichtig ist, begnügt sich bei dem heutigen Stande unseres Wissens damit, die einzelnen Lehren festzustellen, ihre Veränderungen während der Dauer des Ägyptertums zu untersuchen, ihrer Bedeutung nachzugehen; die Frage nach ihrer Entstehung und ihrem Alter läßt man für jetzt besser bei Seite.

Unter den verschiedenartigen Jenseitsvorstellungen der Ägypter knüpft sich eine der verbreitetsten und wichtigsten an die Sonne und die Beobachtung ihrer Bewegung innerhalb je 24 Stunden. Der Lauf des Tagesgestirns vollzieht sich für den Ägypter in der gleichen Weise, wie seine eigene Fortbewegung, wenn er eine Reise durch seine Heimat unternahm: zu Schiffe. Dabei findet sie statt auf dem himmlischen Ozean oder auf einem himmlischen Nile, der geradeso wie der irdische Ägypten, so seinerseits das Himmelsland in etwa gerader Richtung durchschneidet. Auf ihm wird die Sonnenbarke im allgemeinen von der Strömung getrieben, so daß es nur einer Steuerung bedarf; Ruder und Segel kommen kaum in Betracht. Nur in Ausnahmefällen ist von einem Ziehen der Sonnenbarke die Rede, welches durch Schakale besorgt zu werden pflegt. Man denkt dabei an die Art und Weise, in der im Nilthale Schiffe stromauf befördert wurden, ersetzte nur die hienieden verwendeten Menschenkräfte in den höheren Regionen durch göttlicher Natur teilhaftige Geschöpfe Inmitten der Sonnenbarke erhebt sich eine kapellenartige Kajüte, in der der Sonnengott, bei Tage als Mensch mit Sperberkopf dargestellt, steht oder sitzt, während sich sonst auf dem Schiffe meist ein Steuermann und verschiedene Götter als Hofstaat und Begleiter des Himmelsherrn befinden. Zu seiner Fahrt benutzt der Gott bei Tage nach den meisten und besonders den ältern Angaben zwei Schiffe, eine Vormittags- und eine Nachmittagsbarke, steigt also um Mittag um. In späterer Zeit denkt man sich gelegentlich die Reise unbequemer. Da muß der Gott nach Ablauf jeder Stunde umsteigen und ein neues Schiff betreten. Die Fahrt erfolgt in 12 Stunden, d. h. man zerlegt die Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang in 12 gleiche Teile. Hieraus ergiebt sich unmittelbar, daß für den

Ägypter eine Stunde kein fester Zeitbegriff ist wie in unserem Sprachgebrauch. Ihre Länge wechselt je nach der Jahreszeit; am größten ist ihre Dauer im Hochsommer, am kleinsten im tiefsten Winter. Ganz entsprechend gestaltet sich die Länge der Nachtstunden. Um sie zu gewinnen, zerlegt man die Zeit von Sonnenuntergang bis Aufgang wiederum in 12 gleiche Stunden, deren Länge demnach in umgekehrter Weise wechseln muß wie die der Tagesstunden. Jeder Stunde steht eine besondere Göttin vor, die während ihr die Aufsicht führt, den Sonnengott bisweilen bei diesem Teile seiner Fahrt begleitet u. s. f.

Die Tagesfahrt endet im Westen. Dann beginnt die Nachtfahrt, welche die Sonnenbarke in entsprechender Weise auf einem das Nachtreich durchfließenden Strome zum Aufgangspunkte im Osten zurückführt. Diese Reise des Sonnengottes vergleicht der Ägypter öfters mit dem Gange des menschlichen Lebens. Der Sonnengott wird morgens geboren, altert während seines Laufs, sinkt als Greis abends in die Nacht, um am nächsten Morgen zu neuem Leben zu erstehen. Solches Geborenwerden und Sterben des Sonnengottes vollzieht sich nach der üblichen Anschauung jeden Tag von neuem. Daneben tritt eine zweite Meinung auf, derzufolge der Prozeß sich im Laufe eines Jahres abspielt: jeweils mit der Frühlingssonne erwacht der Gott zu neuem Leben, mit jeder Wintersonne stirbt er. Hier fällt der Todeszustand, den der Verlauf in 24 Stunden verlangte, fort, oder vermindert sich doch auf einen ganz kurzen Zeitabschnitt. Daneben scheinen weitere Vorstellungen bestanden zu haben, die sich das Leben des Gottes in noch längeren Zeitläuften, in 365 und mehr Jahren abspielen ließen und dabei wohl an chronologische Perioden dachten; doch sind die diesbezüglichen Angaben wenig klar und jedenfalls haben derartige Ansichten keine größere Verbreitung und keinerlei Volkstümlichkeit besessen.

Eingehende Schilderungen der Nachtfahrt der Sonne finden sich in Texten des neuen Reiches, also nach 1700 v. Chr., doch zeigen ziemlich zahlreiche Stellen älterer Inschriften und bildlicher Darstellungen, daß die Lehre bereits weit früher entstand, wenn sie auch erst im zweiten Jahrtausend systematisch durchgebildet worden zu sein scheint. Niedergelegt wurde sie in dem Buch vom Am-duat, d. h. „von dem, was ist in der Tiefe“ und in dem Buche von den Thoren, welche beide die Topographie der hier in Betracht kommenden Unterwelt vorführen wollen, dies aber in voneinander unabhängiger Weise thun. Aufgezeichnet finden sie sich in Auszügen auf Papyris und

Sarkophagen und mehr oder weniger vollständig in den Königsgräbern der 18.—20. Dyn. und zwar in einer kurzen Textausgabe und in einer ausgedehnteren illustrierten Rezension. Dabei erscheinen das Buch Am-duat und das Buch von den Thoren trotz des Widersprechenden ihres Inhaltes, gelegentlich ruhig nebeneinander in dem gleichen Grabe, wiederum ein Zeichen, wie wenig der Ägypter dachte, sobald religiöse Vorstellungen in Frage kamen.

Die Zeit der Hauptblüte dieser Lehren fällt zusammen mit derjenigen Periode der ägyptischen Geschichte, in welcher die Könige in erster Linie zu Theben residierten; sie scheinen sich auch wesentlich im Kreise der thebanischen Priesterschaft entwickelt zu haben, deren Mitgliedern und Verwandten man ihre Niederschrift mit in das Grab zu geben pflegte. Hieraus erklärt es sich auch wohl, daß der Nachtsonnengott in ihnen als widderköpfiger Mann dargestellt wird, denn der Widder galt als die tierische Verkörperungsform, die der in Theben als Hauptgott verehrte Amon annahm, wenn er auf diese Erde herniederstieg. Dabei trägt der Gott in den Unterwelt-Texten die nach den Seiten auslaufenden Widderhörner. Nun hat man freilich geglaubt nachweisen zu können, daß von den beiden mit ägyptischen Göttern in Verbindung gebrachten Widderarten, die eine, deren Hörner seitlich sich entwickeln, dem Gotte Chnuphis von Elephantine geweiht gewesen sei, während dem Widder des Amon das rundlich um das Ohr liegende, durch die römischen Statuen des Jupiter Amon uns geläufige sog. Amonshorn zugehöre. Letzteres tragen bereits die Könige der 19. Dynastie gelegentlich, als Zeichen ihrer Abstammung von dem Gotte Amon, als Kopfschmuck und in gleichem Sinne ließen es später Alexander der Große und seine Nachfolger an ihren Bildnissen anbringen. Wäre die erwähnte Scheidung richtig, so würde sie gegen einen Zusammenhang des Nachtsonnengottes mit dem thebanischen Amon sprechen; allein angesichts der Denkmäler hält diese Ansicht nicht stand. Amon wird sehr häufig, auch an Stellen, an denen von einer Verschmelzung seiner Gestalt mit der des Chnuphis keine Rede sein kann, mit den ausladenden Hörnern dargestellt. Meist scheinen es lediglich künstlerische und praktische Gründe gewesen zu sein, die die eine oder andere Hörnerwahl bei der Darstellung des Gottes veranlaßten, so vermied man bei Statuen so gut wie immer die ausladende, weniger Dauerhaftigkeit verheißende Form.

Als eine Art Überschrift erscheint über den Eingängen in die Königsgräber eine Sonnenscheibe eingemeißelt, in der die eben ge-

schilderte Gottesgestalt steht, während sich hinter ihr ein großer Skarabaeus-Käfer befindet. Erstere ist der Gott der Nachtsonne, zu dessen Reich das Grab gehört, dessen Gebiete seine Inschriften schildern, während der Skarabaeus eine Gestaltung der neu zum Leben erwachenden Morgensonne und zugleich eine Versinnbildlichung des neuen Lebens des Menschen nach dem irdischen Tode bildet.

In drei übereinander angebrachten Reihen geordnet, laufen bei den Darstellungen dieser Unterwelt die Reliefs längs der Wände; die mittlere Reihe stellt den Unterweltsstrom dar, auf dem die Sonnenbarke sich fortbewegt, durch den Strom oder durch Zauberformeln getrieben, oder auch durch dem Gotte ergebene Geister gezogen. Darüber und darunter befinden sich Bilder der beiden Ufer des Flusses. Vor der Sonnenbarke und an diesen Ufern stehen, sitzen, liegen in bunter Folge die zahllosen Dämonen, welche diese Gefilde der Nacht bevölkern. Bald treten sie in menschlichen Gestalten auf, bald als Tiere, wie besonders als Schlangen, die man naturgemäß in einem unterirdischen Gebiete vor allem suchte, oder als Hundskopfaffen, die man im Nilthale gern mit der Sonne in Verbindung brachte, bald sind es Mischwesen aus Tier- und Menschenteilen, in oft sehr sonderbaren Verbindungen. Den Bildern der Dämonen fügen die Denkmäler ihre Namen bei. Aus diesen geht hervor, daß nur wenige unter ihnen in Beziehung zu den großen Göttern des Landes stehn; die meisten sind Sondergötter, deren Namen bereits ihre jeweilige Thätigkeit andeuten: die Schneidende, die Zerreißende, der Stecher u. s. f. Ein Teil gilt als dem Sonnen-Gotte befreundet, während zahlreiche andere ihm feindlich gesinnt sind. An der Spitze der letzteren steht die große Apophisschlange, die Verkörperung der Mächte der Finsternis, die darnach trachtet, der Sonne den Weg zu verlegen und den Untergang zu bereiten, aber stets noch im letzten Augenblicke von den Sonnenfreunden besiegt, gefesselt, geschnitten, aber nie endgültig getötet wird. Immer wieder erwacht sie zu neuem Leben und beginnt von neuem den Kampf gegen den guten Gott der Wärme und des Lichtes, einen Kampf, der nach ägyptischer Anschauung niemals zu einem Siege der einen oder anderen Partei führen wird.

Die einzelnen Geister dieser Unterwelt zu schildern, hat naturgemäß keinen Zweck. Dieselben sind in den beiden genannten Büchern verschiedene und auch verschieden geordnet. Die Unterscheidung der Werke ist dabei schon durch eine Äußerlichkeit leicht gemacht: in dem Buche Am-duat wird jeder Stundenraum von dem nächsten

durch eine Thüre abgeschlossen; im Buche der Thore wird die Thüre durch eine monumentale Festungsthoranlage ersetzt. Die jeweiligen Dämonen, abgesehen von einigen Begleitern des Sonnengottes, bleiben stets in dem gleichen Raume und ebenso ergeht es nach dieser Jenseitslehre den verstorbenen Menschen. Diese schließen sich im Westen des Horizonts der Sonnenfahrt an und werden dann von dem Gotte in den verschiedenen Teilen des Jenseits zurückgelassen. Hier weist ihnen derselbe Felder zur Bestellung an, auf denen sie fortan als seine an Grund und Boden gefesselten Vasallen hausen, stets bereit ihren Herrn gegen seine Feinde zu unterstützen, falls ihn diese bei seiner Durchfahrt mit ihren Angriffen bedrohten. Ihr Loos war im übrigen kein erfreuliches. Jubelnd begrüßten sie das Sonnenlicht, wenn der Gott ihnen erschien; aber bereits nach einer Stunde entschwand es ihnen, die Thür ihres Raumes schloß sich, 23 Stunden galt es in einem Dunkel zu verharren, welches höchstens durch feuerspeiende Schlangen oder die Flammenmeere erhellt ward, in denen man gefangene Feinde des Sonnengottes verbrannte. Beachtenswert ist es dabei, daß hier das gleiche Loos Hoch und Niedrig, Unterthanen und Könige trifft. Nur wenige Sterbliche vermögen ihm zu entrinnen. Dies sind aber nicht etwa diejenigen, die auf dieser Erde tugendhaft lebten, sondern diejenigen, die in der Magie besonders große Kenntnisse sich erwarben, sich dabei freilich auch bestrebten, niemals als Feinde des Sonnengottes aufzutreten. Ihnen gelang es, es zu erzwingen, daß der Gott sie auf seiner Fahrt nicht aussetzte, sondern sie weiter in seiner Begleitung behielt und ewig in seiner Barke am Himmel kreisen ließ.

Die eben erwähnte Auffassung, daß im Jenseits Gute und Böse gleich gestellt sind, daß die Gottheit nach dem Tode dem, der ihren Geboten im Diesseits gehorcht hat, keinerlei entsprechende Belohnung zu teil werden läßt, hat der alte Ägypter gelegentlich als ungerecht empfunden. Er hat daher in das Buch von den Thoren eine Gerichtsszene eingesetzt, in der das Urteil über die Verewigten gesprochen wird und dieses sich dem Bilde des osirianischen Totengerichtes, auf das später zurückzukommen sein wird, entsprechend ausgemalt. Zwischen der fünften und sechsten Nachtstunde befindet sich ein Saal, in dem Osiris auf seinem Throne, begleitet von den Göttern seines Kreises, sitzt. Vor ihm wird die Seele des Menschen gegen seine Thaten abgewogen, während gleichzeitig ein Hundskopfaffe, die tierische Verkörperung des Gottes Thoth ein Schwein, den Vertreter des Gottes des Bösen Set, mit einem Stocke aus der Halle hinaustreibt

und damit aus der Gemeinschaft der Guten verstößt. In dem folgenden Raume sieht man die gerecht Gesprochenen das Feld bebauen, während die Bösen an Pfähle gebunden ihrer Bestrafung harren, zu deren Behuf sie in der Folge in Wasser- und Feuerseen geschleudert werden.

Beachtenswert ist es bei dieser Gerichtsszene, wie wenig dieselbe in den Zusammenhang des übrigen Textes hineingearbeitet worden ist. Dieselbe ist als Ganzes eingeschoben worden, um eine Gedankenlücke auszufüllen, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, die Teile des Werkes umzuarbeiten, welche auf der Voraussetzung des Fehlens eines Totengerichtes beruhten. Am bezeichnendsten für diesen Umstand ist es, daß die Einschiebung nicht am Anfange des Textes erfolgte, sondern weit später, während doch logischer Weise das Gericht stattfinden mußte, ehe der Gott sich anschickte, von den Toten begleitet, seinen Weg durch die Unterwelt anzutreten. Die Ägypter haben denn auch niemals versucht, auszuführen, wie sich der gemeinsame Zug der Seelen der Guten und Bösen bis zu dieser Halle im einzelnen vollzog.

Eine ähnlich melancholische Auffassung des Daseins nach dem Tode, wie die besprochenen Texte, zeigt eine Reihe von Ermahnungen zum Lebensgenuß. Dieselben finden sich seit der Zeit um 2500 v. Chr. in den ägyptischen Texten in vielfach sich ändernder Ausdrucksweise, in den Grundgedanken aber sich stets gleichbleibend. Vor allem bilden sie die Gesänge, durch welche bei Beerdigungen die Hinterbliebenen zum Nichttrauern aufgefordert wurden. So legt eine Stele der verstorbenen Frau folgende Rede an ihren überlebenden Gatten in den Mund: „Oh mein Genosse, mein Gemahl! Höre nicht auf zu trinken und zu essen, betrunken zu sein, der Liebe der Frauen zu genießen, Feste zu feiern. Folge Deinen Wünschen bei Nacht und bei Tage. Gönne der Sorge keinen Raum in Deinem Herzen. Denn das Westland (ein Totenreich) ist ein Land des Schlafes und der Finsternis, ein Wohnort, in dem die bleiben, die darinnen sind. Sie schlafen in ihrer Mumiengestalt, sie erwachen nimmermehr, um ihre Genossen zu sehen, sie erkennen weder ihre Väter noch ihre Mütter, ihr Herz sorgt sich nicht um ihre Weiber und Kinder. Auf Erden genießt jeder das Wasser des Lebens, aber ich leide Durst. Wasser kommt zu dem, der auf Erden weilt, ich aber dürste nach dem Wasser, das bei mir ist. Seit ich in dieses Thal kam, weiß ich nicht, wo ich bin. Ich schmachte nach dem Wasser, das bei mir fließt. Ich wünsche den Luftzug am Ufer des

Flusses, damit er mein Herz in seinem Kummer labe. Denn der Name des Gottes, der hier herrscht, lautet „Vollkommener Tod". Auf seinen Ruf kommen alle Menschen, zitternd vor Furcht, zu ihm. Er macht keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen, vor ihm sind die Großen den Kleinen gleich. Er zeigt keine Gunst dem, der ihn liebt; er reißt das Kind dahin von seiner Mutter, und den alten Mann in gleicher Weise. Niemand kommt um ihn zu verehren, denn er ist nicht gütig gegen den, der ihn verehrt, er achtet nicht auf den, der ihm Opfergaben darbringt".

Die bisher besprochenen Vorstellungskreise suchten den Aufenthalt der Toten in einem unter der Erde gelegenen Reiche. Eine Reihe weiterer vermuten ihn über der Erde, im Himmel. Wie man dorthin gelangte, um in der Sonnenbarke, oder zwischen den Sternen, oder in dem hier sich ausbreitenden Gefilde der Seligen Einlaß zu finden, darüber herrschten widersprechende Meinungen. Nach der einen begab sich die Seele des Sterbenden an den westlichen Horizont, wo die Sonne durch einen engen Felsspalt in die Tiefe sank, und kletterte hier auf deren Barke. Wir haben bereits gesehen, daß es dem Toten mit Hülfe der Magie glücken konnte, mit der Sonne durch das ganze Unterweltsreich zu schiffen, am Morgen gelangte er dann mit ihr an den Himmel empor. Andere nahmen an, es gebe eine Leiter, auf der man zum Himmel hinaufklettern könne; mittelst einer bestimmten Zauberformel konnte sich der Verstorbene dieses Hülfsmittel zugänglich machen. Eine dritte Vorstellung knüpft an die Leichenverbrennung an: mit dem Rauche der Flamme steigt die Seele zum Himmel auf. Dieser Gedanke ist in Ägypten ein uralter, in historischer Zeit freilich wenig mehr verbreiteter, denn die Leichenverbrennung, die bei dem Beginne der geschichtlichen Zeit bereits sehr selten geworden und fast nur für Könige noch im Gebrauch war, ist später so gut wie ganz durch die Einbalsamierung der Toten abgelöst worden. Vergessen wurde sie darum nicht, sie erscheint noch im zweiten Jahrtausend v. Chr. bei dem Opfer, welches bei der Beerdigung vornehmer Persönlichkeiten stattfand und bei dem man Menschen verbrannte, um sie möglichst schnell als Diener dem Verewigten nachzusenden. Die Hoffnung durch Verbrennung dem Toten etwas zukommen lassen zu können, hat stetig fortgelebt in der Sitte des Brandopfers, durch welches die Gaben nach oben gesendet wurden, ganz im Gegensatze zu der im Nilthale üblicheren Niederlegung derselben im Grabe, welche ein wenigstens zeitweises Weilen des Toten an dieser Stelle voraussetzte.

Weit öfters als dieser Beförderungsarten in das Jenseits wird einer anderen gedacht, derzufolge die Seele in Vogelgestalt zum Himmel hinauffliegt. Gelegentlich hat dabei die Seele die Form eines Sperbers und besonders die der Könige scheint so gebildet gewesen zu sein; gewöhnlich aber hat sie die Gestalt des sog. Ba-Vogels, eines Vogels mit Menschenkopf und gelegentlich mit menschlichen Armen, der in den meisten Fällen männlichen Geschlechtes war. Eigentümlicherweise denkt sich nämlich der Ägypter den Verstorbenen, auch wenn er im Diesseits weiblich gewesen war, im Jenseits als Mann, bezeichnet ihn daher als Osiris und giebt ihm einen männlichen Seelenvogel. Nur selten in älterer Zeit, etwas häufiger in der spätern, behält die verstorbene Frau ihr Geschlecht, wird als unsterbliche Tote nicht Osiris, sondern Hathor genannt und erscheint als Seelenvogel mit weiblicher Kopfhaube, ohne Bart und bisweilen mit weiblicher Brust.

Im Himmel angekommen, weilte die Seele fortan im Kreise der Götter. Wie und auf welcher Grundlage ihr hier ein Platz angewiesen ward, welches ihre Stellung im Verhältnis zu den Göttern und den früher und später gleichfalls hierher gelangenden Seelen war, darüber lassen sich die Texte im allgemeinen nicht aus. Nur die Pyramideninschriften der Zeit um 3000 v. Chr. sind für die königliche Seele etwas eingehender und zeigen, daß sich der König durch einen Kampf mit den älteren Göttern die Stellung erwerben mußte, die er, entsprechend seinem irdischen Range, beanspruchen zu können hoffte. Es erging hierbei dem toten Pharao ebenso, wie dem verstorbenen Gotte Osiris, als dieser König des Totenreiches im Westen werden sollte. Die ältern Götter, die früher hier geherrscht hatten, widersetzten sich dem neuen Herrscher und mußten gewaltsam unterworfen werden, ehe das Reich des Osiris beginnen konnte.

Wie sich die Ankunft des toten Fürsten im Himmel im einzelnen gestaltete, das schildert eine solche Pyramide mit den Worten: „Der Himmel weint, die Sterne beben, die Wächter der Götter zittern und ihre Diener entfliehen, wenn sie den König als Geist sich erheben sehen, als einen Gott, der von seinen Vätern lebt und sich seiner Mütter bemächtigt. Seine Diener haben die Götter mit der Wurfleine gefangen, haben sie gut befunden und herbeigeschleppt, haben sie gebunden, ihnen die Kehle durchschnitten und ihre Eingeweide herausgenommen, haben sie zerteilt und in heißen Kesseln gekocht. Und der König verzehrt ihre Kraft und ißt ihre Seelen.

Die großen Götter bilden sein Frühstück, die mittlern bilden sein Mittagessen, die kleinen bilden sein Abendessen, die alten Götter und Göttinnen benutzt er als Heizmaterial. Der König verzehrt alles, was ihm in den Weg kommt. Gierig verschlingt er alles und seine Zauberkraft wird größer als alle Zauberkraft. Er wird ein Erbe der Macht größer als alle Erben, er wird der Herr des Himmels, denn er aß alle Kronen und alle Armbänder, er aß die Weisheit jeden Gottes, u. s. f."

Durch Besiegung und Verzehrung der Götter und ihrer Machtzeichen und Schmucksachen wird also der König Herr des Himmels. Die Vorstellung, daß der Mensch auf derart rein materiellem Wege geistige Eigenschaften sich zu eigen zu machen vermag, ist eine weit verbreitete. Das Essen des Herzens und des Hirns des besiegten Feindes oder des kräftigen Tieres und ähnliche Sitten finden sich zu solchem Zwecke bei einer langen Reihe der verschiedensten Völker. Für Ägypten läßt sich der Gedankengang durch zahlreiche Belege erhärten. Wer wahrhaftig werden will, verzehrt die durch ein kleines Bild der Wahrheitsgöttin vertretene Wahrheit. Leben und Macht giebt der Gott, indem er die Hieroglyphenzeichen und damit die Begriffe Leben und Macht von dem Begnadeten durch die Nase einatmen läßt. Unsterblichkeit kann man gewinnen, indem man an der Brust einer Göttin saugt und mit ihrer Milch die ihr innewohnende Eigenschaft der Unsterblichkeit in sich aufnimmt. Auf entsprechende Weise wird in dem Pyramidentexte der König durch das Göttermahl allumfassender Gott, wobei jedoch die Götter nicht aufhören zu sein. Wie der einzelne die Wahrheit essen kann und sie doch fortdauert und andern zur Verfügung steht, so bleiben auch trotz dieses Verschlungenwerdens die Götter, und zwar als selbständige Wesen, bestehen.

Wie sich der Gott gewordene König nunmehr seine Macht sicherte, um nicht dem nächsten, mit der gleichen magischen Kraft ausgerüsteten, verstorbenen Pharao seinerseits zur Beute zu fallen, darüber fehlt jede Andeutung. Vermutlich hat man sich darüber weiter keine Gedanken gemacht und sich damit begnügt, sich das eigene Fortleben möglichst erfreulich auszudenken, ohne weiterhin gleiche Seligkeitsansprüche künftiger Generationen in Rechnung zu ziehen.

Unter der Erde und über der Erde hat demnach der Ägypter ein Totenreich gesucht; auch auf der Erde hat seiner Ansicht nach ein solches bestanden. Die Art, in der diese auf Erden sich voll-

ziehende Auferstehung zum Ausdrucke kam, hat er sich wiederum in der verschiedensten Weise vorgestellt. Eine Reihe von Anschauungen entlehnte er dem Pflanzenleben. Aus der Leiche oder einem ihrer Teile, wie dem Blutstropfen, der von dem Sterbenden verspritzt ward, entsproßte ein Baum, der nunmehr dessen neue Form bildete; bald befand sich dann der Sitz des Lebens in der Blüte, bald im ganzen Holze, so daß, wenn der Baum gefällt ward, ein Splitter im stande war, das Leben fortzupflanzen. Ein solcher Baum, der dem nach dem Tode fortlebenden Wesen entspricht, ist in der spätern Zeit, als die Mythen ihre ursprüngliche Kraft verloren, zu dem durch die griechischen Schriftsteller bekannten Baume geworden, der den Sarg und die Leiche des Osiris umschloß. Andere Berichte lassen aus der Leiche nicht einen Baum, sondern Korn hervorsprießen. So war, nach vielverbreiteter Ansicht, Osiris zu neuem Leben erwacht und sein Beispiel wirkte in gewissem Sinne ansteckend. Man stellte gelegentlich neben dem Sarge des Toten ein Bett auf, dem man ein Saatfeld in Gestalt des Osiris hatte entsprossen lassen, und hoffte, daß der Tote dem Beispiele des Gottes folgen werde. Dabei ist für den Ägypter der geschichtlichen Zeit dieses Sprossen nicht ein Gleichnis; die Texte erklären ausdrücklich, Osiris sei das aus seiner Mumie hervorgegangene Korn. — In ähnlicher Gedankenart wird eine stylisierte Wasserpflanze zu einem der häufigsten Amulette, welche die Auferstehung bedeuten, und tragen die Göttinnen, die sich ewig verjüngen, eine solche Pflanze als Szepter in der Hand.

Eine andere Reihe von Berichten schildert die Auferstehung als ein neu zum Leben Erwachen des in die Gruft gesenkten Körpers, hebt in ausführlicher Weise hervor, wie der Tote wieder den Mund öffne, wie er die Arme und Beine bewegen könne, wie seine Darmöffnung erschlossen sei, wie seine Zeugungskraft erwache. Diese Gedankengänge faßt man am besten als die „Osirianische Unsterblichkeitslehre" zusammen. Denn, so verschiedenartig sie auch im einzelnen sein mögen, sie haben das Eine gemeinsam, daß sie als Vorbild, als erstes Wesen, welchem eine derartige Auferstehung zu teil ward, den Gott Osiris nennen.

Osiris, der Sohn des Gottes der Erde und der Göttin des Himmels, war der erste König, der in völlig menschlicher Weise über Ägypten herrschte. Seine göttliche Natur erwies er in dieser Stellung durch seine Güte und die Wohlthaten, die er spendete. Es gelang ihm aber nicht, aller Herzen zu gewinnen. Sein eigener

Bruder Set stellte ihm nach; unterstützt von mehreren Mitverschworenen umgarnte er Osiris und ermordete ihn. Nach der später verbreitetsten Mythe ward die Leiche in einen Sarg gelegt, dieser in den Nil gestoßen, und erst nach langen Irrfahrten von der Gattin und Schwester des Osiris, der Göttin Isis, dem göttlichen Ideale einer Mutter und Frau nach ägyptischer Auffassung, wieder aufgefunden. Älter scheint die Vorstellung, die Mörder hätten die Leiche in Stücke geschnitten, diese im ganzen Lande zerstreut und Isis habe lange umherziehen müssen, bis sie die Stücke alle oder doch zum größten Teile auffand. Als ihr dies gelungen war, vereinte sie dieselben und baute die Leiche des Osiris wieder auf, um sie als Ganzes zu begraben. Andere leugneten, daß dies geschehen sei, sie ließen jeden Teil an der Stelle, an der er gefunden ward, in je einem der Tempel des Landes, welche die Griechen später als Serapeen bezeichneten, bestatten. In solchem Heiligtume fanden die jeweiligen Überbleibsel des Gottes, in Letopolis beispielsweise der Hals, in Athribis das Herz, in Abydos der Kopf, eine besondere Verehrung. Trotzdem hielt man in den gleichen Tempeln, in schroffem logischen Widerspruche gegen diese Glaubenslehren, auch an der Mythe von dem als Ganzes bestatteten Osiris fest und feierte dem entsprechende Erinnerungstage.

Der Zerstückelungsglaube scheint gerade in der ältesten Zeit des Ägyptertumes besonders betont worden zu sein, denn damals war die mit ihm in Zusammenhang zu bringende Zerstückelung der menschlichen Leiche üblich. Man zerlegte dieselbe in mehr oder weniger zahlreiche Teile und hielt vor allem die Enthauptung des Toten für äußerst wichtig. Die Stücke setzte man innerhalb des Fruchtlandes, wohl in der Nähe der Wohnung des Toten, bei. Nach einiger Zeit, wenn die Fleischteile verwest waren, grub man sie wieder aus, sammelte und reinigte die Knochen und beerdigte diese am Rande des Nilthales im Wüstensande in einer endgültigen Gruft. — Bereits zur Zeit der Pyramidenerbauer war die Sitte weniger verbreitet, ward aber bis in späte Zeiten hinein nicht völlig vergessen. Religiöse Formeln bezogen sich noch Jahrtausende später darauf, daß dem Toten sein abgehauener Kopf im Jenseits zurückerstattet werden sollte. Gelegentlich ist der Brauch thatsächlich auch in jungen Perioden geübt worden. Leichen blieben erhalten, die zunächst enthauptet worden sind; dann aber hat man die Körperreste einbalsamiert, den Kopf vermittelst eines Stabes an dem Rumpfe befestigt und das Ganze mit Mumienbinden umwickelt. Ähnlich

verfuhr man gelegentlich in der Pyramidenzeit mit dem ganzen Körper. Man ließ ihn verwesen, sammelte hierauf die einzelnen Knochen, umhüllte jeden für sich mit Leinewandbinden und legte endlich diese Päckchen in der Reihenfolge neben einander, die der Lage der jeweiligen Knochen am menschlichen Skelette entsprach.

Bei dieser Zerlegung und Wiederzusammenfügung der Leiche waltete, wenigstens in späterer Zeit, kaum einzig und allein der Wunsch ob, durch solche Vornahmen dem Toten den Weg in das Jenseits zu erleichtern; man wollte ihm gleichzeitig die Rückkehr in das Diesseits erschweren. Wie die meisten Völker unserer Erde, so haben auch die alten Ägypter die Verstorbenen, die der Freuden des irdischen Daseins entbehren mußten, vielfach für bösartige Wesen angesehen, die neiderfüllt die Hinterbliebenen zu quälen und zu beunruhigen trachteten. Je sorgsamer man die Begräbnisgebräuche vollzog, um so eher konnte man hoffen, die abgeschiedenen Seelen milder zu stimmen; sie völlig zu befriedigen, war schwer, wo nicht unmöglich. So lag es denn nahe, zu demselben Hülfsmittel zu greifen, welches noch in unserer Zeit in zahlreichen Ländern gegen die Toten, welche als Vampyre angesehen werden, Verwendung findet. Man schneidet derartigen Leichen den Kopf ab, um ihnen das Umgehen auf Erden zu verwehren. Wo der menschliche Leib als die einzig mögliche Verkörperungsform des Toten gilt, kann dieses Mittel als unfehlbar gelten. Nicht so im Nilthale, in dem der Tote, um auf Erden zu erscheinen, nicht stets in seinen Leichnam zurückzukehren brauchte, sondern auch andere Gestalten wählen konnte. Solche Gefahr lag nahe, wenn er die Verletzung seines Körpers bemerkte und sie nun an ihren Verübern zu rächen gedachte. Aus solchem Grunde wird man den Leib nach der Verstümmelung wieder zusammengesetzt haben. Kam der Tote in sein Grab, um zu prüfen, ob hier alles in Ordnung sei, und erschien ihm die Leiche bei äußerlichem Zusehen in tadellosem Zustande, so war er befriedigt. Gedachte er dann aber in irgend einer unglücklichen Laune sie zu beseelen, so fiel der Körper auseinander oder verlor doch das Haupt, ein Auftreten in der altgewohnten Gestalt war unmöglich. Derartige Gedankengänge setzen bei den Verstorbenen einen erheblichen Mangel an Scharfsinn voraus. Allein, das ist wiederum eine jener Vorstellungen, welche sich fast bei allen Völkern findet. Tod und Teufel und die Wesen, die in ihren Kreis gehören, gelten gemeinhin als leicht zu täuschen. Dafür gewährt nicht nur der alte und neue Orient zahllose Beweise in seinen Sagen und Erzählungen, auch

unsere Volksmärchen liefern reiches und verschiedenartiges diesbezügliches Material.

Gelegentlich spielt somit die Sage von der Zerstückelung des Osiris als Vorbild einer entsprechenden Behandlung der menschlichen Leiche eine Rolle. Dies geschieht jedoch verschwindend selten im Vergleiche zu den geradezu zahllosen Fällen, in denen berichtet wird, Osiris sei als Ganzes bestattet worden. Seine Anverwandten waren es dann, die diese Beerdigungspflicht erfüllt hatten und dadurch allen Menschen zeigten, was zu thun sich bei ähnlichem Trauerfalle gezieme. Isis sang dem Bruder, von beider Schwester Nephthys unterstützt, die Klagegesänge und trug die Zauberformeln vor, die den Toten gegen alle Anfechtungen des Jenseits feien sollten. Der schakalköpfige Anubis, der stets bereit steht, den Verstorbenen, ähnlich wie bei den Griechen der Seelenführer Hermes, hinein zu geleiten in das Schattenreich, begnügte sich bei Osiris nicht mit dieser Führerschaft, er unterzog sich selbst der Mühe der Bestattung. Horus, der Sohn des Gottes, rächte den Tod des Vaters an dem Mörder Set und errang in langem, wechselreichem Kampfe die ihm gebührende Nachfolge auf dem Throne Ägyptens. Was aber dieser Thateneifer der Hinterbliebenen vor allem erreichte, das war, daß durch ihn Osiris die Kraft gewann, in seiner alten Gestalt fortzuleben, die Dämonen des Jenseits zu überwinden und sich in dessen Bereiche ein neues Königtum zu begründen, in dem er, wie einst hier über die Lebenden, so dort über die Toten als ein gütiger und gerechter Fürst herrschen konnte.

Diese Fassung der Mythe galt dem Ägypter der geschichtlichen Zeit im allgemeinen als das Vorbild seiner eigenen Zukunft. Wie Osiris mußte er sterben, aber wie dieser auferstanden war, so hoffte er gleiches für sich, damit er im Jenseits in seiner irdischen Gestalt und, nach gewöhnlicher Annahme, auch in seiner irdischen Stellung ewig als treuer Vasall seines Gottes und Königs Osiris fortzuleben vermöge.

Als wesentliches Erfordernis zur Erringung dieser Fortdauer des Ichs gilt in diesen Vorstellungskreisen die Einbalsamierung des Toten, jene umständliche Leichenbehandlung, welche seit alters als eine der auffallendsten Sitten der Ägypter erwähnt wird, und deren Endzweck es war, die in dem heißen Klima des Landes ungemein schnell eintretende Verwesung zu verhindern. Man verfuhr dabei in einer sehr einfachen und technisch recht rohen Weise. Zunächst behandelte man den Körper mit Natron und entzog ihm auf diesem

Wege die Feuchtigkeit, dann übergoß man ihn mit Asphalt und tötete damit die Fäulniskeime. So bewundernswert es ist, daß es gelang, auf solche Weise die Leichen widerstandsfähig genug zu machen, um sie durch die Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeit zu erhalten, so muß man doch betonen, daß von dem Leibe, den der Ägypter bei Lebzeiten besessen hatte, die Mumie nur ein sehr entferntes Bild gewährt. Es war unmöglich, die innern weichen Teile vor dem Untergange zu retten. Lunge, Herz, Magen, alle Eingeweide mußten vor Beginn der Behandlung ebenso entfernt werden, wie das zuerst der Zersetzung preisgegebene Gehirn. Infolge der zu diesem Zwecke notwendigen Verstümmelung des Körpers sank der ganze Unterleib ein, und ward der Knochen zwischen Nase oder Mund und Hirnhöhle zerstört, um auf diesem Wege das Gehirn herausziehen zu können. Die dann folgende Ausdörrung durch Natron und Asphalt vernichtete die Fettteile, so daß zuletzt im Grunde nur die Knochen und die schwarz oder doch dunkelbraun verbrannte Haut zurückblieben. Nur bei äußerst sorgsam behandelten Mumien vornehmer Leute, besonders von Königen und Königinnen, sind die Gesichtszüge kenntlich geblieben, die Leichen des gewöhnlichen Volkes bieten zumeist einen abschreckenden Anblick dar.

Die Leiche pflegte man sorgsam in den Sarg zu betten, der Mund ward geschlossen, die Arme über der Brust gekreuzt oder längs des Körpers herabgelegt, der Todte ruhte ausgestreckt auf dem Rücken. Nur die älteren Perioden des Ägyptertumes bieten von dieser Regel Ausnahmen dar. In der der Pyramidenzeit vorangehenden Nagada-Periode, in welcher die Mumifizierung noch kaum gebräuchlich gewesen zu sein scheint, gab man den als Skelette auf uns gekommenen Leichen mit Vorliebe eine gekrümmte Haltung. Die Kniee sind an die Brust heraufgezogen, die Arme ruhen etwa auf ihnen aufgestützt, die Hände liegen vor dem Gesicht. In dieser Stellung, in der das Kind seinen Eintritt in die Welt erwartet, und die man noch später gern der der Auferstehung harrenden Seele gab, sollte der Tote im Grabe ruhen. Etwas später und bis in die Zeit um 2000 v. Chr. hinab, bettete man nicht selten die Leiche auf die linke Seite, oder wendete doch, wenn sie auf dem Rücken lag, ihr Gesicht dorthin. Man nahm dann an, der Tote könne in dieser Richtung, die nach Westen in das Totenreich führte, aus dem Sarge herausblicken und heraustreten. Um diese Möglichkeit noch schärfer zum Ausdrucke zu bringen, wurden an dieser Stelle außen am Sarge zwei große Augen in Malerei oder Relief gewissermaßen

als Ausluglöcher des Toten angebracht. Und innen im Sarge und häufig auch an der entsprechenden Stelle der Grabeswand bezeichnete das Bild einer Thür den gleichen Ort. Damit die Pforte aber nur zum Ausgange des Toten diene, und nicht etwa von einem Feinde benutzt werde, um in das Grab und in den Sarg einzudringen, versahen vorsichtige Leute das Thürbild mit einem sorgsam zugeschobenen Riegel.

Auffallend ist es, daß in den zahllosen Texten, welche der Schilderung der Unterweltsschicksale der Toten gewidmet sind, in all den Angaben über Gebräuche, welche am Grabe zu vollziehen waren, in den Anspielungen auf die Geschicke des Osiris, nie der Bedeutung gedacht wird, die man eigentlich in geschichtlicher Zeit der Erhaltung der Leiche zuschrieb. Der Umstand, daß man, wie bereits bemerkt, annahm, gelegentlich könne die Seele in die Leiche zurückkehren, um in dieser Hülle auf Erden umzugehen, genügt nicht, um die Vornahme einer so kostspieligen und langwierigen Einbalsamierung zu erklären. Und dies um so weniger, als die Seele für eine irdische Manifestation nicht auf die Leiche angewiesen war, sie vielmehr zahlreiche andere Gestalten annehmen konnte, welche ihr ohne jede Belastung der Hinterbliebenen zur Verfügung standen. Es deutet dieses Fehlen von Erwähnungen darauf hin, daß ursprünglich die Bedeutung der Leiche eine größere war als später, und daß man die Bemühungen um ihre Erhaltung noch in einer Zeit fortsetzte, in welcher die einstige Notwendigkeit derselben nicht mehr so unbedingt erforderlich erschien. Es wäre dies ein neues Beispiel für die vielfach im Nilthale zu beobachtende Erscheinung, daß man uralte Gebräuche in der gewohnten Weise fortbestehen ließ, auch nachdem seit Jahrhunderten ihre Grundbedeutung vergessen oder doch wesentlich abgeschwächt worden war.

Anderweitige Andeutungen treten den eben dargelegten Gesichtspunkten zur Seite, um zu beweisen, daß es im alten Ägypten eine Zeit gab, in welcher man glaubte, das Unsterbliche im Menschen werde stets mit dem Körper verbunden bleiben, auch nachdem das für irdische Augen sichtbare Leben erloschen war. Die Fortdauer der unsterblichen Teile war an die Erhaltung des Körpers gebunden. So ward der Sarg die Behausung des Abgeschiedenen, aus der er dann, wie eben angeführt, gelegentlich herausblicken oder heraustreten konnte, um sich im Grabe zu ergehen. Infolgedessen suchte man das Grab, „das ewige Haus“, möglichst groß und wohnlich zu gestalten, und alles darin aufzustellen, was man bei Lebzeiten

als Bedürfnis empfunden hatte. So standen und lagen hier Möbel und Geräte aller Art, Waffen um sich gegen Feinde zu verteidigen, Schriftstücke mit magischen Formeln gegen Dämonen oder auch unterhaltenden Inhaltes, um sich von Zeit zu Zeit die Langeweile zu vertreiben, männliche und weibliche Gefährten um die Einsamkeit des Grabes zu beleben, Speise und Trank. Besonders letzteres erschien jederzeit unentbehrlich, denn Hunger und Durst empfand der Tote so gut wie der Gott und der irdische Mensch. Wurden sie ihm nicht durch Opfergaben gestillt, dann mußte er aus dem Grabe sich hinausschleichen und suchen irgendwie Eßbares zu rauben. Gelang ihm dies nicht, so stürzte er sich zuletzt verzweifelt auf die schmutzigsten Abfälle, aß Kot und trank Urin, um seine grimme Not zu lindern. Wie groß die Besorgnis vor solchem Geschicke war, das zeigen bereits Formeln der Pyramidentexte, denen zufolge sich der König vor allem vor solcher Zwangslage durch seine Zauberkraft schützen zu können hoffte. Die Nahrungsbeschaffung für den Verewigten bildet den wesentlichsten Inhalt des ägyptischen Totenkultes, wie sich dementsprechend die Verehrung der Götter vor allem darin zeigt, daß man Sorge trägt, daß diese höheren Wesen keinen Mangel an Nahrung erdulden.

Anfangs brachte man die den Bewohnern des Jenseits zugedachten Gaben in ihrer thatsächlichen Gestalt dar und opferte wirkliche Ochsen und Gänse, Brot und Früchte, tötete auch bisweilen nach einem sehr umständlichen Ceremoniell, wie bereits erwähnt, bei der Bestattung, für den Verstorbenen bestimmte Diener. Nur darin erlitt die irdische Form der Gaben gelegentlich eine Veränderung, daß man sie einbalsamierte, um sie auf diesem Wege ebenso unvergänglich zu machen, wie den Körper des Toten. Gerade so wie dessen Mumie, ungeachtet des Prozesses, dem sie unterzogen worden war, ihre irdische Gestaltung nicht verloren hatte, so glaubte man, werde eine derartige Einbalsamierung der Fleischspeisen ihrer Genußfähigkeit keinerlei Eintrag thun.

Das Darbringen solcher wirklichen Gaben verursachte naturgemäß erhebliche Kosten und so trat bereits frühe der Gedanke auf, sie durch bildliche Opfer zu ersetzen. Man legte kleine Ochsen und Gänse, Brote und Libationsvasen aus Stein oder gebranntem Thon in das Grab, oder stellte in ihm Opfertische auf, die an der Oberseite in Relief eine reiche Auswahl der verschiedenartigsten eßbaren Gegenstände abgebildet zeigten. Vermöge magischer Formeln sollte es dem Toten gelingen, diese Stücke in ihre Vorbilder zu ver-

wandeln, um diese dann zur beliebigen Verfügung zu haben. Dabei ward noch ein weiterer Vorteil gewonnen, solche Gaben waren unvergänglich, die Verwesung konnte ihnen keinen Schaden bringen. Vor allem aber konnte man sich nunmehr das Menschenopfer, welches der fortschreitenden Gesittung widersprach, ersparen. Nur sehr selten ward es in geschichtlicher Zeit noch dargebracht. In der Regel legte man dem Toten kleine Statuetten, die sogenannten Uschebti, „Antworter“, in das Grab, die aus Holz, Stein oder glasierter Kieselerde gefertigt, jetzt unsere Museen füllen. Sie waren einst dazu bestimmt, von dem Toten durch eine Zauberformel zum Leben erweckt zu werden, um für ihn Ackerbau zu treiben, zu welchem Zwecke man den Bildnissen ländliche Werkzeuge, Hacken und Körbe, in die Hand gab. Neben diesen männlichen Dienern, die oft zu Tausenden ein und demselben Toten dargebracht wurden, finden sich, wenn auch seltener, weibliche, die im Jenseits seinen Harem zu bilden berufen waren. In alter Zeit stellte man mitunter einen ganzen Hausstand in Holz gearbeitet in das Grab, Bäckerinnen, Bierbrauer, Gabenträger, Matrosen, u. s. f.

In die Reihe dieser bildlichen Opfer gehören, außer solchen mehr oder weniger plastischen Gaben, auch die eingemeißelten und gemalten Darstellungen, welche die Grabkammern schmückten. In ihnen rollt sich jetzt das ganze Leben des alten Ägypters vor uns auf: der Ackerbau vom Säen an bis zur Ernte, das Bereiten des Brotes, das Schlachten und Braten der Ochsen, das Füttern und Zubereiten der Gänse, das Brauen des Bieres, das Keltern des Weines, die Herstellung der verschiedenen Geräte. Dann folgen Vorführungen der frohen Tage des Lebens: die Jagd in den Sümpfen des Nilthales, vor allem des Delta, auf Vögel, Fische und Nilpferde, Ballspiele, Tänze, Turnübungen, das Darbringen der Erträgnisse der Ernte u. a. m. Dies sind nicht nur Darstellungen aus dem einstigen Leben des Bestatteten, der als Zuschauer immer wieder in den Reliefs abgebildet erscheint, bestimmt, bei den Hinterbliebenen das Gedächtnis an sein irdisches Walten wach zu erhalten. Diese Bildwerke in dem Grabe haben häufig einen höheren Zweck. Durch magische Formeln vermochte ihnen der Tote Leben zu verleihen, so daß das Bild zur Wirklichkeit erstand. Dann sproßte das Korn auf dem Felde, das Feuer brannte, die Diener arbeiteten, und der Verewigte saß dabei und erfreute sich der regen Thätigkeit, die zu seinem Nutzen und Frommen sich vor seinen Augen abspielte. Was an Nahrungsmitteln hier entstand, war für seinen Tisch be-

stimmt, die Arbeit seiner Diener schützte ihn vor jeglichem Mangel, die dargestellten Szenen ließen ihn die Freuden der Jagd stets von neuem in Wahrheit und in vollen Zügen genießen.

Das Totenopfer in bildlicher Form war weit bequemer als das in wirklicher Gestalt, es verlangte jedoch immerhin noch einen gewissen Aufwand. Hatte man sich aber einmal an den Gedanken gewöhnt, daß es möglich sei, aus den Bildern durch eine magische Formel Gegenstände heraus zu zaubern, so war von hier aus nur ein Schritt zu der Ansicht, daß man durch noch kräftigere Zaubersprüche auch ohne solches Mittelglied die gewünschten Dinge aus dem Nichts werde erstehen lassen können. Diesen Schritt haben die Ägypter bereits frühe gethan. Das Hersagen einer bestimmten Weiheformel sollte genügen, um dem Verewigten ohne weiteres das Totenopfer zu verschaffen: „Eine Königliche Opfergabe sei dargebracht dem Gotte Osiris, damit er gebe tausend Ochsen, tausend Gänse, tausend Brote der Person des verewigten N. N." ist die viel variierte, aber im Grunde stets gleich bleibende Fassung, in der die Formel in unzähligen Wiederholungen die ägyptischen Leichensteine bedeckt. Sie steht dabei entweder allein oder begleitet von einer längeren Anrufung, welche die Vorübergehenden auffordert, die Formel zu Gunsten des Verstorbenen auszusprechen. — Im Namen des Königs erfolgt solche Widmung, denn der Pharao galt im Nilthale ständig als der berufene Mittler zwischen der Gottheit und seinem Volke. War er doch selbst göttlichen Ursprunges und hervorgegangen aus der Verbindung eines Gottes, meist des Sonnengottes Râ, mit einer sterblichen Frau, meist der Gattin seines Vorgängers auf dem Pharaonenthrone. Als solcher war er sicher, williges Gehör bei seinen Blutsverwandten, den höheren Mächten zu finden, in deren Kreis er nach dem Tode als gleich berechtigtes Mitglied zurückzukehren hoffte. Am Anfange der Entwicklung des Volkes hatte der Herrscher daher alle gottesdienstlichen Handlungen, unter denen das Totenopfer eine der wichtigsten war, selbst vollzogen. Als der Staat wuchs und praktische Gründe ihm solche vielseitige Bethätigung verboten, erfolgten die Gebete und Opfer doch wenigstens in seinem Namen, um den Göttern gegenüber die alte Sitte und Verpflichtung zu wahren und ausdrücklich zu betonen.

Die Gabe richtet sich nicht ohne weiteres an den Toten, sondern an den Gott, der dieselbe dem eigentlichen Empfänger übermitteln sollte. Diese Handlungsweise erscheint irdischen Vorstellungskreisen angepaßt. Hier im Nilthale dankt jeder Bürger seine Stellung,

seinen Besitz, seine Nahrung der Güte des Königs, der sie oder doch die Möglichkeit sie zu erwerben, ihm verliehen hat. Selbst der Vornehmste gilt im Prinzip als ein Lehnsträger Pharaos, wenn er auch thatsächlich sich noch so eifersüchtig jeder Einmischung desselben in seine Privatangelegenheiten oder seine Thätigkeit widersetzte. Wie derart die Verhältnisse im Diesseits theoretisch aufgefaßt wurden, so dachte man sich dieselben im Jenseits entwickelt. Hier war der Götterkönig unumschränkter Herr aller seiner Unterthanen, vor allem der Toten. Wer letztern etwas zukommen lassen wollte, ging am sichersten, wenn er sich an ihn wendete und ihn beschwor, von seinem Überflusse dem einzelnen Toten das ihm Bestimmte zufließen zu lassen. Auf doppeltem Wege konnte dies der Gott thun, entweder einfach in Form eines Geschenkes oder aber in feierlicherer Weise auf Grund eines Dekrets, das er unter Bezugnahme auf seine königliche Stellung in einer staatsrechtlich genau vorgeschriebenen Fassung für den Toten erließ. In zahlreichen Gräbern, besonders der jüngeren Perioden, haben sich solche Dekrete auf Papyrus oder auf Stelen aufgezeichnet erhalten. Die Hinterbliebenen haben sie gleich fertig abgefaßt dem Toten mitgegeben in der Hoffnung, der Gott werde ihren Inhalt im richtigen Augenblicke sich zu eigen machen und seine Durchführung durch ihm untergebene Götter und Dämonen niederen Ranges veranlassen.

Eigenartig wirkt in diesen Formeln die Großmut der Hinterbliebenen. So lange man die Opfer wirklich darbringen mußte, und auch noch, als es im Bilde notwendig erschien, hatte man sich mit wenigem, mit einem Ochsen, einigen Broten begnügt. In dem Augenblicke, in dem es nur auf Worte ankam, sprach man den Toten die Gaben gleich zu Tausenden zu, die Mühewaltung ward dadurch nicht größer, die Befriedigung des Jenseitsbewohner dagegen eine um so sicherere. Wichtig war es nur, daß man bei der Aussprache der Formel den Namen desjenigen, für den die Gabe bestimmt war, genau bezeichnete, um zu verhindern, daß andere, weniger begünstigte Wesen sich der Geschenke bemächtigten und sie dem rechtmäßigen Eigentümer vorenthielten. Man fügt daher dessen eigenem Namen den Namen seiner Mutter bei, denn dem Ägypter galt theoretisch stets die Abstammung von der Mutter als die sicherere und wichtigere. Ihre Erwähnung erfolgt daher in religiösen Formeln auch noch in den Zeiten, in denen längst im praktischen Leben auf die Abstammung vom Vater das größere Gewicht gelegt wurde.

Die besprochenen Gaben wurden im Grabe niedergelegt und

angebracht, die Formeln in ihm oder an seinem Eingange gesprochen; man nahm an, daß der Tote hier persönlich weile, in seiner Leiche seinen bleibenden Aufenthalt genommen habe. Die Sitte blieb bestehen, auch als die Vorstellung, die mit ihr einst verknüpft gewesen war, sich abschwächte, und man dem Toten ein weiteres Aufenthaltsgebiet zuschrieb, als es die eng begrenzten Grabesräume ihm darzubieten vermocht hätten. Immer und immer wieder strebte man nicht nur darnach, die Grab-Behausung möglichst angenehm und bequem auszustatten, man behandelte auch die Mumie als wäre sie eigentlich die unsterbliche Persönlichkeit. Zu ihr legte man, an sie band man alle die Amulette, die den Weg in das Jenseits erleichterten, gab ihr die Formelsammlungen mit, deren Inhalt man dort aussprechen sollte, rüstete sie nach jeder Richtung hin für die Reise zu den Göttern aus. Und doch war nicht sie es, die dieselbe antreten sollte, sondern ein anderes, ihr zwar äußerlich völlig gleiches, aber doch persönlich von ihr verschiedenes Wesen, welches der Ägypter als den Osiris des Toten zu bezeichnen pflegt. Das Widerspruchsvolle, das in der geschilderten Auffassung liegt, hat der Ägypter nie zu lösen versucht, das Verhältnis des Osiris zur Mumie ist eine Thatsache, die wir auf Grund der Texte als gegeben hinnehmen müssen, so unlogisch auch der Glauben an zwei gleiche und doch verschiedene Gestaltungen eines und desselben Ichs erscheinen mag. Die Entstehung der Vorstellung erklärt sich daraus, daß anfangs die Mumie als dauernde Hülle des unsterblichen Ichs galt, daß später aber dieses Ich durch den Osiris gebildet ward, ohne daß man gewagt hätte, mit der veränderten Auffassung des unsterblichen Wesens die alten, durch die neuen Lehren eigentlich gegenstandslos gewordenen Sitten und Gebräuche aufzugeben.

Die Reise des Osiris des Toten vom Grabe bis zum Herrschersitze des Gottes Osiris bildet einen großen Teil des Inhaltes der religiösen Schriften des mittleren und neuen Reiches, der Zeit von 2500 v. Chr. an abwärts. Vor allem der bekannteste und verbreitetste derartige Text, das sog. Totenbuch, ist ihr gewidmet. Es enthält die Formeln, vermittelst deren der Tote die verschiedenen Hindernisse, die ihm im Verlaufe seiner Wanderung entgegentreten, zu besiegen vermag. Vor allem finden sich in ihm, wie schon erwähnt, die Namen der in der Unterwelt vorhandenen Dämonen und Gegenstände verzeichnet, deren Kenntnis für den Toten in erster Linie erforderlich war, da für den Ägypter der Name nicht eine zufällige Benennung eines Dinges ist, sondern einen wesentlichen

Bestandteil desselben bildet. Wer den Namen eines Gottes oder Dämons kennt und richtig auszusprechen weiß, dem muß der Träger des Namens zu willen sein. Als es einer alten Legende zufolge der Göttin Isis gelungen war, durch schlaue List den Sonnengott zu zwingen, ihr seinen wahren Namen zuzuflüstern, da hatte sie damit die Macht des Götterkönigs erlangt und war die höchste Göttin geworden. Wer entsprechend in der Unterwelt einen Dämon bei Namen rief, dem konnte derselbe keinen Schaden mehr zufügen; wer ein Thor richtig nannte, dem mußte dasselbe seine Flügel öffnen; wer das richtige Wort wußte, dem war das Ding zu eigen.

Auffallenderweise hat der Ägypter es niemals versucht, den Weg, der vom Grabe zur ewigen Heimat führte, kartenmäßig festzustellen, wäre es auch nur in der wenig genauen Art gewesen, in der er sich die Unterwelt im Buche von dem „was ist in der Tiefe" oder in dem Buche von den Thoren klar zu legen gesucht hatte. Nicht einmal die Reihenfolge, in der die einzelnen Räume durchschritten werden mußten, stand fest. Es besteht daher auch keine feste Ordnung in der Aneinanderreihung der einzelnen jeweils in Betracht kommenden Abschnitte des Totenbuches. Nur an dem einen wird festgehalten, daß der Weg sich auf der Erde hinzieht. Bald schreitet der Tote zu Fuß dahin, bald fährt er im Boote, immer geht die Reise in ähnlicher Weise vor sich, wie es etwa in dem Delta geschehen wäre. Die Tiere, die ihn bedrohen, sind irdische, Schlangen und Krokodile. Was er ersehnt, ist Speise und Trank, welch letzteren ihm eine Göttin nicht lange nach dem Antritt des Zuges aus einem Baume heraus zu reichen pflegte, ähnlich wie in der Wüste bei Bäumen sich dem Wanderer das erquickende Wasser darbietet. Die Richtung der Reise geht nach Westen, dahin, wo die Sonne untergeht und wo hinter unwirtsamen Wüsten das Geheimnis des Landes der Seligen sich verbirgt. Wenn gelegentlich auch in diesen Schilderungen neben dem stehend als Reich des Osiris genannten Westen als Aufenthaltsort der Toten der Norden oder der Himmel in der Gegend des großen Bären auftritt, so handelt es sich dabei um ein Hineintragen ursprünglich abweichender Vorstellungen, die das Totenreich in der sonnenlosen, kalten Zone suchten, in die Osirislehre. In letzterer ist das Westland gleichbedeutend mit Totenheimat und diesem Glauben zuliebe bestattete man die Abgeschiedenen im Westen des Nilthales am Rande der Wüste, durch die sie ihre Straße nehmen sollten.

Die einzelnen Ereignisse auf der Fahrt, über die die Ansichten

nicht nur in verschiedenen Perioden, sondern auch in der gleichen Zeit geschwankt haben, zu schildern, hat hier keinen Zweck. Ihr Ende fand sie in der Halle der doppelten Wahrheit, in der Osiris, unterstützt von 42 Beisassen, als Richter thronte. Der schakalköpfige Anubis führte den Verstorbenen in den Saal ein, der Tote sprach ein längeres Gebet, in dem er 42 Vergehen aufführte, die er nicht begangen habe. Er habe nichts Schlechtes gegen die Menschen vollbracht, seine Mitmenschen nicht bedrückt, nichts Böses gethan, nichts verübt, was die Götter verabscheuen, den Sklaven nicht durch seinen Herrn schädigen lassen, Niemanden zum Hungern oder Weinen gebracht, weder selbst gemordet noch einen Mord befohlen, die Opferbrote weder verdorben noch vermindert, die Bekleidungen und Binden der Toten nicht geraubt, keinerlei unsittliche Handlung begangen, u. a. m.

War dies geschehen, so wurde die Wahrheit der Rede dadurch erprobt, daß Thoth, der Gott der Weisheit und Schrift, und Horus, der Sohn des Osiris, das Herz des Verstorbenen gegen die Wahrheit abwogen. Auf Grund des Ergebnisses dieser Handlung erfolgte der Urteilsspruch über den Toten. Wie es dem ungerecht Befundenen erging, darüber läßt sich das Totenbuch nicht weiter aus. Es spricht von seiner Bestrafung, Vernichtung, von der drohenden Fresserin des Westlandes und ähnlichem, geht dabei aber nirgends in das Einzelne. Da man hoffte, daß der Inhaber der Totenbuchtexte solchem Schicksale entgehen werde, hat man diesbezügliche Schilderungen unterlassen und sich damit begnügt, nur das zu beschreiben, was man für diesen wünschte, den Aufenthalt im Reiche der Gerechten, der selig Gesprochenen, in den Gefilden Aalu oder Aaru.

Dieses Gebiet war gestaltet wie unsere Erde und ähnelte am meisten dem Delta, an das auch sein Name erinnerte, denn Aalu sind in erster Linie die auf sumpfigem Boden sprossenden Gewächse. Ein Nil floß in ihm, der sich in zahlreiche Arme spaltete und Inseln bildete, auf denen Tote und Götter hausten. Hier aßen die Verewigten und tranken, kämpften mit ihren Feinden, gingen auf die Jagd, erfreuten sich am Brettspiel, das sie mit ihren Genossen oder im Notfalle auch mit ihrer eigenen Seele spielten, opferten den Göttern, fuhren auf den Kanälen umher. Ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, dessen verschiedene Episoden die Bilder der Gefilde Aalu genau darstellen. Zuerst wird die Erde mit dem Pfluge aufgerissen, dann gesät, das Korn, das weit über Manneshöhe aufschießt, mit der Sichel geschnitten, Ochsen treten die Körner aus, diese werden von den Hülsen gesondert, zum Schlusse dem Gotte des

Niles, dem man in erster Reihe den Segen der Ernte verdankt, geopfert.

Diese Lehre, welche eine verhältnismäßig einfache ist und welche das Leben nach dem Tode ungefähr ebenso auffaßt, wie es das Leben auf Erden gewesen war, ist wohl eine der ältesten Jenseitsvorstellungen, die das ägyptische Volk kannte. Sie findet sich in ähnlicher Weise bei den allerverschiedensten Völkern wieder. Ihr zufolge behält der Mensch auch seine irdische Stellung bei. Wer hier in Ägypten herrschte, blieb ewig Herrscher, wer hier diente, ewig Diener. Allmählich hat sich aber doch auch in diesen Anschauungskreis der Wunsch Eingang verschafft, dem Toten ein besseres Loos zu bereiten, als es sein irdisches gewesen war. Magische Formeln sollten ihm dieses gewinnen, ihm die Möglichkeit gewähren, in den Gefilden Aalu ein glückliches, freies Leben zu führen, bedient von den Uschebti-Statuetten, die man ihm mitgegeben hatte. Und wenn es ihm dort nicht mehr gefiel, dann konnte er auf die Erde zurückkehren und die Stätten besuchen, die ihm einst lieb und wert gewesen waren, in seinem Grabe vorübergehend Aufenthalt nehmen und hier Opfer in Empfang nehmen oder sonst sich ergehen. Oder er konnte sich in einen Reiher, eine Schwalbe, eine Schlange, ein Krokodil, einen Gott verwandeln, alle Gestalten annehmen, die er wollte.

Solche Verkörperung in verschiedenen Leibern ist in Ägypten nicht eine Seelenwanderung, wie in Indien, sie ist nicht dazu bestimmt, eine allmähliche Läuterung der Seele des Menschen zu erzielen. Sie ist hier ein Vorrecht, das dem selig befundenen, zaubererfahrenen Toten zu teil wird, das ihm die größtmögliche Beweglichkeit, die größtdenkbare Macht verschaffen soll, das den Verewigten mit einer die Welt durchdringenden Kraft ausstattet, ihn gelegentlich in Allem und Jedem sein läßt, ohne daß er darum im All aufginge und irgend etwas von seiner Individualität einbüßte.

Neben der Vorstellung von dem Toten, der persönlich nach Westen zog, läuft im Totenbuche und in den verwandten Texten seit den ältesten Zeiten eine andere, weit verwickeltere und ihr widersprechende unausgeglichen nebenher. Ihr zufolge war das Unsterbliche im Menschen aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Diese einzelnen Teile, deren Zahl in den ägyptischen Anschauungen sehr häufig gewechselt hat, hatten sich im Körper vereint aufgehalten; im Augenblicke des Todes verließen sie denselben und suchten jeder für sich den Weg in das Jenseits zu finden. Man hat diese Lehre der eben dargelegten von den Gefilden Aalu dadurch angegliedert, daß man

sich die Teile nach der Gerichtsszene im Toten wieder vereinigen ließ, so daß in ihm der irdische Mensch in Fleisch, Blut und Seele wieder erstand, der fortan in den Gefilden der Seligen weilen sollte. Im allgemeinen aber behandeln die Texte die einzelnen Seelenteile als selbständige Wesen, und diese haben für die ägyptische Auffassung des Jenseits derartige Wichtigkeit besessen, daß an dieser Stelle wenigstens der wichtigsten unter ihnen in Kürze gedacht werden muß.

Der bekannteste Seelenteil ist der Ka, eine Gestalt, die dem Menschen vollkommen gleich ist, mit ihm geboren wird und bei dem Sterblichen bleibt bis er verscheidet. Nur bei dem Könige ist es anders. Seinem Ka wird ein gewisser Sonderbestand zugeschrieben, in den Reliefs steht er in Gestalt eines kleinen Mannes hinter dem Herrscher und es kommt vor, daß der König seinem eigenen Ka anbetend und opfernd naht und sich von ihm Wohlfahrt, Heil und Macht versprechen läßt. Ein entsprechendes Verhältnis bestand vermutlich bei den Göttern, die gleichfalls einen Ka besaßen, denn hier ist beispielsweise der große Tempel zu Memphis nicht die Behausung des Gottes Ptah schlechthin, sondern wird als Burg des Ka des Ptah bezeichnet. — Im Augenblicke des Todes trennt sich der Ka von dem Menschen und wird nunmehr dessen eigentliches Ich. An ihn richten sich die Totengebete, denn er braucht Speise und Trank, er lebt im Jenseits, ohne daß es ihm freilich benommen wäre, gelegentlich in das Grab zurückzukehren, der „in seinem Sarge lebende Ka" zu werden und hier mit der Mumie vereint eine Zeitlang zu verweilen.

Entstanden ist der Glaube an dieses Doppeltsein des Menschen wohl durch das Traumbild. Man konnte bei Lebzeiten den Menschen im Schlafe in leiblicher Gestalt vor sich sehen, auch wenn deren Träger in der Ferne weilte, und gleiches Bild konnte nach dem Tode des Menschen sich zeigen. Andererseits ist es klar, daß der Ka in seinem Gedankeninhalte mit dem Osiris des Toten sich vielfach berührt und liegt daher die Vermutung sehr nahe, daß in der üblichen ägyptischen Religionsform zwei Glaubenskreise zusammen gewachsen sind, deren einer den unsterblichen Doppelgänger als Osiris bezeichnete, während ihn der andere Ka nannte. Eine dritte Gestaltung, welche mit diesen beiden große Ähnlichkeit besessen zu haben scheint, spielt am Anfange des neuen Reiches, insbesondere in Theben, eine größere Rolle, es ist der Chu oder Achu, „der Leuchtende" oder der Chu aker „der vollkommen Leuchtende" des Toten. Er wird gelegentlich göttlich verehrt, an andern Stellen wenden sich Totengebete an ihn und wie man in Vermischung zweier ursprüng-

lich gesonderter Begriffe bisweilen von dem Ka des Osiris des Verewigten spricht, so konnte man auch den Ka seines Chu anrufen.

Daß das Gedankenbild des Menschen auf den Glauben an den Ka einwirkte, bezw. ihn hervorrief, dafür spricht der Umstand, daß man ihn zeitweise dem Namen gleichsetzte. Auch dieser, auf dessen Wichtigkeit bereits hinzuweisen war, ward häufig als ein unsterblicher Bestandteil des Menschen aufgefaßt und besaß eine selbständige Persönlichkeit. — Ein weiterer Seelenteil, der Ba, hatte die Gestalt eines menschenköpfigen Vogels, der, wie wir sahen, auch allein die Seele des Menschen bilden konnte. Ihn stellte man häufig dar, wie er die Mumie besucht, mit seinen menschlichen Armen streichelt oder zu ihr in das Grab hinabfliegt, um sie mit Speise und Trank zu erfreuen.

Etwas seltener erscheinen in den Texten als selbständige Seelen des Toten der Sahu, der die Gestalt eines in Mumienbinden eingewickelten Menschen hat; der meist als großer Fächer abgebildete Chaibt, der Schatten, den der Mensch bei Lebzeiten geworfen hatte und der, wie der Schatten Peter Schlemihl's in Chamisso's Erzählung, eigene Realität besaß; und endlich der Sechem, die „ehrwürdige Gestalt", eine mehr verklärte, aber doch dem Menschen gleichbleibende Verkörperung seiner äußeren Erscheinung. Auch diese drei Seelenteile ähneln dem Osiris, bezw. dem Ka, so stark, daß sie wohl aus anderen parallel laufenden Glaubenskreisen in die Osirisreligion übernommen sein werden. Hierfür spricht es auch, daß sie zwar vielfach genannt werden, daß man aber nichts genaueres von ihnen zu sagen, ihnen keine scharf umgrenzte Bedeutung zu geben weiß.

Weit wichtiger als sie ist in den religiösen Texten das Ab, „das Herz" des Menschen. Das Herz gilt dem Ägypter im allgemeinen als der Sitz des Lebens. Wollte demnach der Tote auferstehn und weiter leben, so mußte er sich in den Besitz des dazu unbedingt erforderlichen Organs setzen. Im Anschlusse an diese Vorstellung entwickelte man eine in sich abgeschlossene Lehre über die Wanderung des Herzens, das beim Tode den Menschen verlassen hatte, in das Jenseits, und über die Art, in welcher der Tote ihm wieder begegnete und sich von neuem mit ihm zu vereinigen verstand. Die hierbei vorausgesetzte zeitweise Trennung des Lebensorgans von dem Körper verursachte dem Ägypter jedoch eine große Schwierigkeit. Hatte ihn das Herz verlassen, so war dem Körper und damit auch der diesem gleichgedachten Gestalt des Osiris das Leben unmöglich gemacht. Um dies zu vermeiden, entschloß man sich der Mumie

ein künstliches Herz zu geben, welches als Ersatz für das leibliche zu dienen hatte. Solche Rolle spielen Rollkiesel von brauner Färbung, oder später kleine Bilder des Gefäßes, in welches man bei der Einbalsamierung das dem Körper entnommene Herz zu legen pflegte, oder auch große, unten abgeflachte Bildnisse eines Skarabäus-Käfers, des Tieres, welches im Nilthale stets das Werden und Sein zu versinnbildlichen berufen war. Den durch magische Formeln beseelten Herzensvertreter legte man in der Mumie an die Stelle des wirklichen Organs, und hoffte auf solche Weise dem Körper Wärme und Existenzfähigkeit gegeben zu haben. Die betreffenden Zauberworte schrieb man gelegentlich auf den Herzensskarabäus selbst oder nahm sie auch in die religiösen Formelsammlungen zum Gebrauche für den Osiris auf.

Andere unbedeutendere Teile der Seele können hier übergangen werden. Das Besprochene zeigt in genügender Klarheit, daß zahlreiche, ursprünglich selbständige Lehren hier zusammengeflossen sind, um das zu bilden, was in dem Totenbuche und den verwandten Texten als Unsterblichkeitslehre auftritt. Festhaltend an allem dem, was er von seinen Vätern ererbt hatte, hat der alte Ägypter zwar eine Unzahl religiöser Vorstellungen besessen, eine einheitliche Religion aber niemals entwickelt. Wie es ihm möglich war, die verschiedenen Lehren gleichzeitig zu glauben; anzunehmen, er werde nach dem Tode in dem fast stets dunkeln Reiche der Unterwelt weilen, mit der Sonne am Himmel kreisen, in den Gefilden der Seligen das Feld bestellen, seine Seele werde als Vogel zum Himmel auffliegen, als Ganzes in menschlicher Gestalt zu Fuß nach Westen ziehn, sich in ihre verschiedenen Bestandteile zerlegen, wie er das vermochte, diese Frage läßt sich nicht lösen. Die Forschung unserer Tage kann hier nur die Thatsache feststellen, daß diese Vorstellungen vorhanden waren und als gleichberechtigt galten. Sie muß dies thun, auf die Gefahr hin, daß dadurch die von den Schriftstellern des klassischen Altertumes hoch gepriesene Weisheit der alten Ägypter auf diesem spekulativ-religiösen Gebiete in einem wenig günstigen Lichte erscheint. Ihr Jenseitsglaube ergiebt sich aus ihren eigenen Aufzeichnungen als ein sonderbares Gemisch philosophischer Ideen und der ursprünglichsten Gedankengänge noch unentwickelter Naturvölker.

Inhalt.

Einleitung S. 3. — Vernichtung des Menschengeschlechts S. 5. — Der Tod S. 7. — Totenreiche: a) unter der Erde: Sonnenfahrt in der Unterwelt S. 10. — b) über der Erde S. 16. — c) auf der Erde S. 18. — Leichenzerstückung S. 20. — Einbalsamierung S. 22. — Totenopfer S. 25. — Reise des Osiris S. 29. — Gefilde der Seligen S. 31. — Seelenteile S. 32.

Arabien vor dem Islam

Von

Dr. Otto Weber



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 1.

Arabien ist die Völkerkammer der semitischen Rasse gewesen. Von dort aus hat sie ihren Weg genommen, um in unaufhaltsamem Vordringen alle Stätten zu überfluten, welche der Verlauf der Geschichte als von Semiten bewohnt zeigt. Es muß eine unerhörte Lebenskraft an den Boden dieses eigenartigen Landes gebunden gewesen sein. Auch andere Rassen haben den Versuch gemacht in Vorderasien sich zur Geltung zu bringen und hin und wieder einen Ansturm auf die alten Kulturcentren unternommen. Sie haben es nicht vermocht, sich dauernd zu behaupten und mehr als flüchtige, nur von politischem Einfluß getragene und mit ihm wieder schwindende Spuren ihres Wesens der semitischen Kultur aufzudrücken. Das arabische Volkstum hat sie in stets sich verjüngender Kraft immer wieder hinweggefegt und eifersüchtig darüber gewacht, daß kein rassenfremdes Element das Erbe der semitischen Kultur auf die Dauer an sich reiße. So hat in steter, durch Jahrtausende sich hinziehender Ablösung der an ihrer eigenen Kultur absterbenden Völker durch junge, urwüchsige, lebenskräftige Elemente gleicher Rasse das Arabertum das gewaltige Land von der Südküste der arabischen Halbinsel bis zum Euphrat und Tigris und der Ostküste des Mittelländischen Meeres bis zum heutigen Tag als eigenstes Herrschaftsgebiet behauptet.

Eine überlegene Kultur ist es, wie niemals bei großen Völkerverschiebungen, auch hier nicht gewesen, was dem erobernden Volk zur Herrschaft verholfen hat. Daß aber Araber nicht nur einmal die alte Kulturwelt sich unterworfen haben, um dann, wenn ihre Zeit um war, wieder einer anderen Rasse zu erliegen, daß es vielmehr immer wieder Araber waren, die sich im Besitz der einmal von ihnen eroberten Kulturcentren ablösten, das lag in der Natur des Heimatlandes begründet.

Arabien war nie im Stand große Menschenmassen dauernd zu tragen. Nur vereinzelte Partien, wo ständige Bewässerung vor-

handen ist, haben feste Ansiedelungen ermöglicht. Die große Masse des Landes ist und war jederzeit wasserarm und bot nur wandernden Beduinen und ihren Herden stets wechselnden Aufenthalt. An den festen Ansiedelungen hat sich schon frühzeitig eine Kultur entwickelt und sicher hat sich bereits in vorhistorischer Zeit und dann immer wieder im Mutterland im kleinen derselbe Vorgang abgespielt, den das Überströmen des semitischen Elements auf den ganzen vorderen Orient im großen darstellt: die fruchtbaren Landstriche haben den Überschuß ihrer Bevölkerung an die angrenzenden Weidetriften abgestoßen, umgekehrt aber haben die kühnen Söhne der Steppe die glücklicheren Bewohner der Kulturcentren nie allzulange ungestört im Besitz der reicheren, üppigeren, bequemeren Daseinsbedingungen gelassen. So war es ein stetes Kommen und Gehen, ein Geben und Nehmen, ein ununterbrochener Austausch kulturellen Besitzes und ursprünglicher Lebensfrische, ein wirklicher Kampf ums Dasein, der dem Kern des Volkes die Spannkraft wahrte, ihm die Kenntnis der Kultur vermittelte und damit aber auch die Begehrlichkeit nach ihren Früchten erweckte.

Derselbe Prozeß vollzog sich dann auch seit vorgeschichtlichen Zeiten auf dem Schauplatz der ganzen vorderasiatischen Geschichte.

Vielleicht schon im 5. Jahrtausend ist das älteste Kulturvolk, das uns wenigstens in seinen Wirkungen noch historisch erreichbar ist, die Sumerer, semitischen Einwanderern erlegen. Als das so entstandene altbabylonische Reich alt und morsch geworden, bringt eine neue, aus Arabien einwandernde Schicht am Ausgang des 3. Jahrtausend dort eine vollständige Umgestaltung der Verhältnisse hervor. Um diese Zeit zeigt sich in Syrien und Palästina das kananäische Element, in Ägypten dringen die Hyksos ein und gleichzeitig beginnen dort semitische Einflüsse sich allenthalben geltend zu machen. Vom Anfang des 2. Jahrtausends ab dringen die Assyrer von Nordarabien her in Mesopotamien ein und es dauert nicht lange, so fangen nachrückende aramäische Nomadenhorden an das babylonisch-assyrische Kulturland durch stets wiederholte Einfälle zu beunruhigen. Die Minäer wandern nach Süden, Phönizier und Hebräer schieben sich allmählich an die Ostküste des Mittelländischen Meeres vor und bald beginnen die Chaldäer in Südbabylonien sich bemerklich zu machen. Fast tausend Jahre ist die Verteilung des vorderen Orients unter die semitischen Völker nicht wesentlich verschoben worden. Kleinere Umwälzungen haben naturgemäß immer wieder stattgefunden und auch von außen her sind mit der Zeit

immer nachdrücklichere und erfolgreichere Vorstöße gemacht worden, durch Perser und Meder, durch Römer und Griechen. Als aber das fremde Element drohte, dauernd sich hier und dort im vorderen Orient festzusetzen, hat sich Arabien wieder auf seine alte Mission besonnen. Von dort aus hat sich vom 7. Jahrhundert nach Christus an unter dem Zeichen des Islam eine Evolution des Semitismus vollzogen, die an sieghafter Gewalt des Ansturms und an Ausdehnung alle bisherigen weit übertroffen hat. Unter ihren Nachwirkungen steht noch heute die Völkerkarte Asiens und Nordafrikas. Auch das Geistesleben vieler Millionen von Menschen wird auf unabsehbare Zeiten unter ihrem Bann stehen.

Arabien hat also dem vorderen Orient die Bevölkerung gegeben, die wir in historischer Zeit dort finden. In all den verschiedenen Perioden dieser Entwicklung, die nicht etwa scharf abgegrenzt sind, sondern naturgemäß vorbereitend und nachwirkend in einander übergreifen, sind die arabischen Völker das naturfrische, urwüchsige Element, das durch seine Lebensbedürfnisse aus dem Mutterland getrieben den Kulturcentren zuströmt, dort in kürzer oder länger währendem Angleichungsprozeß die physische Übermacht gewinnt, der überlegenen Kultur aber sich beugt und in ursprünglicher Empfänglichkeit die reife Frucht langer Entwicklung aufnimmt und durch sie das aus der Heimat mitgebrachte Erbe an geistigem Besitz zu neuem, eigenartigem Leben befruchtet.

Dieser Prozeß hat sich in einer für alle späteren Zeiten ausschlaggebenden Weise nach der ersten arabischen Wanderung im Verlauf der langen, für uns historisch nicht mehr zu messenden Zeit des Ausgleichs des sumerischen und semitischen Elements in den Niederungen des Euphrat und Tigris vollzogen. Die Kultur der semitischen Babylonier hat sich allen Völkern des vorderen Orients mitgeteilt und wenn in späterer Zeit durch neue Wanderungen und neue Verschiebungen der Völkermassen neue kulturelle Gegensätze auf einander stießen, so waren es die von derselben altbabylonischen Kultur durchsetzten Typen, die unter verschiedenen Lebensbedingungen eigenartige Gestaltung, Entwicklung oder Verkümmerung, erfahren hatten, welche zu einer neuen Einheit verschmolzen.

So kann man die „semitische" Kultur nicht schlechthin als eine genuin semitische bezeichnen. Gleichwohl darf man das semitische Element in ihr nicht unterschätzen; denn es war stark genug, diese

Kultur in die Form seiner Sprache zu gießen und auch der ungehinderte Siegeszug der babylonischen Kultur wäre nicht möglich gewesen, wenn ihr nicht allenthalben gleichartiges Wesen empfänglich entgegengekommen wäre.

Andererseits darf man die semitische Kultur auch nicht schlechthin und für alle ihre zeitlichen und lokalen Erscheinungsformen als „altbabylonisch" bezeichnen. Für die Zeit vor der zweiten semitischen Wanderung trifft diese Bezeichnung zweifellos zu. So wenig man früher eine so gewaltige Expansion glaubhaft finden konnte, so wenig läßt sich jetzt die Thatsache bestreiten, daß schon in der ersten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends und lange vorher der ganze vordere Orient unter dem beherrschenden Einfluß der altbabylonischen Welt gestanden hat. Wenn wir hören, daß um 3000 v. Chr. Gudea, der Vasallenkönig (Patesi) von Lagas (Sirgulla), aus weiter Ferne das Material zu seinen Bauten bezogen hat, daß er Cedern vom Amanus, Steine, Alabaster, Bauholz aus Phönizien, Statuenmaterial aus Ostarabien (Magan), Kupfer und Gold aus Westarabien (Meluchа) herbeigeschafft hat, wenn wir hören, daß auf der Bachreininsel (Tilmun), an der westlichen, arabischen Küste des persischen Golfes altbabylonische Denkmäler gefunden wurden, wenn wir sehen, daß all diese Handelsunternehmungen allem Anschein nach in ungestörtem Frieden sich vollzogen, — da ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten anzunehmen, daß damals und sicher auch schon viel früher die altbabylonische Kultur den ganzen Bereich der vorderasiatischen Länder beherrscht hat. Diese eigenartige Kultur hat in der That im Keim alles geschaffen, was uns als Merkmal des Semitismus erscheint.

Aber schon der Ausgang des 3. Jahrtausends giebt uns unanfechtbare inschriftliche Zeugnisse dafür, daß sich außerhalb Babyloniens semitisches Wesen eigenartig entwickelt hat. Die Invasion, welche in der babylonischen Chammurabidynastie politischen Ausdruck gefunden hat, ist der erste historische Beleg für den Satz, daß ursemitisches Wesen mit altbabylonischer Kultur befruchtet, unter verschiedenen Lebensbedingungen selbständige Züge angenommen hat. Was aber die Denkmäler der Chammurabiperiode ganz deutlich von ihrer sonstigen altbabylonischen Umgebung scheidet, das weist auf ein Land hin, wo ursemitisches Element in besonderer Stärke und Treue sich erhalten hat. Dieses Land ist aber kein anderes, als Arabien.

In Arabien ist die Wiege aller semitischen Völker gestanden,

von dort aus haben die ersten Semiten sich die erste Kulturwelt erobert, von dort aus sind Jahrtausende hindurch immer wieder frische Elemente nachgerückt und haben den semitischen Stamm der an ihrer Kultur degenerierten Vorläufer ergänzt; noch heute ist Arabien das Land, das semitische Eigenart am reinsten erhalten hat.

Die auswandernden Araberstämme haben der von ihnen übernommenen Kultur immer den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, ihre Sprache, ihre Götterwelt hat überall siegreichen Einzug gehalten, wenn auch eine Versöhnung mit der vorgefundenen in nicht allzulanger Entwicklung eine Verschmelzung beider Vorstellungsreihen zur Folge hatte.

Bis in das 3. Jahrtausend hinein ist Babylonien die ausschließlich herrschende Kulturmacht im vordern Orient. Bei der zweiten semitischen Wanderung aber zeigen sich bereits Erscheinungen, die sich scharf von dem altbabylonischen Typus abheben. All das Eigenartige aber, im Wortschatz, in der Göttervorstellung und der unter ihrem Einfluß stehenden Eigennamenbildung, dem treuesten Spiegel religiöser Denkweise, findet sich mehr oder minder bei allen Völkern, die seither aus Arabien gekommen sind, bei den Assyrern sowohl, wie bei den Kananäern, Phöniziern und Hebräern, nirgends aber in so reiner Ausprägung wie bei den Minäern.

Diese Beobachtung zwingt uns dazu eine reinliche Scheidung zwischen ostsemitischer (babylonischer), und westsemitischer (arabisch-kananäischer) Kultur durchzuführen, sie zwingt uns anzunehmen, daß in der gemeinsamen Heimat dieser Westsemiten ein eigenartiger Typus sich ausgebildet und selbständig behauptet hat, sie läßt uns hoffen, daß wir gerade im minäischen Altertum der ursprünglichen Gestalt des semitischen Typus am nächsten kommen und von dort aus Klarheit auch über die Art der ältesten hebräischen Vorstellungen gewinnen.

Eine selbständige Kulturentwicklung setzt aber bestimmte politische Verhältnisse voraus: Zunächst eine gewisse Abgeschlossenheit gegen starke politische wie kulturelle Beeinflussung von außen her. Babylonien, die einzige damals in Betracht kommende Macht hatte im 3. Jahrtausend genug mit sich selbst zu thun, im Innern war es durch den Gegensatz von Nord und Süd in Atem gehalten und an den Grenzen des alten Kulturlandes zeigten sich damals schon begehrliche Vettern und Nachbarn. Mit dieser Abgeschlossenheit war aber auch die andere Voraussetzung gegeben, die Möglichkeit strafferer politischer

Koncentration, denn es kann eine Kultur nur da zu eigenartiger Entfaltung kommen, wo feste Staatenbildungen Traditionen schaffen und erhalten.

Unsere bisherige Kenntnis des ältesten Arabien, wie sie uns durch Bibel, Klassiker und arabische Nationalliteratur vermittelt war, wußte freilich nichts von der thatsächlichen Existenz dieser Voraussetzungen. Ihr war Arabien nur das endlos weite Tummelfeld weidender Herden und jagender Nomaden, die in möglichst harmlosem, urständigem Naturalismus ihr Dasein führten; und wenn sich hie und da Andeutungen von Staatenbildungen fanden, so trugen sie so offenkundig legendarischen Charakter, oder wiesen in eine so späte Zeit und waren in so schattenhaften Umrissen gehalten, daß sie die Illusion nicht zu zerstören vermochten.

Die unerhörten Umwälzungen aber, welche das vergangene Jahrhundert auf dem Gebiet der altorientalischen Geschichtswissenschaft gebracht hat, haben uns auch Arabien in ganz neues Licht gerückt.

Freilich nur in bescheidenem Maße hat Arabien an dem Interesse für die alte Welt teil gehabt. Während in Babylonien England, Frankreich, Amerika und Deutschland in edlem Wettstreit sich mühen, dem Boden seine in Schutt und Asche versunkenen Schätze wieder zu entreißen, und weder Geld noch Mühe gescheut wird, diese Schätze nicht nur zu heben und zu bergen, sondern auch der Wissenschaft zugänglich zu machen, haben in Arabien nur vereinzelte kühne Männer mit bescheidenen Mitteln die Forschungen in Angriff genommen. Die politische Situation Arabiens wird ja freilich die Forscherthätigkeit dort noch auf lange Zeit hinaus in engen Grenzen halten. Um so höher aber sind die Verdienste der wenigen begeisterten und opferfreudigen Männer zu schätzen, die sich weder durch Lebensgefahr noch durch Mühseligkeiten und Entbehrungen haben abhalten lassen, Arabien nach seinen alten Schätzen zu durchstreifen. Ihnen danken wir, daß heute Altarabien nicht mehr das in undurchdringliches Dunkel gehüllte Wunderland ist, aus dem uns die sagenumwobene Gestalt der Königin von Saba wie aus unerreichbarer Ferne, aus geheimnisvollem Dunst und Nebel grüßt, sondern daß wir anfangen, klar zu erkennen, daß Arabien eine Geschichte hinter sich hat, die weite Kreise gezogen, daß dort eine Kultur geblüht hat, die befruchtend gewirkt hat auf Geisteskeime, die zu den edelsten und

reinsten Blüten getrieben haben, welche die alte Welt als unverlierbaren Besitz, als eisernen Bestand des geistigen Eigentums der neuen Zeit vererbt hat.

So lange uns Originalquellen nicht zur Verfügung standen, dankten wir dem alten Testament die ältesten Nachrichten über Arabien. Die wichtigsten und interessantesten derselben sind erst durch die Originalquellen verständlich geworden. Die übrigen, die immer schon und mit Recht auf Arabien gedeutet worden sind, schildern uns die Araber als Bewohner der Wüste, die in räuberischen Gelüsten die im Norden angrenzenden Staaten beunruhigen; die Sabäer speziell erscheinen, ohne daß genauere Angaben über die chronologischen Verhältnisse und ihre politische Organisation sich entnehmen ließen, als Kaufleute, die den Weihrauchhandel nach der Küste des Mittelländischen Meeres vermitteln, die zu Haus in ihren Schatzkammern unermeßliche, sprichwörtlich gewordene Reichtümer aufgestapelt haben, deren Land vornehmlich alle edlen Spezereien in üppiger Fülle hervorbringt. Die Gestalt der Königin von Saba in der lieblichen Erzählung der Königsbücher giebt dafür einen anschaulichen Beleg, zeigt aber auch, wie weit der Erzähler von einer Kenntnis der thatsächlichen politischen Verhältnisse entfernt ist, wenn er überhaupt die Absicht hatte ihnen gerecht zu werden.

Den Keilinschriften, die uns — aber erst seit kurzer Zeit — unter den sekundären Quellen die zuverlässigste Kunde geben, danken wir für das 8. und 7. Jahrhundert vereinzelte Nachrichten. Aus ihnen kann jedoch nur entnommen werden, daß damals im Norden Arabiens kleine Königreiche, d. i. politisch organisierte Stammbezirke, existierten, welche von den Assyrern zur Tributleistung gezwungen wurden. Da werden Könige und Statthalter von Mußur, Königinnen von Aribi erwähnt und zusammen mit ihnen ohne Titel „Itamara der Sabäer."

Die griechischen Autoren, bis vor kurzem neben der Bibel die wichtigste Quelle für die altorientalische Geschichte überhaupt, haben sich schon durch die Keilschriftforschung und Ägyptologie als nicht immer ganz verlässige Zeugen erwiesen. Für die Geschichte der uns hier interessierenden ältesten arabischen Zeit sind sie so gut wie wertlos, sie bieten nur vereinzelte Angaben besonders für die dem Beginn der neuen Zeitrechnung am nächsten liegenden Jahrhunderte, aber auch diese sind von Mißverständnissen nicht frei geblieben und oft nur in ganz allgemeinen Umrissen gehalten.

Merkwürdig ist, daß auch die arabische Nationalliteratur für die Aufhellung des Dunkels der vorislamischen Geschichte so gut wie wertlos ist. Was sie an historischen Notizen bietet, ist fast durchweg Legende, phantastische Konstruktion und beruht im besten Falle auf völligem Mißverständnis einzelner Inschriften. Zudem hat der Islam dafür gesorgt, daß nicht allzuviel Kunde von der Zeit der „Unwissenheit" überliefert werde. Er hatte ein Interesse daran, mit den alten Göttern und der unter ihrem Schutze stehenden Vergangenheit gründlich aufzuräumen. Für die Identifizierung geographischer Angaben der Inschriften freilich ist sie von unschätzbarem Wert.

Was Bibel, Keilinschriften, Klassiker und arabische Autoren uns von der ältesten Geschichte Arabiens erzählen, reicht also nicht aus, uns auch nur annähernd ein Bild von den thatsächlichen Verhältnissen zu geben. Trotzdem wird es wertvolles Material, wenn andere Zeugen hinzukommen, die ohne Tendenz und unter dem frischen Eindruck der von ihnen bekundeten Thatsachen auftreten, und das sind Originaldenkmäler.

Im Jahre 1810 kamen zum ersten Mal südarabische Inschriften nach Europa. Dr. Seetzen sandte aus Mocha die Kopien von 5 freilich so gut wie wertlosen, ganz kurzen sabäischen Texten. 1834 und 1837 wurde durch Wellstedt neben kleineren Texten auch die berühmte aus dem Jahre 640 (d. i. 525 n. Chr.) datierte Inschrift von Chisn Ghurab bekannt. Weitere Texte wurden 1835 durch T. G. Hutton und 1838 durch Ch. J. Cruttenden der Wissenschaft zugänglich gemacht und 1844 erwarb der Arzt Dr. Mackell 5 neue sabäische Inschriften.

Das waren lauter vereinzelte Erwerbungen, meist Texte ganz geringen Umfangs und sehr fragmentarischen Charakters.

Im Jahre 1845 gelang es einem kühnen französischen Reisenden, dem Apotheker Thomas Joseph Arnaud in Marib, Sana und Sirwach 56 Inschriftennummern zu kopieren. Von ungleich größerer Bedeutung aber war die Erwerbung von über 20 trefflich erhaltenen Bronzetafeln von Amran, welche dem englischen Oberst Coghlan im Jahre 1860 gelang. Diese Sammlung erst machte es möglich das Wesen der damals allgemein so bezeichneten „himjarischen" Sprache genauer zu erkennen und es dauerte nicht lange, so legte der junge württembergische Pfarrer Ernst Osiander durch seine für die

damalige Zeit bewundernswerte Ausgabe der bisher bekannten Texte den Grund zur sabäischen Philologie und Altertumskunde.

Nachdem dann noch durch M. A. Levy einige Inschriften bekannt geworden waren, war es Joseph Halevy, einem französischen Reisenden vorbehalten, eine ganz neue Ära für die südarabische Forschung heraufzuführen. Auf einer denkwürdigen Reise, die er von Paris aus gegen Ende des Jahres 1869 ins Werk setzte, gelang es ihm, fast 700 zum Teil umfangreiche südarabische Texte zu kopieren. Er reiste als armer Jerusalemer Jude verkleidet, weil er allein dadurch hoffen durfte, ohne allzugroße Gefahr für sein Leben seine Absichten zu verwirklichen. Und in der That hat er staunenswerte Erfolge erzielt. Er ist bis heute der einzige Europäer geblieben, dem es gelungen ist, nördlich bis Negran und dem obern Djof, dem Gebiet des alten Minäerreiches vorzudringen. Er berührte die alte Sabäerhauptstadt Marib, kam nach Sirwach, wenn es ihm auch nicht gelang große Ausbeute von dort mitzubringen.

Verheißungsvoll begann im Jahre 1882 die Reise eines jüngeren Österreichers, Siegfried Langer, um schon nach einigen Monaten durch die Ermordung des kühnen Reisenden einen tragischen Ausgang zu finden. Neben geographischen Mitteilungen danken wir ihm die Abklatsche zu 12 wertvollen Inschriften.

Aber alles bis dahin Erreichte wurde übertroffen durch die von unerhörten Erfolgen gekrönten Reisen des gleichfalls österreichischen Forschers Eduard Glaser. Auf vier langen Expeditionen hat er die Zahl der bekannten Inschriften mehr als verdoppelt. Die erste Reise dauerte vom Oktober 1882 bis März 1884. Sie war nach Glasers eigener Auffassung mehr eine Rekognoszierungstour, sie hatte viel unter der ungünstigen politischen Situation in Arabien zu leiden. Trotzdem gelang es Glaser von ihr etwa 250 Inschriftennummern mitzubringen.

Die zweite Reise (April 1885 bis Februar 1886) führte Glaser in die Gegenden südöstlich und südlich von Sana bis Aden und hatte bedeutungsvolle topographische und archäologische Ergebnisse. Ihr danken wir vor allem die überaus wichtige, jetzt im britischen Museum befindliche Sammlung minäischer Inschriften, die — heute noch sehr dunkel und rätselhaft — uns besonders für die Kenntnis des südarabischen Kultus die wichtigsten Aufschlüsse versprechen. Die dritte Reise, die Glaser im Jahre 1887 bis 1888 unternahm, brachte wieder eine ganz außerordentlich reiche epigraphische Ausbeute.

Aus der alten Sabäerhauptstadt Marib brachte er fast 400 Inschriften, darunter zwei Dammbruchinschriften aus der Zeit kurz vor Muhammed von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung. Vor allem aber dankt er dieser Reise die Perle seiner Sammlung, die leider noch immer nicht veröffentlichte, weit über tausend Worte fassende Sirwachinschrift. Diese stammt aus der ersten Periode des sabäischen Reiches und bietet, wie ich aus eigener Anschauung weiß — ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen Glaser eine Kopie derselben mitgeteilt hat — die wichtigsten Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse von ganz Südarabien in dieser für die Entwicklung der südarabischen Geschichte bedeutungsvollsten Zeit.

Von ganz beispiellosem Erfolg war die vierte und vorläufig letzte Reise Glasers gekrönt (1892—1894). Ein neues eigenartiges System hat ihm dazu verholfen. Er hat verlässige Beduinen in der Kunst, Abklatsche abzunehmen unterwiesen und diese Leute dann mit Blechbüchse, Papier und Bürste ausgerüstet nach allen Richtungen der Windrose ausgeschickt, während er selbst in Sana, der Hauptstadt des gegenwärtig türkischen Gebietes in Südarabien, blieb, und so eine stetige Kontrolle über die Zuverlässigkeit seiner Gehilfen ausüben konnte. So gelang es ihm aus dem für Europäer völlig unzugänglichen — früher minäischen — Djof von sämtlichen oft recht unzuverlässigen, größeren Kopien Halevys unanfechtbare Originalabklatsche zu erhalten und aus einer Gegend, die noch kein Europäer, auch Halevy nicht betreten, südl. von Marib, etwa 100 katabanische Texte zu bekommen. Ungefähr 40 Inschriftensteine, gleichfalls eine Frucht dieser denkwürdigen vierten Reise, bilden heute eine Zierde des Wiener Hofmuseums.

Leider sind bis jetzt nur ganz vereinzelte Mitteilungen aus den reichen Materialien gerade dieser letzten Reise in die Öffentlichkeit gedrungen. Fast in ihrem ganzen Umfang schlummern sie noch heute in Glasers Kisten und Tagebüchern. Was ihre Veröffentlichung für die Entwickelung der südarabischen Wissenschaft, ja für die ganze Kenntnis der Sprachen und Geschichte des vorderen Orients bedeutet, das lassen uns die vereinzelten Proben ahnen. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, welche Ernte hier der Wissenschaft wartet. Es war bisher ohne Erfolg, es wird aber so lange darauf aufmerksam gemacht werden, bis die verhältnismäßig geringen Mittel aufgebracht sein werden, und so der Wissenschaft vom alten Orient auf einem ihrer wichtigsten Forschungsgebiete die Weiterarbeit möglich wird.

Daß die südarabische Altertumskunde zu den wichtigsten Disziplinen der ganzen Altertumswissenschaft gehört, ist in letzter Zeit oft und mit Nachdruck betont worden. Um nur eines herauszugreifen: Es ist allen Gelehrten, welche sich mit diesen Denkmälern eingehend beschäftigt haben, ausgemacht, daß wir für die ältesten Zeiten der Geschichte der Hebräer von ihnen dieselbe Klarheit erwarten dürfen, welche die assyrischen Denkmäler für das 9. und 8. Jahrhundert gebracht haben. Wenn man sich das gegenwärtig hält, so ist es nur schwer zu verstehen, daß man sich seit Jahren dabei beruhigt, zu wissen, daß ganz außerordentlich reiche Materialien schon lange in Kisten und Tagebüchern vergraben liegen, ohne für die Wissenschaft irgendwie fruchtbar zu werden, daß man in der Erkenntnis der Wichtigkeit des sabäischen Altertums für teueres Geld Expeditionen ausrüstet, die aus naheliegenden Gründen so gut wie resultatlos verlaufen, während ein Bruchteil der dafür schon aufgewendeten Summen hinreichen würde, auf viel einfachere Weise, ohne Gefährdung von Menschenleben, der Wissenschaft unvergleichlich wertvolles Material zugänglich zu machen.

Obwohl wir also noch viel mehr haben könnten und sollten, so haben wir doch jetzt schon ein ganz ansehnliches Material von Originaldenkmälern zur alten Geschichte Arabiens, so viel wenigstens, daß wir wissen, daß das vorislamische Arabien etwas ganz anderes gewesen ist, als man bisher vermutet hatte.

Die Inschriften, welche uns diese Erkenntnis vermittelt haben, sind in einer eigenartigen Schrift niedergeschrieben. Diese Schrift zeigt viele Berührungen mit der der phönizischen und althebräischen Denkmäler, der sogenannten altkananäischen Schrift, die bis ins 9. vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Sie hat aber auch wieder so charakteristische Eigenheiten, daß von einer Abstammung der einen von der andern nicht gesprochen werden kann. Vielmehr entspricht den thatsächlichen Verhältnissen nur die eine Annahme, daß beide Alphabete auf ein gemeinsames Mutteralphabet zurückgehen und dann sich getrennt und selbständig weiter entwickelt haben. Der letzte Ursprung der sogenannten westsemitischen Schrift, d. h. des kananäischen und südarabischen Alphabets bezw. des beiden zu Grunde liegenden Mutteralphabets ist eine vielumstrittene Frage. Man hat seine Wurzeln in den beiden Kulturcentren der alten Welt, in Babylonien und in Ägypten, der Heimat zweier

selbständig entwickelten Bilderschriftsysteme finden wollen. Eine direkte Ableitung aus entsprechenden Hieroglyphen läßt sich nur auf großen Umwegen mit viel Phantasie und viel Fragezeichen bewerkstelligen und hat auch, so vielfach die Versuche wiederholt und modifiziert worden sind, in keinem Fall viel überzeugte Anhänger gefunden. In neuester Zeit ist man auf ganz eigenartigem Wege dem für weiteste Kreise interessanten Problem näher getreten — es handelt sich ja dabei zugleich auch um die Entstehung des griechischen, römischen und damit auch unseres Alphabets. Hommel hat nämlich den Nachweis geliefert, daß das große Bilderbuch der alten Welt, der gestirnte Himmel, den ältesten Arabern auch die Vorlage für ihre ersten Schreibversuche abgegeben hat, daß einmal die Namen der Schriftzeichen astronomischen Ursprungs sind und daß auch die Formen unter dem Einfluß der mythologischen Welt, die die alten Semiten sich am gestirnten Himmel lokalisierten, entstanden sind. Mit dieser Lösung der Frage fällt gleichzeitig auf die ganze Entwicklung der semitischen Kultur ein neues Licht. Am Anfang der uns zugänglichen Kulturgeschichte steht ein fertig ausgeprägtes nichtsemitisches außerordentlich kompliziertes Schriftsystem, wir sehen die altbabylonische Kultur durch dieses Schriftsystem getragen die alte Welt sich erobern. Im Verlauf des 3. Jahrtausends sehen wir in Arabien ursemitisches Wesen mit spezifisch altbabylonischen Elementen durchsetzt unter dem Schutz selbständiger politischer Organisationen einen eigenen neuartigen Typus schaffen und diesem gehört wohl auch das Verdienst an, einer neuen Schrift das Leben gegeben zu haben, der so einfachen Buchstabenschrift, die sich in der Folge der Zeiten, durch die Griechen um die nur noch dazu fehlenden Vokalzeichen a, e, i, o und u vermehrt, die ganze zivilisierte Welt erobern sollte. Die Völker, die seither aus der Urheimat aller Semiten und dem Herd jener neuen, westsemitischen Kultur, aus Ostarabien, ausgewandert sind, sind sicher von Anfang an im Besitz dieser Schrift gewesen. Soweit sie in den direkten Bannkreis der altbabylonischen Kultur getreten sind, haben sie dieselbe wieder verloren, die anderen Kananäer und Minäer haben fern von einander unter wesentlich verschiedenen Lebensbedingungen die ursprünglich gleichartige Schrift zu der selbständigen Entwicklung gebracht, wie sie uns dann auf den Denkmälern vom Ausgang des 2. Jahrtausends ab als etwas längst Fertiges und Abgeschlossenes entgegentritt.

Die Sprache der südarabischen Denkmäler ist die arabische. Sie ist je nach den Reichen, denen die Denkmäler angehören, dialektisch verschieden, und zwar unterscheiden wir 4 Hauptdialekte, den minäischen, sabäischen, hadramautischen und katabanischen. Obwohl von den beiden letztgenannten Reichen uns zur Zeit nur sehr wenige Texte zugänglich sind, können wir doch dialektische Eigenheiten vornehmlich auf dem Gebiet der Grammatik nachweisen und im allgemeinen behaupten, daß beide näher dem minäischen Hauptdialekt, als dem sabäischen verwandt sind. Der minäische und der sabäische Dialekt sind uns aus zahlreichen Denkmälern genauer bekannt. Sie weisen streng durchgeführte Unterschiede hinsichtlich der Grammatik auf und auch der Wortschatz geht trotz der natürlichen zahlreichen Übereinstimmungen vielfach getrennte Wege. Diese sprachlichen Verschiedenheiten finden ihre Erklärung in der Anerkennung des höheren Alters der minäischen Texte gegenüber den sabäischen. Weisen schon die grammatischen Eigentümlichkeiten des Minäischen in eine ältere Periode der lautlichen Ausgestaltung der semitischen Sprache, so erweist sich der sabäische Wortschatz schon dadurch als der uns geläufigen klassischen arabischen Sprache näher stehend, daß ganz im Gegensatz zum Minäischen eine unverhältnismäßig große Masse des speziell ihm eigentümlichen Wortschatzes sich im klassischen Arabisch erhalten hat. Wie außer dem babylonisch-assyrischen ursprünglich alle semitischen Schriftsysteme kennt auch das südarabische Alphabet noch keine Vokalbezeichnung, wodurch eine ins einzelne gehende Erkenntnis der Sprachformen wesentlich erschwert wird.

Was den Inhalt der südarabischen Inschriften anlangt, so handelt es sich meist um Weihinschriften, in denen der oder die Stifter, oft die ganze Familie des Stifters den Göttern insgesamt oder einer bestimmten Gottheit zum Dank für empfangene Wohlthaten, oder in der Erwartung göttlichen Beistandes Bauten weiht oder andere Gegenstände, die oft in direkter Beziehung zu der veranlassenden, empfangenen oder erwarteten Wohlthat stehen, darbringt.

So lautet z. B. die wichtigste der uns bekannten minäischen Inschriften (Glaser 1155 = Halevy 535) in wörtlicher Übersetzung wie folgt:

Ammißaduk, Sohn des Chami'atht von Jafan und Sa'ad, Sohn des Walig von Dhafgan, die beiden Statthalter von Mußran und die Minäer

von Mußran, die .... von Ägypten — sie hatten einen Handelszug veranstaltet nach Ägypten, Assur (Edom) und Ibr naharan während Statthalter war ..... m von Rida, dessen Statthalterschaft (der der beiden erstgenannten) voraufging — weihten und bauten und gaben in Besitz dem Athtar von Kabadh die Warte Tan'am, an der Vorderseite schön ausgeschmückt mit Holzwerk und behauenen Steinen vom Fundament bis zur Spitze und seine rückwärtige Schutzwehr mit gewöhnlichen Steinen, alle Warten zwischen den beiden Türmen Zarban und Lib'an aus den Mitteln der Ehrengeschenke und der Gaben, welche dargebracht hatte dem Athtar von Kabadh die Ahl Sabrar. Und es zeigte sich erkenntlich und bewies seine Gnade Athtar von Kabadh für die Geschenke und Darbietungen des Baues der Warte indem sie und ihre Habe errettete Athtar von Kabadh und Wadd und Ankarich (oder Nakruch) und ihr Amir von den Angriffen, mit denen sie und ihren Besitz und ihre Kamele angriff Saba und Chawilan auf der Karawanenstraße zwischen Ma'ân und Ragmat und aus dem Kriege, der stattfand zwischen dem Herrn des Südens und dem des Nordens und indem sie und ihre Habe errettete Athtar von Kabadh und Wadd und Ankarich aus der Mitte Ägyptens heraus während des Streites, der bestand zwischen Madhai und Ägypten und indem Athtar von Kabadh sie und ihre Habe heil und wohlbehalten bewahrte bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnawu.

Bei Athtar dem Aufgehenden und bei Athtar von Kabadh und bei Wadd und bei Ankarich und bei Athtar von Jahrik und bei der Herrin von Naschk und bei allen Göttern von Ma'in und Jathil und bei Abijadi'a Jathi'u dem Könige von Ma'in und bei den Söhnen des Madikariba des Sohnes des Ilijapi'a und bei ihrem Stamm Ma'in und dem von Jathil und bei den beiden Kabiren von Mußran, dem Ammißaduk und Sa'ad.

Und es stellten in Schutz Ammißaduk und Sa'ad und die Minäer von Mußran ihre Weihungen und ihre Inschriften den Göttern von Ma'in und Jathil und dem König von Ma'in und den Minäern vor jedem, der zerstöre oder entferne oder [wegnehme] ihre Inschriften von ihrem Ort. — Und bei Ammisami'a von Balich, dem Statthalter von Jathil.

Diese Inschrift gewährt uns neben den wichtigsten historischen Aufschlüssen einen Einblick in die vielgestaltige minäische Götterwelt. Von beidem soll weiter unten gehandelt werden (S. 17 ff. 27 ff.). Die Form des Textes ist die im Minäischen gewöhnliche. Am Anfang stehen die oft sehr zahlreichen Namen der Stifter, es folgt der Gegenstand der Weihung und die Thaten der Götter, welche sie verursacht haben. Den Schluß bildet die Anrufung der Götter, des Königs und sonstiger einflußreicher Personen, in deren Schutz Weihung und Inschrift gestellt werden. Dieser Schluß bietet dann meist auch — in den älteren Texten leider immer ohne Zahlen — das Datum durch die Erwähnung des Königs und häufig auch des Statthalters, welcher für das betreffende Jahr Eponymus ist.

Zahlreiche minäische Texte enthalten detaillierte Angaben über

Kultushandlungen, Kultusbauten und Kultusgegenstände. Leider bieten gerade diese Texte einer Erklärung noch heute unüberwindliche Schwierigkeiten. Was wir aber von ihnen verstehen, das zeigt uns, daß der südarabische Kultus ganz frappante Berührungspunkte besonders mit der Ritualgesetzgebung des alten Bundes aufweist. Von besonderem Interesse sind die minäischen Hierodulenlisten und andere Personaldedikationen, in denen wir eine Parallele zu den männlichen und weiblichen Kadeschen des alten Testaments zu erblicken haben. Sabäische Inschriften aus Harim, einer früher minäischen Stadt, zeigen enge Berührungen mit dem hebräischen Sittengesetz und den Reinigungsvorschriften bei Kultushandlungen, speziell nach dem congressus feminarum (vergl. Lev. 22, 4; 15, 18).

Während in den uns zugänglichen minäischen Inschriften Weihungen von Gebäuden überwiegen und die Danksagungen sich meist auf kriegerische und merkantile Unternehmungen beziehen, lassen uns die sabäischen Denkmäler mehr einen Blick in das gewöhnliche, alltägliche Leben des Privatmannes thun, der alle seine Anliegen seinem Gott vorbringt und in allem Gedeihen einen gnädigen Gott als Förderer erkennt und dankbar verehrt. So wird in zahlreichen Texten um die Gunst des Dienstherrn, um dessen Wohlergehen gebeten, sehr oft ist das Gedeihen der Feldfrucht Gegenstand der Bitte oder des Dankes. Auch in Krankheit und Genesung erkannte der fromme Sabäer die strafende oder lindernde Hand seines Gottes.

Ein interessantes Beispiel ist die Inschrift Derenbourg Nr. 11:

> Jazbuch Arjam, Sohn des Mokaz und Bausum und sein Weib Karibat, Tochter des . . . . . . von Sirwach, Dienstleute des Königs, weihten ihrer Herrin Ummathtar entsprechend der Vierzahl ihrer Kinder vier Bilder von Gold zum Dank dafür, daß Ummathtar ihnen geschenkt hatte einen Knaben und drei Töchter und dafür, daß alle diese Kinder am Leben blieben und daß ihr Herz sich erfreute an diesen Kindern. So möge auch weiterhin Ummathtar ihren Dienern Jazbuch und Karibat gesunde Kinder schenken, daß es ihnen wohlergehe und ihren Kindern. Und es möge Ummathtar sie beglücken mit immer größerer Huld und vollkommener Bewahrung. Und es mögen gesegnet sein seine Kinder Charif und Magd-'ali und Rabibat und Ammiathtar, die bene Mokaz, mit vollkommenen Feld- und Baumfrüchten in ihrem Landgut Nachl Chrf und mit Fruchtbarkeit ihrer Kamele. Bei Ummathtar.

Die südarabische Religion kennt ein reich ausgestattetes Pantheon. Minäer und Sabäer, Katabaner und Hadhramotiten haben ihre eigenen Göttersysteme. Ja nicht nur diese vier Hauptvölker, ungezählte

kleine Territorien stehen unter dem speziellen Schutz eigener Gottheiten. Vereinzelte Götter sind allen südarabischen Völkern gemeinsam, wie der mit den verschiedensten Beinamen allerorten auftretende Gott Athtar, andere sind dem Wesen und Begriff nach überall vertreten, haben aber überall wieder unter anderem Namen Verehrung gefunden.

Eine Entwirrung dieses Chaos ist heute nur in den Hauptzügen möglich. Bestimmte Reihen von Götteranrufungen kehren immer wieder, anders in Ma'in als in Saba, Hadhramot und Kataban, überall aber in genauer Entsprechung der aufeinander folgenden theifizierten Begriffe.

So lassen sich folgende Systeme aufstellen, wobei noch zu bemerken ist, daß die Schams, die Sonnengöttin, nur selten mit Namen genannt wird, sondern meist als Herrin irgend einer Stadt oder eines Heiligtums auftritt.

Ma'in	Saba	Hadhramot	Kataban
Athtar	Athtar	Athtar	Athtar
Wadd	Haubas	Sin	Amm
Ankarich	Almâkuhn	Chol	Anbay
Schams	Schams	Schams	Schams

Neben diesen Reihen finden sich aber noch zahlreiche andere Gottheiten, Spezialisierungen nach besonderer Wirksamkeit oder Kultstätte, wie vornehmlich bei Athtar und Schams, aber auch noch andere Götter, deren Zusammenhang mit dem Grundschema noch nicht klar ist, wie Motabnathian, Motabkabadh, Anbaal, Ummathtar, Ta'lab, Baschur, Chagrum, Kainan u. a.

Ein genealogisches System, das wie in der altbabylonischen und in der von dieser beeinflußten ägyptischen, griechischen, römischen Religion die einzelnen Götter in verwandtschaftliche Beziehung setzt und in mythologischen Göttergeschichten dichterischen Ausdruck findet, hat es sicher auch in der Religion der Südaraber gegeben. Texte wie das Weltschöpfungsepos, in denen die mythologische Vorstellung Gestalt gewonnen und festgehalten worden ist, haben wir zur Zeit leider für das südarabische Altertum noch nicht, wenn auch ihre Existenz vermutet werden muß. Denn mythologische Vorstellungen, Göttergenealogien, schimmern auch in den Götteraufzählungen durch, finden sich in den Beinamen der Götter angedeutet, ja es scheint, als ob wir in einem religiösen Text (Gl. 282) in der Schilderung einer Darstellung der Vermählungsfeier des Athtar einen direkten Beweis für das Vorhandensein einer Mythologie erkennen dürften.

Die ältesten Araber und damit die Semiten überhaupt hatten ein ausgeprägt siderisches Pantheon. Gott schuf aber die Sonne, daß sie den Tag regiere und den Mond, daß er die Nacht regiere. So spielt bei seßhaften, Ackerbau treibenden Völkern die Sonne die Hauptrolle, bei denen aber, welchen die Nacht Spender und Förderer der Lebensbedingungen ist, bei wandernden Beduinen und Herdenbesitzern, muß der Mond als Urquell alles Seins und Werdens erscheinen. So ist bei ersteren immer die Sonne männlich gedacht und der Mond als seine Gemahlin oder Tochter aufgefaßt, bei den letzteren umgekehrt der Mond in ein übergeordnetes Verhältnis zu der weiblichen Sonne gestellt.

Der Mond ist für alle Semiten, denn sie waren alle einmal Nomadenvölker, ursprünglich die Hauptgottheit. In Babylonien hat freilich bald die Sonne, ihrer vitalen Bedeutung für das Land entsprechend, das Übergewicht im Kultus erhalten, ebenso wie späterhin bei den Kananäern und Hebräern. Bei den letzteren haben sich aber lange noch deutliche Spuren von dem früheren Mondkult erhalten. Das männliche Wort für Mond järach ist viel häufiger gebraucht als das überhaupt nur dreimal vorkommende weibliche Äquivalent lebanah, wie sich auch der ehemalige weibliche Gebrauch des Wortes schämäsch „Sonne" noch wahrnehmen läßt. Zudem denke man an das goldne Kalb, das Symbol des Mondgottes, in dessen Dienst die Kinder Israel am Sinai rückfällig geworden sind.

In Südarabien, das immer, auch in den Kulturstaaten, in lebendigstem Wechselverkehr mit den nomadisierenden Stämmen geblieben ist, hat sich der reine Mondkultus naturgemäß viel länger erhalten. In dem oben skizzierten Göttersystem vertritt Wadd bezw. die ihm entsprechenden Götter Haubas, Sin und Amm den Mond, Schams dagegen die Sonnengöttin. Die Götter der ersten und dritten Reihe sind gewissermaßen als Herolde und Boten der Hauptgestirne zu betrachten, die ihnen voraufgehend ihr Erscheinen ankündigen und ihnen nachfolgend ihre Befehle ausführen.

Dem Mondgott wird das Beiwort „Vater" oder „Oheim", d. i. väterlicher Freund, Beschützer, auch „Freund" schlechthin gegeben. Der minäische Name Wadd bedeutet „Freund", der katabanische Amm „Oheim". In Hadhramot führte er wie in Babylonien den Namen Sin, während der sabäische Name Haubas „Trockener", der Ebbe und Flut reguliert, den Mond nach einer natürlichen Wirkung bezeichnet.

Lassen schon die Beinamen des Mondgottes auf eine bemerkenswerte geistige Auffassung der Gottheit schließen, so tritt diese ganz besonders in der Art der Bildung der Personennamen hervor, die ein treues Abbild religiöser Denkweise zu bieten pflegt. Schon der Umstand, daß in den meisten Personennamen die Gottheit, deren Sinnbild der Mond ist, schlechthin als ilu „Gott" bezeichnet wird, und Zusammensetzungen mit anderen Gottesnamen zu den seltenen Ausnahmen gehören, läßt sich nur als eine Äußerung hochentwickelter religiöser Erkenntnis verstehen, die, wenn auch noch in formalem Polytheismus befangen, doch von der Ahnung einer ideellen Koncentration des göttlichen Wesens erfüllt ist.

Besonders charakteristisch ist aber was von diesem Gott ausgesagt wird. So lauten südarabische Eigennamen:

Ili-dhara'a „mein Gott hat geschaffen", Ili-kariba „mein Gott hat gesegnet", Ili-azza „mein Gott ist mächtig", Ili-padaja „mein Gott hat erlöst", Ili-jadi'a „mein Gott ist wissend", Ili-rapa'a „mein Gott hat geheilt", Ili-sami'a „mein Gott hat erhört", Ili-scharraha „mein Gott ließ gedeihen".

Oft treten für ilu „Gott" Umschreibungen ein, wie Abi-amara „mein Vater hat geboten" Ammi-jadi'a „mein Oheim ist wissend (allwissend)", Sumhu-kariba „sein Name hat gesegnet", wobei zu erinnern ist, daß auch im Hebräischen die Umschreibung Jahves durch šem „der (heilige) Name" šemo „sein (heiliger) Name" sich häufig findet.

Diese wenigen, aus einer großen Anzahl nur beispielsweise herausgegriffenen Personennamen zeigen im Zusammenhalt mit dem S. 17 Bemerkten deutlich, wie rein und tief die religiöse Erkenntnis der Südaraber gewesen ist. Daß sich diese, oder formell wie inhaltlich ganz analog gebildete Namen bereits am Ende des dritten Jahrtausends in der arabischen Chammurabidynastie als ganz gewöhnliche vorfinden, beweist sie als uralt westsemitisches Gut und daß auch die älteste Namenbildung der Hebräer von demselben Geist erfüllt ist, legt aufs neue die Bedeutung der südarabischen Forschung für die altisraelitische Religionsgeschichte klar.

Reich wie der geistige Gehalt des religiösen Bewußtseins ist auch der formale Ausdruck, den es im Kultus der Götter sich geschaffen hat. Allenthalben wird in minäischen und sabäischen Texten von Tempelbauten erzählt, bis in geringfügige Einzelheiten werden kunstvolle Kultusgegenstände wie die aus dem Alten Testament bekannte mekônah beschrieben. Altäre werden errichtet zur Dar-

bringung des schäläm des „Friedensopfers", die Inschriften nennen Räucheraltäre und verschiedene Räucherspezies, die auf ihnen in maiorem dei gloriam angezündet werden. Von Opfervorhöfen ist die Rede, von dem mabsal, einem Heiligtum, in dem das Opferfleisch gekocht wird (vergl. Ezech. 14, 23). Rituelle Waschungen werden vorgeschrieben und strenge Strafe der Götter steht auf der Außerachtlassung der Satzungen; in Mußri-Midian werden männliche und weibliche „Leviten" (lawi') als Priester und Priesterinnen erwähnt und zahlreiche Texte, deren wörtlicher Sinn uns heute noch verschlossen ist, versprechen uns genauere Kenntnis dieses reichen, so lebhaft an das mosaische Rituale erinnernden Kultus.

Bevor ich daran gehe, die Entwicklung der altarabischen Geschichte bis zu dem Auftreten des Islam zu skizzieren, muß ich vorausschicken, daß es sich dabei keineswegs um ein strikte beweisbares Bild handeln kann. Die zeitliche Ansetzung der beiden Hauptträger der südarabischen Kultur, des minäischen und sabäischen Reiches, steht noch heute nicht außerhalb der Diskussion. Wir besitzen auch schlechterdings keinen mathematischen Beweis für die eine oder andere Auffassung, denn die Datierung der Originaldenkmäler beginnt erst um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, also erst am Ausgang des südarabischen Altertums und Berührungen mit den Nachrichten sekundärer Quellen, der Bibel, der Keilinschriften und der klassischen Litteraturen sind zwar in Originaltexten vorhanden, aber immer so, daß eine Verknüpfung in keinem Fall über jeden Zweifel erhaben ist.

So muß sich eine Skizzierung der altarabischen Geschichte darauf beschränken, die Nachrichten der originalen Denkmäler zu einem Bild zusammenzufügen und diese gegebene Größe dem Ganzen des altorientalischen Geschichtsverlaufes so einzufügen, daß in keinem Fall ein Widerspruch mit anderweitig überkommenen, glaubwürdigen Nachrichten sich ergiebt, daß es auf dem Hintergrund der anderweitig gewonnenen Erkenntnis von den einzelnen Situationen und Bewegungen der alten Geschichte und im Zusammenhang mit ihnen nicht nur möglich, sondern auch natürlich erscheint.

Und in der That, so sehr die Pflicht der Gewissenhaftigkeit uns nötigt, zuzugeben, daß wir unanfechtbare Resultate heute noch nicht geben können, ebensosehr dürfen wir vertrauen, daß das Bild der südarabischen Geschichte, zu dem die originalen Quellen die

Linien, die sekundären Nachrichten Farbe und Rahmen gegeben haben, thatsächlich dem wahren Sachverhalt entspricht.

Am Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends hat sich ein neuer Strom aus der Völkerkammer Arabiens über Vorderasien ergossen. Während die Kananäer, Assyrer, Phönizier, Hebräer und Chaldäer nach Nordwesten, bezw. Norden zogen, müssen damals die Minäer und vielleicht mit ihnen gleichzeitig Katabaner und Hadhramotiten nach Süden sich gewandt haben, und an der Ostküste des persischen Golfes die Wüste umgehend, im Süden der arabischen Halbinsel eingewandert sein.

Wo die Denkmäler einsetzen, in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ist die Situation in Südarabien etwa folgende:

In den fruchtbaren Niederungen des südarabischen Djôf blüht ein mächtiges Reich, dessen Herrscher sich Könige von Ma'in nennen: Die Hauptstadt ist Karnâwu, bei Eratosthenes Karna, eine bedeutende Rolle spielen die Städte Jathil, Naschk, Neschan, Harim, Kamna. Im Süden und Osten des minäischen Reiches sind die Sitze der Katabanen und Hadhramotiten zu suchen, die gleichfalls Könige haben, und in lebhafter Berührung mit Ma'in stehen. Die wenigen katabanischen und hadhramotitischen Texte, die uns heute noch zugänglich sind, nötigen uns dieser beiden Reiche nur vorübergehend zu gedenken. Wir wissen zu wenig von ihnen, um mehr als Vermutungen über die etwaige zeitliche und räumliche Ausdehnung ihrer politischen Macht aussprechen zu können. Die Erwähnung in minäischen Texten stellt ihre Gleichzeitigkeit mit dem minäischen Reiche außer Frage. Aber auch noch zur Zeit als Ma'in längst aufgehört hatte, ein selbständiges Reich zu sein, spielen beide in der sabäischen Geschichte bis zur spätesten Zeit eine Rolle und auch den griechischen Historikern und Geographen sind sie wohlbekannt. Sie haben in vollem Umfang teilgenommen an der Blüte der südarabischen Kultur und hatten schon durch ihren großen Reichtum an Weihrauch und Myrrhe eine hervorragende Bedeutung für den südarabischen Handel.

Für die älteste Zeit aber darf heute noch das Reich von Ma'in das größte Interesse beanspruchen. Dieses erscheint als die politisch überragende Macht, als der vorzüglichste Träger der südarabischen Kultur, als der Vermittler des indischen und südarabischen Handels.

Die Djôfgegend, die politische Centrale des minäischen Reiches war aber auch wie geschaffen, einem jungen, frischen Volke, das aus der Heimat einen reichen Schatz an geistigem Besitz mitbrachte, ohne durch technische Kulturerrungenschaften die fröhlich strebende Ursprünglichkeit bereits eingebüßt zu haben, alle Bedingungen zu einem kraftvollen Wachstum in politischer und kultureller Hinsicht zu bieten.

Über die von den einwandernden Minäern etwa bereits vorgefundene Kultur und ihre Träger können wir auch nicht das Geringste vermuten. Südarabien war gewiß immer — als Mittelstation des indisch-ägyptischen bezw. Mittelmeerhandels — in regem Verkehr mit der Kulturwelt gestanden. Wie das aber in vorminäischer Zeit war, dafür fehlen uns alle Anhaltspunkte; Südarabien selbst redet erst in minäischer Zunge zu uns und die zeitlich vorausliegenden ägyptischen oder babylonischen Denkmäler schweigen vollständig darüber.

Da wo die südarabische Geschichte für uns anfängt, tritt uns sofort ein fertiges, festgefügtes Staatswesen mit reifer Kultur entgegen — zweifellos die Frucht langer Entwicklung. Schon die Schrift der ältesten Denkmäler zeigt eine Vollendung, die nur das Resultat jahrhundertelanger Übung sein kann, und in politischer Hinsicht bietet sich nicht wie später bei Saba das Bild eines werdenden, um seine Existenz und Ausgestaltung ringenden Staates, sondern das einer fertigen Organisation, eines geschlossenen Systems, eines Handelsstaates, der sich auch den Exportweg gebahnt und durch militärische Stationen gesichert hat. Der politische Einfluß des minäischen Reiches erstreckt sich schon für die ersten uns erschlossenen Zeiten seiner Geschichte bis nach Gaza, dem Exportplatz für das Mittelländische Meer. Im Nordwesten Arabiens, im Gebiet des biblischen Midian, war eine minäische Kolonie, Mußran, in ursächlichem Zusammenhang mit dem minäischen Mittelmeerhandel entstanden, die dann, politisch organisiert und durch Statthalter verwaltet, den kräftigsten Stützpunkt für diese Handelsunternehmungen bildete.

Von der Existenz dieser minäischen Kolonie Mußran haben zum erstenmal die südarabischen Denkmäler Kunde gegeben. Damit war aber der Schlüssel zum richtigen Verständnis zahlreicher Stellen anderer Litteraturen, vor allem der Bibel, gegeben, die jetzt mit einem Mal das nördliche Arabien in ein ganz neues Licht rückten und erwiesen, daß nordarabische Stammesgebiete mit oder ohne

politische Organisation, seit alter Zeit in reger Beziehung zu Kanaanäern und besonders Hebräern gestanden haben.

Fünf Landschaften sind auf diesem Wege, durch das Zusammenwirken von biblischen, keilinschriftlichen und südarabischen Nachrichten neu entdeckt worden. Die erste ist Mußri, die minäische Provinz Mußran, in der Bibel in sehr vielen Fällen mit Mißraim-Ägypten verwechselt, und in seiner geographischen Lage etwa mit dem Land Midian sich deckend. Dann folgt Assur, das Stammland der Assyrer, daher vielfach schon in der Bibel, überall aber von den Kommentatoren mit Assyrien verwechselt und im Zusammenhang damit Eber, dem südarabischen Ibr naharan, dem keilinschriftlichen Kibri nâri, die Gegend von Edom und seinen westlichen und nördlichen Grenzländern umfassend. Das vierte ist Jareb, das in der Bibel nur an zwei Stellen vorkommt (Hos. 5, 13 u. 10, 6) aber dort unverkennbar als Gebietsname aufgefaßt worden ist. Diese schon grammatisch einzig mögliche Auffassung hat freilich ungezählte Theologen- und Orientalistengeschlechter nicht hindern können, bis in allerjüngste Zeit aus dem „König von Jareb" einen in prophetische Symbolik gehüllten „König Streitbar" zu machen. Das Land Jareb dürfen wir wohl mit dem keilinschriftlich überlieferten Land Aribi identifizieren und als Stammland der Sabäer betrachten. Seiner geographischen Lage nach ist es im Osten von Assur und Mußri, am nordarabischen Djôf, dem Wadi Sirchan zu suchen. Unter Kosch endlich hat man bisher an allen in Betracht kommenden Stellen Äthiopien verstanden, obwohl der geographische Zusammenhang, in dem es vorkommt, diese Identifikation an vielen Stellen schlechterdings ausschließt. An all diesen Stellen haben wir es mit einer arabischen Landschaft, die in Centralarabien zu suchen ist, zu thun.

Diese neue Erkenntnis, zu der, das sei nochmals betont, südarabische Denkmäler den Schlüssel gegeben haben, schließt eine Umwälzung in der Auffassung der altisraelitischen Tradition und Geschichte in sich, deren Tragweite heute nur erst in den Umrissen erkannt oder auch nur geahnt werden kann. Die ältesten Erzählungen des Alten Testaments, die Patriarchengeschichten von Abraham, Isaak und Jakob, die Josephgeschichten, weisen in einzelnen Teilen nicht nach Ägypten, sondern nach Mußri. Ja es wird heute — meiner Ansicht nach allerdings mit Unrecht — behauptet, daß die Kinder Israel überhaupt nicht in Ägypten, sondern vielmehr nur in Mußri gewesen sind. Von größter Bedeutung ist die Rolle, die Mußri-

Midian in der Geschichte Mosis spielt. Der midianitiche Oberpriester Jetro (dieser Name ist in dieser oder anderer Form auch im Minäischen bezeugt) paßt ganz in den Rahmen dessen, was wir von dem minäischen Kultus wissen. Die biblische Erzählung schreibt ihm einen hervorragenden Einfluß auf Moses zu. Moses weilt schon vor seiner Berufung lange Zeit in die Stille bei ihm, wird sein Schwiegersohn. Als dann Moses der Kinder Israel aus Ägypten geführt hatte und am Berge Gottes lagerte, kam Jetro zu ihm und auf sein Anraten wird eine Neuorganisation der Rechtsprechung durchgeführt und die Institution der Richter geschaffen. Wenn man erwägt, daß minäische Denkmäler der Provinz Mußri die Priester als „Leviten" bezeichnen, daß andererseits durch Mose das Priestertum an den Stamm Levi gebunden wurde, wenn man die Angaben über den minäischen Kultus vergleicht, die, so dunkel sie sind, doch die Existenz eines außerordentlich reich ausgebildeten Gottesdienstes beweisen, von dem einzelnes sogar dem Namen nach in der Mose zugeschriebenen israelitischen Kultusgesetzgebung sich wieder findet, so wird man zugeben müssen, daß hier ein Zusammenhang vorliegt, der allein hinreichen muß, der südarabischen Forschung ein nicht gewöhnliches Interesse zu sichern. Aber auch politisch ist die alte Geschichte Israels eng mit der der neugefundenen arabischen Landschaften verknüpft, so sehr, daß Anspielungen auf Mußri und Assur, an denen Königsbücher und Propheten reich sind, manchmal aus Unkenntnis manchmal mit Bewußtsein, auf Ägypten und Assyrien, die mächtigen Nebenbuhler im Streben nach dem Besitz des Landes Kanaan, seine gefürchteten Erbfeinde, umgedeutet und übertragen werden konnten.

Originaldenkmäler haben sich weder in Kosch noch in Assur oder Jareb gefunden. Dagegen sind uns aus Mußri Inschriften erhalten, die durch Sprache, Schrift und Königsnamen ihre enge Zusammengehörigkeit mit dem alten Reich von Ma'in bezeugen. So sind wir für die alte Geschichte Nordarabiens mit Ausschluß von Mußri ausschließlich auf sekundäre und oft recht trübe Quellen angewiesen. Von seiner politischen Organisation, von seiner Kultur wissen wir nichts positives. Die Natur des Landes ist festen Staatenbildungen nicht günstig, wir müssen annehmen, daß seine Bewohner Nomaden geblieben sind. Ihre Kultur ist zweifellos, soweit das bei nomadischen Stämmen möglich ist, wie die des ganzen ältesten Vorderasien unter den Wirkungen der altbabylonischen und späterhin der westsemitischen Kultur gestanden.

Weit besser ist es mit unserer Kenntnis der Geschichte Südarabiens bestellt. Hier hat sich dank den für eine Sonderentwicklung günstigeren Lebensbedingungen schon seit der Mitte des zweiten Jahrtausends unter dem Schutz starker politischer Organisationen eine eigenartige, hohe Kulturentwicklung vollzogen. Gewaltige Ruinenstätten, zahlreiche Inschriften, mancherlei Kunstwerke künden noch heute von der alten Herrlichkeit des minäischen und sabäischen Reiches.

Die älteste uns erreichbare Epoche der südarabischen Geschichte steht unter dem Zeichen des minäischen Reiches und seiner Könige. Für die Dauer desselben müssen wir einen Zeitraum von mindestens 700 Jahren annehmen. Die Zahl der überlieferten Könige läßt sich genau nicht bestimmen, doch steht fest, daß mindestens 25 Könige, deren Namen wir kennen, über Ma'in geherrscht haben. Bedenkt man aber, daß manche unter diesen Königsnamen nur durch ein einziges oder ganz wenige Inschriftenfragmente, wie durch Zufall, uns erhalten sind, und weiter, daß die Ausbeutung der minäischen Ruinenstätten erst noch im Anfangsstadium sich befindet, daß man bisher nur auf der Oberfläche gesucht und gefunden, aber noch gar keinen Versuch machen konnte dem Boden seine Schätze zu entreißen, so ist ohne weiteres klar, daß wir mit den angegebenen Zahlen als mit Minimaldaten rechnen müssen.

Das Ende des minäischen Reiches fällt mit dem Aufblühen des Sabäerreiches zusammen, so daß die Zeit der Selbständigkeit des minäischen Reiches etwa vom 14. bis zum 7. Jahrhundert vor Christus angenommen werden darf.

Die uns erhaltenen minäischen Königsnamen lassen sich zum Teil in genealogischen Zusammenhang bringen. Von 20 Königen wissen wir genau, daß sie in größeren oder kleineren Gruppen, in denen der Sohn auf den Vater folgte, zusammen gehören. Nur drei Könige stehen vorläufig ganz außer allem genealogischen Zusammenhang, bei den andern läßt sich ein solcher mit hinreichender Sicherheit nicht nachweisen.

Sicher der älteren Zeit des minäischen Reiches gehören diejenigen Könige an, deren Inschriften uns die Zugehörigkeit der oben erwähnten nordarabischen Landschaft Mußri oder, wie sie in den minäischen Texten immer heißt, Mußran (mit Artikel) zu demselben bezeugt ist. Da aber gerade diese Könige nachweislich immer einem größeren genealogischen Zusammenhang angehören, so ist die Zugehörigkeit Mußrans zu Ma'in für mindestens 16 Könige, also

für etwa 300 Jahre gesichert. Diese Beobachtung ist ein gewichtiges Zeugnis für die zeitliche Ansetzung des minäischen Reiches. Im achten Jahrhundert, von welcher Zeit ab die Assyrer unter Tiglat Pileser III., Sargon, Asarhaddon anfingen, den ganzen Norden Arabiens, vor allem Mußri, unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen, mußte nach der ganzen damaligen Situation diese Provinz längst aufgehört haben, in politischem Zusammenhang mit dem Mutterland zu stehen. So müssen wir die Zeit von spätestens dem zwölften, bis zum neunten Jahrhundert für die Abhängigkeit Mußris von Ma'in annehmen, und diese Zeit ist es gerade, in welcher sie am ehesten verständlich ist. Damals hatte der ägyptische Einfluß auf Nordwestarabien aufgehört und somit war das Feld frei für Ma'in seinen Handelsunternehmungen von Süden nach Gaza und dem Mittelländischen Meer, nach Ägypten, Assur und Ibr naharan einen politischen und militärischen Stützpunkt in der Provinz Mußri zu schaffen.

In diese Zeit der minäischen Geschichte gehört auch die historisch bedeutsamste minäische Inschrift Glaser 1155 (vgl. die Übers. auf S. 15 f.) und ihre Paralleltexte Gl. 1083 u. 1302. In ihr wird ein Ammißaduk als Kabir, d. i. Statthalter von Mußran bezeichnet und von dem glücklichen Verlauf eines Handelszuges nach dem Gestade des Mittelländischen Meeres berichtet. Es wird erzählt, daß die Minäer in Handelsbeziehungen standen mit Ägypten, Assur (Edom) und Ibr naharan (S. 24), in einem gleichzeitigen Text wird auch Gaza als Handelsstation erwähnt. Auf diesem Zug hatten sie kriegerische Abenteuer zu bestehen; auf der Karawanenstraße, zwischen Ragmat (an der Nordgrenze des minäischen Mutterlandes) nach Ma'ân (bei Petra in Nordwestarabien) wurden sie von den Heeren der Sabäer und Chawiläer überfallen, vermochten aber den Feind zurückzuschlagen. Innerhalb Ägyptens kamen sie zwischen zwei feindliche Lager, mitten hinein in die Streitigkeiten zwischen Madhai und Mißr, kamen aber unangefochten wieder aus Ägypten heraus und gelangten heil und wohlbehalten unter dem Schutz der Götter bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnâwu.

Dieser Inschrift danken wir den Anstoß zu den wichtigsten Erkenntnissen für die älteste arabische Geschichte. Die oben erwähnten vier nordarabischen Landschaften sind erst durch ihre Angaben wieder in das richtige Licht gerückt worden. Die Existenz der minäischen Provinz Mußri hat durch sie eine gewichtige Bestätigung gefunden. Ein nicht zu unterschätzendes Zeugnis ist sie auch für die An-

erkennung des höheren Alters des minäischen gegenüber dem sabäischen Reich. Sie erwähnt die Sabäer auf gleicher Stufe mit dem nordwestarabischen Nomadenstamm der Chawiläer, so daß eine Existenz des Reiches der Könige von Saba zur Zeit unserer Inschrift vollständig ausgeschlossen erscheint.

Alle uns bisher zugänglichen Texte, die Mußri und andere nordarabische Landschaften erwähnen, tragen das Datum des Königs Abijadi'a Jathi'u. Dieser scheint ein besonders mächtiger Herrscher gewesen zu sein. Nicht nur, daß wir von ihm eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Inschriften haben, wir hören auch, daß er mit Kataban und Hadhramot Beziehungen gehabt hat. Vielleicht ist es auch sein Name, der in dem biblischen Abida, dem Sohne Midians (Gen. 25,4) zur genealogischen Figur geworden ist. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß die Kinder Israel durch ein unter minäischem Einfluß stehendes Mußri-Midian aus Ägypten nach Kanaan gezogen sind, und in diesem Mußri ganze Partien ihrer ältesten Erinnerung lokalisiert haben.

Die minäischen Texte erzählen sonst leider nicht viel von äußeren Ereignissen, auch Nachbarvölker und ihre Beziehungen zu Ma'in werden selten erwähnt. Um so mehr ist in ihnen von religiösen, kultischen Angelegenheiten die Rede, von Weihungen und Schenkungen an die Götter.

Erst gegen Ende des Reiches lassen vereinzelte und indirekte Zeugnisse den schließlichen Verlauf seiner Geschichte erkennen. Von Mußri hören wir vom 16. König ab gar nichts mehr. Es scheint als Durchgangsstation des Handels selbst zu Macht und Blüte gekommen zu sein, die Herrschaft des weitentfernten Mutterlandes abgeworfen und sich selbständig gemacht zu haben. Die Situation, in der uns die Keilinschriften vom achten Jahrhundert ab das Land Mußri zeigen, fordert diese Annahme. Da ist keine Spur mehr von einem minäischen Mußri erwähnt. Tiglat Pileser III. (745—727) setzt einen arabischen Scheich Idibi'il als Statthalter über Mußri, während das sonst Sache des minäischen Königs gewesen ist. Auch die Stellung des Statthalters scheint eine sehr unabhängige gewesen zu sein. Er revoltierte immer wieder gegen seinen Herrn, bald mit Hanno von Gaza, bald mit Hosea von Israel unter einer Decke spielend. Unter Sargon wird dann (721—705) ein „König von Mußri" namens Pir'u erwähnt, der gleichfalls gegen Assyrien konspiriert — er nimmt den flüchtigen Jamani von Asdod bei sich auf — aber bald zur Unterwerfung gezwungen wird.

Der Abfall der entlegenen mußritischen Provinz bezeichnet aber nur den Anfang der nun rasch sich vollziehenden Auflösung des minäischen Reiches. Schon in der oben mitgeteilten Inschrift des Königs Abijadi'a Jathi'u, hat sich der Erbe der minäischen Macht und Herrlichkeit angekündigt: das Volk der Sabäer. Dort waren es noch Nomaden, die von der Plünderung der Karawanen lebten und in Aribi-Jareb am nordarabischen Djôf ihren Stammesmittelpunkt hatten. In einer späten minäischen Inschrift, die nach dem Könige Tub'i-kariba datiert ist, sind sie schon Grenznachbarn des minäischen Reiches geworden. Schon damals, vielleicht um 700, muß das minäische Reich im Innersten morsch gewesen sein: die Inschriften und Weihungen werden auch in den Schutz der sabäischen Götter gestellt! Das läßt tief blicken, und verrät einen sehr dringenden und begründeten Wunsch, die Götter der Sabäer freundlich und gnädig gestimmt zu wissen. Auch andere Nachrichten zeigen uns, daß damals die Zerbröckelung des Reiches immer weiter um sich griff, daß Ma'in gezwungen war, da und dort zu paktieren, wo es sonst zu befehlen hatte.

So dauert es denn nicht mehr lange und wir erleben wieder das alte Schauspiel, das die großen politischen Entwicklungsphasen von jeher im alten Orient geboten haben: ein innerlich morsches Kulturvolk fällt eindringenden, frischen Elementen zur Beute.

Die Sabäer sind wohl im Verlauf des 9. und 8. Jahrhunderts allmählich aus ihren Stammlanden vom nordarabischen Djôf nach Süden gezogen, das Vordringen der Assyrer im achten Jahrhundert mag diese Bewegung beschleunigt haben. Wir hören, daß Tiglat Pileser III. und Sargon den Sabäern Tributzahlungen auferlegten. So erzählt Sargon: „Von Pir'u dem König von Mußri, Samsi, der Königin von Aribi, Itamara, dem Sabäer, den Königen am Gestade des Meeres und der Steppe" empfing ich Tribut. Die Nennung des Sabäers ohne Titel inmitten der Könige zeigt, daß die Sabäer wohl ein Achtung gebietendes Volk damals schon waren, daß sie aber feste politische Organisation noch nicht besaßen; der geographische Zusammenhang mit Mußri und Aribi nötigt uns „Itamara den Sabäer" nicht im Yemen, sondern etwa südlich von Aribi in Centralarabien zu suchen.

Die bei Tiglat Pileser und Sargon erwähnten Königinnen von Aribi, Zabibi und Samsi rufen unwillkürlich die Gestalt der biblischen Königin von Saba (1. Kön. 10) ins Gedächtnis zurück. Königinnen von Saba sind uns nicht bekannt, ja wir haben kein

Recht, anzunehmen, daß es zu Salomos Zeit überhaupt schon „Könige von Saba“ sollte gegeben haben, das scheint sogar vollständig ausgeschlossen. Wir wissen aber, daß Aribi, eben das Land, für welches uns die beiden Königinnen bezeugt sind, das Stammland der Sabäer gewesen ist. Es liegt nahe anzunehmen, daß der historische Kern, der in jener biblischen Erzählung sicher vorhanden ist, die Gestalt einer Königin von Aribi war, daß es eine poetische Verklärung dieser Figur bedeutet, wenn der Geschichtsschreiber die arabische Königin als Königin von Saba mit all dem Glanz umkleidet, der damals für die alte Welt über Saba, dem mächtig blühenden, an Gold, Edelsteinen, Weihrauch und Myrrhen überreichen Königreiches ausgebreitet lag.

Bald nach Sargons Vordringen gegen Aribi und den Sabäer Itamara müssen die Sabäer in unaufhaltsamem Vordringen an die Grenzen des minäischen Reiches gestoßen sein und vielleicht kaum hundert Jahre später mag Saba zum letzten entscheidenden Schlag gegen Ma'in sich gerüstet haben.

Die sabäischen Nomaden hatten schon auf ihren Streifzügen Fühlung mit der minäischen Kultur gewonnen. In der Zeit dann, als minäische Könige ihre Inschriften dem Schutze der sabäischen Götter empfahlen, hatten die mittlerweile seßhaft gewordenen Sabäer Gelegenheit genug, die minäische Kultur auf sich wirken zu lassen. Ja, noch bevor der letzte, entscheidende Schlag geführt wurde, waren bereits minäische Gebiete wie Naschk, Harim, Kamna den Sabäern anheimgefallen. Es ist somit etwas ganz natürliches, daß die Sabäer, da wo sie das politische Erbe Ma'ins anzutreten sich rüsten, schon im Bann der minäischen Kultur befangen und vorbereitet waren, die Errungenschaften ihrer vielhundertjährigen Entwicklung alsbald im vollen Umfang zu übernehmen.

Die älteste uns zugängliche Periode der sabäischen Geschichte, die sogenannte Mukarribperiode, scheint zum größten Teil mit der Zeit des Niederganges der minäischen Macht zusammenzufallen. Es hat wohl auch schon zu der Zeit, als minäische Könige den Schutz der sabäischen Götter für ihre Inschriften und Weihungen anriefen, sabäische Mukarrib gegeben. Jedenfalls aber ist der große Eroberer Kariba'il Watar, der den Hauptschlag gegen Ma'in geführt hat, einer der letzten Mukarrib gewesen und als unter seinem Sohne das Werk der Unterwerfung Südarabiens auch auf die weiter entlegenen, südlichen Provinzen, speziell Hadhramot ausgedehnt und der ganze Umfang des ehemaligen minäischen Reiches in Südarabien

sabäisch geworden war, da hörte Ma'in auf, auch nur dem Namen nach ein Königreich zu sein, ja es verschwindet vollständig aus dem Interessenkreis der südarabischen Politik, ist ein totes Volk, und an seiner Stelle ist nun das Reich der „Könige von Saba“ als die Südarabien beherrschende Macht getreten.

Die sabäische Mukarribepoche bildet also den Übergang zu den neuen Verhältnissen. Über die Bedeutung des Titels „Mukarrib“ läßt sich Sicheres nicht ausmachen. Durch Glaser wissen wir, daß er auch in der ersten Periode der katabanischen Geschichte in Gebrauch war. Aller Wahrscheinlichkeit nach drückt sich in ihm die Vereinigung politischer und religiöser Suprematie in einer Person aus, eine Erscheinung, die wir ja auch anderweitig (man denke an Melchisedek von Salem) in der Geschichte semitischer Völker kennen.

Die Residenz der sabäischen Mukarrib scheint Sirwach gewesen zu sein; denn dort haben sich die wichtigsten Denkmäler jener Zeit gefunden. Aus den Inschriften kennen wir zehn sabäische Herrscher, die den Titel Mukarrib geführt haben, wir müssen also für diese Periode eine Dauer von mindestens 250 Jahren annehmen.

Als die Sabäer den ganzen Machtbereich des ehemalig minäischen Reiches sich unterworfen hatten und dadurch zur Vormacht in Südarabien geworden waren, haben ihre Herrscher angefangen, sich den Titel „König von Saba“ beizulegen. Auch ein Wechsel der Residenz ist bald erfolgt, von Sirwach in einer der wildesten, unfruchtbarsten Gegenden von ganz Arabien gelegen, ist sie nach Marib am Ufer des wasserreichen Wadi Dhenne verlegt worden.

Für die Periode der „Könige von Saba“ dürfen wir etwa 400 Jahre in Anspruch nehmen, wir können bis heute 17 Herrscher, die diesen Titel führen, inschriftlich nachweisen, müssen aber auch hier der selbstverständlichen Möglichkeit Raum lassen, daß neue Funde auch neue Königsnamen bringen. Da aller Wahrscheinlichkeit nach das Jahr 115 v. Chr. der Beginn einer neuen Ära in Südarabien als Endpunkt dieser Periode angenommen werden muß, so können wir bei einer Dauer von rund 400 Jahren ihren Anfang um 550 v. Chr. ansetzen.

Dieser Abschnitt der sabäischen Geschichte ist für die politische Entwicklung Südarabiens von besonderer Bedeutung gewesen. Das sabäische Reich hat in ihm viel gewonnen, aber noch viel mehr verloren.

Die Könige von Saba haben in unaufhörlichen Kämpfen weiter gearbeitet an dem bereits von den Mukarrib begonnenen Werk der

dauernden Unterwerfung aller südarabischen Stämme, die Inschriften berichten ausführlich von Kämpfen mit Hadhramot und Kataban. Die Festigung und Ausbreitung der politischen Macht Sabas hat also in dieser Periode immer größere Fortschritte gemacht.

Andererseits aber hat Saba gerade in dieser Periode eine gewaltige Einbuße erlitten in dem Verlust des Monopols für den Zwischenhandel von Indien nach Ägypten und den Mittelmeerländern, der mehr als 1000 Jahre die stärkste Wurzel der Kraft der südarabischen Reiche, die unversiegliche Quelle ihres märchenhaften Reichtums gewesen ist. Den Versuch Alexanders des Großen, Babylonien durch Erschließung eines direkten Handelsweges nach Indien zur weltbeherrschenden Handelsmetropole zu machen, hat sein schneller Tod nicht zur Ausführung kommen lassen. Was aber Alexander nicht erreichen konnte, ist den Ptolemäern gelungen, sie haben den Seeweg um Arabien herum freigelegt und ihn durch zahlreiche Stationen vom arabischen Meerbusen bis zum persischen Golf gesichert. So ist die Vermittlung des indischen Handels, die Quelle und Stütze der südarabischen Macht, dauernd von Saba genommen worden und an Alexandria übergegangen.

Für Saba war das der empfindlichste Stoß, der es hatte treffen können. Im Norden hatte Südarabien längst aufgehört entscheidenden Einfluß zu üben. An die Stelle der minäischen Mußriten waren von der Mitte des siebenten Jahrhundert die Kedar und Nebajot getreten. Diese sind von den Salamiern abgelöst worden, bis um 200 v. Chr. die Nabatäer für etwa 300 Jahre ihr Reich in Mußri aufrichteten. Der Norden leistete jetzt dem Süden keine Vermittlerdienste mehr, er stand unter assyrischer Oberhoheit und hielt Assyrien den Weg nach Ägypten offen. Soweit ihm aber Assyrien freie Hand ließ, folgte er eigenen Interessen. Kedar und Nebajot streiften nach Norden, drangen in Juda ein, Edom, Moab und Ammon halten sie stetig in Atem. Assurbanipal trieb sie wohl verschiedene Male zurück und auch von Nebukadnezar hören wir, daß er gegen die Kedar gezogen und ihre Festung Chaßor geschleift hat. Doch waren diese Strafexpeditionen nie von dauernder Wirkung. Sobald der Druck nachließ, gingen die Raubzüge wieder von vorn an.

Von dieser Entwicklung blieb der Süden Arabiens völlig unberührt. Die Fäden sind zerschnitten, die seit alter Zeit den Norden mit dem Süden verknüpft hatten. Beide haben jetzt getrennte Lebensinteressen, getrennte Entwicklung.

Am Ausgang der Zeit der „Könige von Saba“ bereitet sich eine neue Umgestaltung der Verhältnisse vor. Nach langen, das ganze Land erschütternden Kämpfen geht die Vorherrschaft in Südarabien aus den Händen der Sabäer über in die der Himjaren, eines Volksstammes, der ursprünglich die äußerste Südwestecke Arabiens inne hatte.

Die Himjarenkönige führen auch weiterhin als Haupttitel den eines Königs von Saba, denn das sabäische Reich ist es ja, über das auch sie herrschen, doch haben sie ihm durch den Zusatz des Namens ihrer Stammburg ein eigenes Gepräge gegeben. Jetzt, etwa 115 v. Chr. beginnt die Periode der „Könige von Saba und Raidan.“ Hand in Hand geht damit das Aufhören des Königreichs von Kataban.

Dieser Abschnitt der südarabischen Geschichte dauert bis etwa 300 n. Chr. Wir kennen 26 Könige dieser Zeit aus den Inschriften. Für diese und die nachfolgende Epoche sind wir dank den Datierungen, welche einzelne der hierher gehörigen Inschriften tragen, in der Lage die Ereignisse mit einiger Genauigkeit chronologisch anzusetzen.

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der südarabischen Verhältnisse war das allmähliche Wiedereindringen der zur Zeit der Könige von Saba nach Afrika ausgewanderten Habaschiten oder Abessynier. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. haben sie an der arabischen Küste festen Fuß gefaßt und dadurch einem ständigen Eingreifen in die Gestaltung der südarabischen Politik Bahn gebrochen.

Kaum hundert Jahre nach der Eroberung Sabäas durch die Himjaren, im Jahre 26 v. Chr. haben die Römer den ersten und einzigen Versuch gemacht auch Südarabien sich zu erschließen. Augustus hatte seinen Feldherrn Aelius Gallus zur Eroberung Arabiens ausgesandt, die märchenhaften Reichtümer Sabas, die in der ganzen alten Welt sprichwörtlich geworden waren, lockten ihn an. Die Expedition ist vollständig mißlungen, sie ist im Sand der Wüste verlaufen und hat auf Jahrhunderte hinaus Südarabien vor weiteren Invasionen einer gewappneten Macht durch ihr warnendes Beispiel geschützt.

Die Habaschiten, selbst ursprünglich Araber, kamen nicht so wohl als Eroberer, sondern als einwanderndes Volk nach Arabien zurück und allmählich wurden sie zum beherrschenden Element.

Als sie die politische Gewalt an sich gerissen hatten, etwa um 300, beginnt die vierte und letzte Periode der sabäischen Geschichte

und mit ihr nochmals eine gewaltige Erweiterung des sabäischen Machtbezirks. Die Könige nennen sich jetzt „Könige von Saba und von Raidan, von Hadhramot und Yemen.“ Der ganze Yemen war nun sabäisch, ja bis nach Leuke Come reicht der sabäische Einfluß.

Auch diese Periode ist mit inneren Kämpfen ausgefüllt, die Erhaltung des nur äußerlich zusammengekitteten großen Reiches ist auf die Dauer nicht möglich.

Was diese Zeit für uns aber in besonderem Maße interessant macht, das sind die geistigen Mächte, die nun auf dem alten Boden der mehr als tausendjährigen südarabischen Kultur sich zur Geltung zu bringen suchen.

Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus waren von den nach allen Richtungen der Windrose sich zerstreuenden Juden auch große Scharen nach Südarabien eingewandert. Es gelang ihnen bald zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Es lag in der Natur des Judentums, daß sie sich mehr an die handeltreibende Bevölkerung der Städte wandte, während die alten Adelsgeschlechter, die herrschende Partei, an der alten, heidnischen Religion festhielten. Mit dem Judentum und dem durch dasselbe neubelebten Erwerbs- und Unternehmungsgeist war eine neue Blütezeit für Südarabien gekommen. Die Himjaren erstarkten wieder und vermochten es, freilich nur für kurze Zeit, der abessynischen Eindringlinge sich zu entledigen und ein neues Reich, ein jüdisch-sabäisches aufzurichten, dessen bekanntester Vertreter, der sagenumwobene König Dhu Nuwas ist.

Dieser Einfluß des Judentums wäre nicht verständlich, wenn die Himjaren in ihm nicht einen Rückhalt gegen die immer wieder drohenden Abessynier gesehen hätten und gegen die hinter diesen steckenden christlichen Großmächte Ägypten und Byzanz, welche längst schon nach den Schätzen Sabäas lüstern waren.

Freilich mit Waffengewalt war in Arabien wenig auszurichten, das hatte der klägliche Ausgang der Expedition des Aelius Gallus hinreichend gelehrt. Das Ziel ist aber auf andere Weise erreicht worden, wenn auch nur für kurze Zeit. Das Mittel dazu war das Christentum. Schon frühzeitig hatte dasselbe von Ägypten aus in Abessynien Eingang gefunden und war von dort aus nach Südarabien getragen worden. Dort trat es bald in Gegensatz zu der dem Judentum ergebenen herrschenden Klasse. Die christliche Legende erzählt bluttriefende Geschichten von den Verfolgungen, denen die Anhänger des Christentums von Seiten der jüdischen Herrscher, besonders des Dhu Nuwas ausgesetzt waren. Mögen diese Berichte

auch stark tendenziös gefärbt sein, so viel ist gewiß, daß der Gegensatz ein sehr starker war und daß einem christlichen Eroberer in den unterdrückten südarabischen Christen die thatkräftigste Stütze erwachsen mußte.

So sehen wir in der That mit dem letzten jüdischen König Joseph Dhu Nuwas im Jahre 525 das jüdisch-sabäische Reich einem erneuten, diesmal planmäßig vorbereiteten, von Byzanz aus unterstützten Ansturm der christlichen Abessynier erliegen. Freilich dauerte die abessynische Herrlichkeit in Südarabien nicht lange; von vier Königen weiß die Überlieferung, nur einer ist inschriftlich bezeugt. Jetzt waren es die heidnisch gebliebenen alten Adelsgeschlechter, die eine Neuordnung der Verhältnisse herbeiführten. Sie riefen die Perser ins Land, die denn auch um 575 die abessynische Herrschaft stürzten, dafür aber freilich eigene Statthalter im Yemen einsetzten. Lange hat auch dieser Zustand nicht gedauert. Kaum 50 Jahre später hat der Islam auch Südarabien in seine Kreise gezogen und unter dem Banner des Propheten ist dann auch bald die ganze arabische Halbinsel zu einem großen durch Rassen- und Religionseinheit natürlich und dauernd gefestigten Reich zusammengefügt worden.

Litteratur.

Glaser, Ed., Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Muhammed. 1889. (Band I [Geschichte] nicht im Buchhandel erschienen).

Die Abessynier in Arabien und Afrika. München 1895.

Hommel, Fritz, Altisraelitische Überlieferung. München 1897.

Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Überlieferung. München 1901.

Vier neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament. München 1901.

Das Land der Königin von Saba. Im Augustheft der Deutschen Rundschau, 1901.

Weber, Otto, Studien zur südarabischen Altertumskunde I, in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1901, I.“

Winckler, Hugo, Altorientalische Forschungen. 1. Reihe. S. 24ff., 195, 337.

Mußri, Meluḫa, Ma'in in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ 1897, I. IV.

Das alte Westasien in Helmolts Weltgeschichte, III, 1. Seite 228—248.

Keilinschriften und Altes Testament. 3. Aufl. I. S. 136ff. Berlin, im Erscheinen.

Die Aramäer

Von

Dr. Albert Šanda



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 3.

Jene gewaltige Völkerbewegung, durch welche die ältesten Semiten aus ihrer ursprünglichen Heimat Arabien nach Norden getrieben wurden, um den siegreichen Kampf mit einer heterogenen hochentwickelten Rasse, den Sumerern aufzunehmen, liegt vorläufig im Dunkel einer für uns unerreichbaren Vorzeit. Auch das Vordringen der zweiten Völkerschicht, die wir mit dem Namen Kanaanäer bezeichnen, und die im dritten Jahrtausend v. Chr. im westlichen Teil des nordsemitischen Kulturbereichs, in Syrien und Palästina, den Sieg über die ursprünglichen Bewohner davontrug und dem Lande ihr Charakteristikon aufprägte, läßt sich nur durch spätere Analoga veranschaulichen, aber an der Hand direkter Originalquellen noch nicht näher erforschen. Der nächste sprachlich und national von den „babylonischen" und „kanaanäischen" Semiten scharf unterschiedene Völkerstrom, der sich tausend Jahre später von Süden her in das Kulturland zu ergießen begann, waren die Aramäer. Ihre Einwanderung vollzieht sich für uns gleich der islamischen im Lichte der Geschichte. — Das Babyloniertum hat sich u. a. in Nord- und Südmesopotamien festgesetzt, die hochentwickelte Kultur der Sumerier übernommen und dieselbe so sorgsam zu pflegen verstanden, daß erst der Hellenismus den Einfluß derselben einigermaßen zu hemmen imstande war. Nur einer ungewöhnlichen Energie und Leistungsfähigkeit dieser damals noch jungen semitischen Rasse verdanken wir das Entstehen einer teilweise neuen Kultur, die wir die babylonische nennen, und welche so stabil und mächtig war, daß selbst die gewaltigsten Völkerstürme der späteren Zeit dieselbe nicht mehr wesentlich zu modifizieren vermochten. Die Kanaanäer haben zwar auch Babylonien überschwemmt, ihre Eigenart konnten sie aber dem Lande ebensowenig aufdrücken, wie durch ihre Sprache das Babylonische verdrängen. Nur in größerer Entfernung vom Kulturzentrum, in Syrien und Palästina, gelang es dem Kanaanismus, dauernd festen Fuß zu fassen und eine eigenartige, teilweise originelle Kultur zu schaffen, die wir die kanaanäische nennen. Ähnlich sprechen wir auch, und zwar noch mit größerem Recht von einer islamischen Kultur.

Von diesen drei semitischen Völkerschichten unterscheidet sich nun das Aramäertum in wenig vorteilhafter Weise. Die Einwanderung dieses Völkerelements vollzog sich in einer Zeit, wo in Syrien und Mesopotamien mehr oder weniger geordnete Staatswesen den eindringenden Nomaden erfolgreichen Widerstand leisten konnten. Der aramäischen Rasse fehlte es außerdem nicht nur an größerer geistiger Originalität, sondern auch an jener Energie und Lebenskraft, welche für junge Völker erforderlich gewesen wären, um sich in den Kulturländern als Herren der Situation aufzuschwingen, sowie um die leitende Stellung im Staatswesen und damit den Einfluß auf die Kultur zu erringen. Darum hat zwar das Aramäertum den nordsemitischen Kulturländern mit der Zeit seine Sprache aufgedrängt, vermochte aber kein dauerndes und mächtiges Staatswesen und, was damit gleichbedeutend ist, keinen wenigstens teilweise originellen und neuen Kulturherd zu schaffen. Seine Volkselemente gingen in der anderweitigen Bevölkerung der bestehenden Kulturstaaten mehr oder weniger auf, und wir können infolgedessen zwar von einer babylonischen, kanaanäischen und islamischen, nicht aber eigentlich von einer aramäischen Kultur sprechen. Zu einer Zeit, wo das gesamte semitische Vorderasien aramäisch sprach, unterlag es geistig dem Hellenismus und war nicht mehr imstande, Neues und Originelles zu leisten.

Die ursprüngliche Heimat der Aramäer ist Arabien. Bei dem völligen Dunkel, das die ältesten Geschicke dieser Halbinsel noch immer unserer Kenntnis entzieht, kann man doch vermuten, daß die Aufrichtung des Minäerreiches um die Mitte des zweiten Jahrtausends die nächste Veranlassung zum Beginn der aramäischen Wanderung geboten hat, durch welche die in der semitischen Völkerkammer seit der kanaanäischen Emigration aufgespeicherten überflüssigen Menschenmassen nach Norden gedrängt wurden.

Zum erstenmal hören wir von den Aramäern in den Keilinschriften am Anfang des 14. Jahrhunderts. In einem zum Tel-Amarna-Fund gehörigen Briefe werden die nomadisierenden Achlame in irgend eine wegen des fragmentarischen Charakters des Dokuments nicht näher bestimmbare Beziehung zum König von Babylon gebracht. Damals durchstreiften die Steppe zwischen Damaskus und dem Zweistromlande die Räuberhorden der Suti. Wir können sie als Vorläufer der eigentlichen Aramäer ansehen, wobei es ungewiß bleibt, welcher Völkerschicht sie sprachlich angehörten. Die aramäischen

Achlame hausten am Ende des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich südlich von den Suti, etwa in der Steppe zwischen der Mündung des Tigris und Euphrat und dem edomitischen Gebirge, begannen aber bald darauf — im Tel-Amarna-Fund ist dies noch nicht konstatierbar — von Süden her auf der ganzen Linie eine große Bewegung gegen den Euphrat. Von Pudi-Ilu, König von Assyrien (um 1350), rühmt sein Sohn Adadnirari I., daß er die Gebiete der Achlame und Suti bezwungen. Die Machtsphäre des Assyrerkönigs reichte damals schwerlich zu weit nach Süden, da ihm im Norden die Zertrümmerung des Mitanireiches genugsam zu schaffen gab. Wir werden darum die nördlichsten Vorposten der Achlame höchstens an der Mündung des Chabur zu suchen haben. Adadnirari I. selbst berichtet zwar von seinen Kämpfen in Nordmesopotamien, schweigt aber von den Achlame, woraus wir schließen können, daß dieselben im weiteren Vordringen nach Norden vorläufig aufgehalten wurden, sich aber umsomehr am rechten Ufer des mittleren Euphrat gegenüber der Chaburmündung breit zu machen begannen. Damals werden die aramäischen Staaten (die wir uns in ihrem anfänglichen Stadium natürlich mehr als Beduinengebiete denn als geordnete Reiche vorzustellen haben) in jenen Gegenden entstanden sein, die uns später Assurnaßirpal III. als Suchi, Laki und Chindanu nennt.

Salmanassar I. (1300) weiß viel von seinen Kämpfen gegen die Arimi zu melden. Der Schauplatz derselben war ungefähr das Hügelland südlich vom West-Ost-Lauf des Tigris. An und für sich könnte man zwar auch an eine der vielen hettitisch-alarodischen Völkerschaften denken, die um jene Zeit von Norden und Nordwesten gegen Nordmesopotamien vorzudringen suchten, um sich im Gebiete des politisch untergegangenen Mitanireiches festzusetzen, doch rät der Name, uns unter diesen Arimi eigentliche von Süden her eindringende Aramäer vorzustellen. Dieselben hatten also inzwischen den Euphrat überschritten, waren Herren der ganzen Steppe am Chabur und weiter östlich gegen den Tigris geworden und belästigten mit ihren Streifzügen die gebirgigen Landschaften bei Mardin und den Tur ʿAbdin, wo die mit den Stämmen des Nordens sprachverwandten Reste der alten Mitanibevölkerung ansässig waren. Die aramäischen Horden waren damals eben eine Landplage in Mesopotamien, welche Salmanassar I. auf das Gebiet der eigentlichen Steppe zu lokalisieren suchte. Indessen hatte der nach 1275 erfolgte Niedergang des assyrischen Reiches zur Folge, daß

das aramäische Element in der Steppe von Nordmesopotamien bedeutend erstarkte und der Strom der Einwanderung höchstens abgelenkt, aber nicht mehr gehemmt werden konnte.

Erst um 1130 rühmt sich wieder Assur-risch-ischi von Assyrien, „die weit ausgedehnten Scharen der Achlame niedergestreckt zu haben". Über den Schauplatz dieser Kämpfe erfahren wir Näheres aus den Inschriften seines Sohnes Tiglat-Pileser I. Im 4. Regierungsjahre schlägt er den Weg durch die westlich vom Tigris gegen den Euphrat hin sich ausbreitende Steppe ein „mitten in das Gebiet der aramäischen Achlame", verfolgt dieselben etwa von der Mündung des Chabur dem linken Euphratufer entlang stromaufwärts bis gegen Gargamisch (Dscherabis), setzt dann über den Fluß, trägt am Bischri-Gebirge, d. i. im Hügelland am Sadjur südlich von Aintab (dort heute noch Tell Bascher), einen Sieg über dieselben davon und errichtet am linken Ufer des Sadjur in der Stadt Pitura eine Festung mit assyrischer Garnison, sowie eine zweite östlich davon am linken Ufer des Euphrat in Mutkinu. Diese Nachricht ist doppelt wichtig. Denn erstlich lesen wir bei Tiglat-Pileser I. den Namen „aramäische Achlame", woraus die nationale Zugehörigkeit dieser damals schon seit 300 Jahren in Mesopotamien bekannten Völkerklasse erhellt. Zweitens gewährt uns die erwähnte Angabe Aufschluß über die ungefähren Wohnsitze dieser Nomaden in jener Zeit.

In Mesopotamien waren die Aramäer, wie wir gesehen, schon zu Salmanassars I. Zeit bis zum Tur ʿAbdin und gegen Mardin vorgedrungen. Unter Tiglat-Pileser I. treffen wir nun in jener Gegend am Südufer des Tigris noch immer eine hettitische Völkerschaft, die Kumuchäer, die mit den von Norden her einbrechenden Kaskern und Moschern gemeinsame Sache machen. Den Aramäern war es also seit Salmanassar I. in mehr als 150 Jahren noch nicht gelungen, diese heterogenen Elemente zu absorbieren und endgiltig bis an den Tigris vorzudringen. Es stießen nämlich in jener Gegend zwei gewaltige Völkerströme aneinander: die hettitisch-alarodischen Stämme, die von Norden her Mesopotamien zu überschwemmen suchten und die von Süden gegen Norden drängenden Aramäer. Erstere waren die stärkeren, und wenn Tiglat-Pileser nicht gleich am Anfange seiner Regierung dieselben durch energisches Eingreifen am weiteren Vordringen nach Süden gehindert hätte, so wäre ihnen auch die mesopotamische Ebene als Anteil zugefallen. An dem Widerstande von Norden her zerschellte infolge dessen auch der Anprall des aramäischen Völkerstroms und derselbe

teilte sich in zwei Arme. Der stärkere überschwemmte das Land vom Balich angefangen nach Westen über den Euphrat hinaus und ergoß sich von dort unaufhaltsam nach Nordsyrien. Der schwächere suchte von der Steppe Nordmesopotamiens aus nach Osten gegen Assyrien vorzudringen. Daher schon die Kämpfe Assur-risch-ischi's gegen die Achlame. Der Feldzug Tiglat-Pileser's I. bedeutet den erfolgreichen Versuch, sie vom eigentlichen Assyrien abzuwehren. Er trieb sie teilweise sogar noch über den Euphrat nach Syrien ins Gebiet der Hettiter hinein, wo die lebenskräftigen Nomaden günstige Aufnahme fanden.

Die Hettiterherrschaft in Syrien war nicht so durchgreifend gewesen, um das kanaanäische Element durch Aufdrängung der hettitischen Sprache völlig zu unterdrücken und im Hettitertum aufgehen zu lassen. Nur der Adel und der Kriegerstand setzte sich aus Hettitern zusammen, während das Volk nach wie vor kanaanäisch blieb. Auch konnte die hettitische Schrift (und infolge dessen auch die Sprache) wegen ihrer schwierigen Kombiniertheit im praktischen Leben gegenüber den ungemein einfachen Schriftzeichen der eingesessenen Kanaanäer keine maßgebende Rolle spielen. Bald nach 1250 spaltet sich das große Hettiterreich, das im Süden bis an den Nahr el Kelb reichte, in einzelne Fürstentümer, der politische und kulturelle Einfluß nach außen schwindet und das Mutterland in Kleinasien liefert infolge dessen auch keine neuen hettitischen Einwanderer und Kolonisatoren mehr. War also Syrien zwar offiziell hettitisch, aber im Grunde ein vom Hettitertum nur wenig durchsetztes Kanaanäergebiet, so erklärt es sich leicht, warum gerade hier die am weiteren Fortschreiten nach Norden gehinderten Aramäerstämme willige Aufnahme fanden und vom 11. Jahrhundert ab, durch immer neue Zuzüge von der östlich vom syrischen Kulturgebiet sich ausbreitenden Steppe das Land allmählich aramaisierten.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht schon vor 1200—1150, d. i. etwa vor dem Zeitpunkt, da der direkt von Süden gegen Norden fortschreitende Aramäerstrom bei Mardin und im Tur 'Abdin am Widerstand der nördlichen Völker zerschellte, diese Nomaden in Syrien festen Fuß zu fassen versuchten. Im Gegenteil, dies wird auch schon früher, sicherlich seit 1250, wenn auch in geringerem Maße (wegen der damaligen relativen Macht der Hettiterherrschaft) der Fall gewesen sein, wenngleich bestimmtere Nachrichten darüber fehlen.

Dunkle Andeutungen über die Bewegungen der Aramäer seit

etwa 1200 v. Chr. gegen Syrien und Palästina enthält vielleicht das Buch der Richter. Wenn Ri. 3, 8 erzählt wird, daß die Kinder Israels acht Jahre lang Kusan Risathaim, dem König von Aram Naharajim, dienen mußten, bis sie Othniel, der Bruder Kalebs, aus der Knechtschaft befreite, so müßte man darin eine Reminiscenz an die Streifzüge aramäischer Räuberhorden ins eigentliche Palästina erblicken, die wegen der Erwähnung Othniels bald nach 1200 anzusetzen wären. Aram Naharajim ist nach hebräischer Auffassung das Land, wo Charran, die Stadt Nachors gelegen war. Dieser Name geht auf das keilinschriftliche Narima (Tel-Amarna) und Naharina der ägyptischen Inschriften zurück und bezeichnete die Gegend am mittleren Euphrat bis gegen den Chabur hin, also im allgemeinen das Gebiet des alten Mitanireiches. Andere Erzählungen der Bibel bezeichnen als Heimat Nachors Paddan Aram, worin man wohl mit Recht den Namen Patin (s. weiter unten) erkannt hat. Wenn die israelitischen Traditionen Naharajim und Paddan mit den Erzvätern in Verbindung bringen und beiden Benennungen den Zusatz Aram beifügen, so müssen wir schließen, daß auch nach hebräischer Vorstellung Nordsyrien und der Bereich des alten Mitanireiches, wo wir ja schon um 1300 Salmanassar I. im Kampfe mit den Achlame antreffen, in sehr früher Zeit eine aramäische Bevölkerung hatten. Ja, die Überlieferung geht so weit, daß sie sogar Abraham in poetischer Rede als „wandernden Aramäer" bezeichnet. Abgesehen von dem Umstande, daß in letzterem Ausdruck „Aramäer" eine poetische Paraphrase für „Beduine" darstellt, lassen sich dergleichen der naiven Auffassungsweise des Volkes angepaßte Äußerungen zu Schlüssen auf historische Verhältnisse der früheren Zeit ebensowenig verwenden, wie etwa die Angabe des Propheten Amos (9, 7), daß gleichwie die Kinder Israels von Jahwe aus Ägypten hinausgeführt, so die Philister aus Kaphtor und die Aramäer aus Kir (irgendwo in Südbabylonien an der elamitischen Grenze) berufen worden seien. Schon der Parallelismus mit dem Auszug aus Ägypten zeigt, daß in letzterer Stelle von keiner eigentlichen Auswanderung aus ursprünglichen Wohnsitzen die Rede sein kann.

Um 1100 müssen die Aramäer bereits Damaskus, den Hauran und die Gebiete östlich vom Jordan vom Tiberiassee bis an den Hermon besetzt haben. Von ihren Stämmen und kleinen Fürstentümern nennt die Bibel besonders Aram Beth Rechob (etwa südlich vom Quellgebiet des Jarmuk anzusetzen), Maacha (am Südabhang des Hermon) und Aram Soba (zwischen beiden in den Hauran

hinein sich erstreckend). Schon Saul (1050) soll gegen Aram Beth Rechob (lies 1. Sam. 14, 47 statt Edom Aram) und gegen Soba Kriege geführt haben, wohl um dieselben am weiteren Vordringen nach Süden zu hindern. Ausführlicheres erfahren wir in den Berichten über David. Darnach suchten die Ammoniter gegen Israel Schutz bei den Aramäern. Soba, Rechob und Maacha leisteten ihnen bei der Belagerung ihrer Hauptstadt auch wirklich Hilfe, wurden aber von Joab geschlagen. Die Führerrolle scheint Hadadezer von Soba zugefallen zu sein. Er wird bei Helam im Ostjordanland von David besiegt und muß fliehen. Letzterer verfolgt ihn hierauf und züchtigt die Aramäer in der Damascena, die Hadadezer zu Hilfe gekommen waren. Ja sogar Vögte soll David im Damascenischen eingesetzt haben. Nach diesen Nachrichten wäre es also David gelungen, die Aramäer vor der Hand wenigstens in Schach zu halten. Sie drangen indessen bald darauf weiter nach Süden vor und vermischten sich mit der Bevölkerung von Ammon. Denn wenn 854 als einer der 12 Gegner Salmanassars II. bei Karkar der Ammoniterkönig Ba'sa ben Rechob (aus dem Stamme Rechob) genannt wird, so heißt dies nichts anderes als: der aramäische Stamm Rechob war unterdessen ins Ammonitergebiet vorgedrungen und hatte nicht nur das Land besetzt, sondern sich sogar des Thrones bemächtigt.

Um das Jahr 1000 erstand in Damaskus ein bedeutendes Aramäerreich, das mächtigste und einflußreichste in der kurzen Periode der aramäischen Staatenbildungen in Syrien (von 1000 bis ca. 730). Die Bibel führt die Gründung desselben auf einen gewissen Rezon zurück, der anfangs in den Diensten Hadadezers von Soba gestanden haben soll, später Räuberhauptmann wurde und sich endlich in Damaskus zum Herrn der Situation aufschwang (vielleicht mit Davids Hilfe, der ihn dann gegen die oben genannten Aramäerstaaten benützt hätte. Die Nachricht über die Vögte Davids im Damascenischen würde dadurch verständlich). Daß Damaskus seit jeher als Zentrum eines Staatswesens Bedeutung hatte, ist ohne weiteres klar, doch herrscht über die Vorgeschichte desselben völliges Dunkel. Das neue Königreich grenzte im Norden an Hamat, welches ursprünglich kanaanäisch, später hettitisch war und etwa nach 1250 beim Zerfall des großen Hettiterreiches wieder ein selbständiges Fürstentum wurde, in das zwischen 1200 und 1100 die aramäischen Völkermassen einzudringen begannen. Der westliche Nachbar von Hamat war Patin, wahrscheinlich schon um d. J. 1000 ein selb-

ständiges Reich, dessen Gebiet im Osten vom Orontes begrenzt wurde, während es im Süden wohl bis gegen Arwad reichte, im Norden über den See von Antiochien hinaus noch das Ufergelände des Kara-Su umfaßte und im Nordosten den Sadjur berührte. An der Mittelmeerküste blühten um d. J. 1000 die phönizischen Städte Arwad und Gebal im Norden, sowie Tyrus und unter dessen Vorherrschaft Sidon im Süden. Mit allen diesen Nachbarn stand Damaskus zweifelsohne von Anfang an in gutem Einvernehmen. Doch war die Herrin der syrischen Wüste wie noch heute so von altersher auf eine gute Verbindung mit dem Mittelmeere im Interesse ihres Handels angewiesen. Der direkte Weg nach Beirut und Sidon über den Libanon und Antilibanon ist sehr beschwerlich und im Winter die längste Zeit hindurch wegen der Schneefälle unpassierbar. Hingegen war eine Straße von Damaskus durch den Hauran an das Meer seit jeher sehr bequem und sicherte nicht nur eine gute Verbindung mit Tyrus (über Galiläa), sondern auch mit den Philisterstädten (über die Esdrelonebene) und schloß sich unmittelbar an den längs der Küste nach Ägypten führenden Handelsweg an. Es war also nicht nur Expansionslust, die den neuen Staat Damaskus dazu trieb, sein Gebiet gerade gegen Süden auszudehnen, sondern auch eine Finanzfrage: Es galt, die Verbindung mit dem Mittelmeer und damit die Handelsstraße zu behaupten, auf der nicht nur die reichen Produkte Cölesyriens und der Ghûta, sondern auch der Reichtum der östlichen Länder nach dem Mittelmeere und nach Ägypten wanderte.

Von Salomo wird 2. Chron. 8, 3 bemerkt, daß er gegen Aram Soba gekämpft habe. Indessen wird schon Rezon, der erste König von Damaskus, die Kleinstaaten Rechob, Soba und Maacha endgiltig unterworfen haben und versuchte jedenfalls bereits, sich in Galiläa und im Ostjordanlande dauernd festzusetzen. So wird die Nachricht in 1. Kö. 11, 23 aufzufassen sein, daß Jahve Salomo in Rezon einen Widersacher erweckte. Von den nächsten Nachfolgern Rezons ist nichts Näheres bekannt. Der nächste bedeutende König ist Benhadad I. (um 900), den man vielfach mit Benhadad II. der Bibel (etwa 870 bis 844) zu einem Herrscher zusammengefaßt hat, während andere in Rücksicht auf 1. Kö. 20, 34 zwei Personen unterscheiden. Zu ihm sendet König Asa von Juda und bittet um Hilfe gegen Israel mit Berufung auf das zwischen den Vätern abgeschlossene Bündnis. Juda war also seit Rehabeam, Asas Vater (lies 1. Kö. 15, 8 Bruder statt Sohn), d. i. seit der Trennung

beider Reiche Damaskus als Lehensstaat unterworfen. Ähnliches war natürlich bei Israel der Fall. Die Abhängigkeit Ba'sas von Benhadad wird 1. Kö. 15, 19 ausdrücklich bezeugt. Daß sich beide Reichlein dem Damascener nicht freiwillig fügten, ist selbstverständlich und ein Krieg als Vorbedingung zu diesem Abhängigkeitsverhältnis gegen Ende der Regierung Salomos würde die Äußerung 1. Kö. 11, 23 (von der Feindschaft Rezons gegen Salomo) erst recht verständlich machen. Dann war auch die Teilung des Reiches nach dem Prinzip divide et impera von Damaskus durch Intriguen und Versprechungen mit veranlaßt, und wenn von Rehabeam bis Josaphat von Kriegen zwischen Juda und Israel die Rede ist, so hatte dabei wiederum Damaskus die Hand im Spiele, um Vorteil daraus zu ziehen. Asas Bitten leistete Benhadad willig Gehör und ließ ein Heer gegen Nordgaliläa marschieren, d. h. er legte sich durch Okkupation verschiedener Bezirke die Verbindung mit Tyrus frei.

Der Usurpator Omri ist im Nordreiche wohl mit besonderer Hilfe der Aramäer auf den Thron gekommen. Dafür dehnte Benhadad seinen Besitz in Nordgaliläa weiter aus und errichtete für seine Handwerks- und Handelsleute einen Bazar in Samaria. Juda war Aftervasall Israels, da dieses Unterthanenverhältnis für den Damascener vorteilbringender war als der direkte Anschluß des Südreiches an Damaskus. Omri war jedoch ein kluger Politiker und suchte gegen Ende seiner Regierung durch Annäherung an Tyrus (Heirat Achabs mit der tyrischen Prinzessin Isebel) gegen Benhadad freie Hand zu bekommen. Die Allianz mit der blühenden Phönikerstadt trug denn auch unter Achab reiche Früchte. Israel ergreift gegen Damaskus die Offensive. Achab und sein „Freund“ Josaphat von Juda ziehen später sogar gegen Ramoth Gilead, nicht um es zu verteidigen, sondern um es dem Aramäer zu entreißen (1. Kö. 22, 3) und so wenigstens das ostjordanische Land bis an den Jabbok (nördlich von demselben war alles aramäisch) zu behaupten. Andererseits machte Achab den Versuch, den Aramäern die durch die esdrelonsche Ebene führende Handelsstraße abzuschneiden, indem er unerschwingliche Durchgangszölle forderte und die damascenischen Bazare in Samaria kassierte. Dadurch ward ein langwieriger Krieg zwischen Damaskus und Israel inauguriert (Kämpfe bei Aphek), in dem zwar Achab anfänglich einige Vorteile errang, schließlich aber den Kürzeren zog, die Bazare in Samaria wieder aufrichten und die Handelsstraße freigeben mußte. Immerhin mag Benhadad, besonders in Rücksicht

auf die von Assyrien her drohende Gefahr Achab einige Konzessionen gemacht und einen Teil von Nordgaliläa geräumt haben. Aber der Umstand, daß Achab bei Karkar Benhadad Heerfolge leistet, zeigt zur Genüge, daß die Kämpfe gegen Damaskus doch mit einem Fiasko für Israel endeten.

So standen die Dinge i. J. 854. Wie schon bemerkt, waren die Nachbaren von Damaskus die bedeutenden Reiche Patin und Hamat. Nördlich vom letzteren hauste bei Arpad (jetzt Tell Rfad nördlich von Aleppo) der Aramäerstamm Jachan oder Bit Agusi, der später politisch einige Bedeutung erlangte (s. weiter unten). Patin grenzte im Norden an Sam'al, das Gebiet südlich und nördlich vom jetzigen Islahije, dessen südlicher Teil auch den selbständigen Namen Jaudi trug. Alle diese Staaten waren im 9. Jahrhundert bereits aramaisiert. Da die Hettiterherrschaft wesentlich nur Adelsherrschaft und die kanaanäische Bevölkerung durch hettitische Elemente nicht sonderlich modifiziert war, so haben wir uns den Sturz des Hettitertums und die Aramaisierung des Landes nicht als gewaltsamen Prozeß, sondern als das Resultat eines langsamen Werdens zu denken. Der Adel mußte mit der Zeit seine hettitische Art und Sprache aufgeben, nur hettitische Namen behielt er in seinem Hang am Althergebrachten noch bei (daher die hettitischen Bezeichnungen Panammu, Kalammu, Irchulini, Sapalulme u. s. w.). Das Aramäische gewann über das Kanaanäische langsam aber sicher die Oberhand. Lehrreich in dieser Beziehung ist der Fund von Sendschirli (auf dem Gebiete des alten Jaudi und Sam'al). Die in jüngster Zeit gefundene Inschrift Kalammus, des Sohnes Chajans (aus dem 9. Jahrh.) soll noch ziemlich rein kanaanäisch sein. Die aus dem Ende des 8. Jahrh. stammende Hadadinschrift Panammus I. ist schon (ähnlich wie die über Panammu II. handelnde) in einem Mischmasch von Kanaanäisch und Aramäisch abgefaßt, die Bauinschrift Bir Rekabs (des Sohnes Panammus II.) hingegen fast rein aramäisch. — Nördlich von Sam'al lag das kleine Fürstentum Gurgum mit der Hauptstadt Markas (jetzt Mar'asch), das von der aramäischen Einwanderung nicht mehr sonderlich berührt wurde. Die Entstehung von Gurgum und Sam'al entzieht sich ebenso unserer Kenntnis wie die Anfänge von Patin und Hamat. Alle diese Kleinstaaten sind jedenfalls als Erben des alten Hettiterreiches anzusehen.

Mesopotamien war unterdessen völlig aramaisiert worden. Am Anfang des 9. Jahrhunderts lernen wir dortselbst eine Menge kleiner aramäischer Staaten oder Beduinengebiete kennen. Am mittleren Chabur

treffen wir das Gebiet von Gardikanna, an der Mündung des Flusses Bit Chadippi, jenseits des Euphrat gegen Babylon zu die aramaisierte Landschaft Suchi, gegenüber der Chaburmündung Chindanu und weiter im Nordwesten Laki. Bei Diarbekr und dem westlichen Tigrisufer entlang nach Norden hausen die Zamani, südlich von ihnen bei Mardin der Stamm der Tubusi. Westlich von demselben am Südabhang des Karadja-Dagh sitzen die Aramäer von Salla, und noch weiter westlich herrscht ein mächtiger Schech in Tul Abnai. Mit vielen dieser Stämme war Assurnaßirpal III. (885—860) beschäftigt, um sie mit Waffengewalt zu ordentlichen Unterthanen Assyriens zu erziehen. 879 und 878 züchtigt er Chindanu und Suchi, die sich geweigert hatten, Tribut zu zahlen. 884 wird Bit Chadippi bestraft, weil es einem fremden Usurpator aus Bit Adini willig die Herrschaft übertragen hatte. Ein Beuteregister des Assyrerkönigs zeigt uns bei dieser Gelegenheit, wie sehr sich die Aramäer bereits in die verfeinerte Kultur Mesopotamiens eingelebt hatten. Im Norden verhielten sich die Zamani sehr unruhig. Assurnaßirpal zeigte sich sehr versöhnlich, indem er die „Selbständigkeit" ihres Schechs Ammibaal anerkannte. Als dieser bald darauf von der assyrerfeindlichen Partei gestürzt wurde, büßte es der Usurpator Bur Ramman mit seinem Leben und ward geschunden (880). Da die Zamani zu gleicher Zeit auch die assyrischen Kolonisten am oberen Tigris belästigten, sah sich der König gezwungen, 880 eine Abteilung (1500 Mann) dieser „aramäischen Achlame" nach Assyrien mitzunehmen — eines der ersten Beispiele einer Deportation.

Weitaus der mächtigste Aramäerstamm waren jedoch die Bne 'Eden (Jes. 37, 12), assyrisch Bit Adini, die das Land zwischen dem Balich und Euphrat, sowie einen Distrikt westlich vom letzteren besetzt hielten. Für Assyrien, das gegen Süden von einem ungehemmten Verkehre mit dem Meere durch Babylon abgeschnitten war, mußte es, da es nun einmal seine Stellung als Großmacht in Vorderasien wahren wollte, die wichtigste Aufgabe sein, gerade in jenen Gegenden selbständige Staatenbildungen im Keime zu ersticken. Ansonsten wäre die Handelsstraße nach dem Mittelmeere der Willkür von Fremdlingen preisgegeben gewesen; auch lag im Bereiche von Bit Adini die Mondstadt Charran, dessen Tempel wie ein jedes bedeutende Heiligtum zugleich einen finanziellen Mittelpunkt für Bankgeschäfte und Handelsunternehmungen repräsentierte. — Andererseits wäre es für die westlichen Staaten Gurgum, Sam'al, Arpad und Patin die einzig richtige Politik gewesen, Bit Adini möglichst zu

stützen und als ein Bollwerk aufrechtzuerhalten suchen, welches, wenn einmal weggeräumt, die westlicher gelegenen Reichlein notwendig der Willkür des Assyrers preisgeben mußte. Indessen war die Idee vom bonum commune im Orient nie recht heimisch. Die guten Potentaten waren zum Teil anderer Ansicht und verschuldeten mit dem Fall von Bit Adini den Untergang ihrer eigenen Staaten.

Den Weg nach dem Mittelmeere freizulegen war schon das Bestreben Assurnaßirpals. Doch macht sein Feldzug nach dem Westland mehr den Eindruck einer friedlichen Campagne, während welcher alle Staatlein, die am Wege lagen, von Bit Adini angefangen bis nach Patin (Hamat und Damaskus wurden wohlweislich umgangen!) dem Assyrerkönig huldigten, wohl in der richtigen Voraussicht, daß die neu errichtete assyrische Provinz östlich von Ladikije vorderhand noch eine exotische Pflanze und eine kurzlebige Institution sein werde.

Salmanassar II. (859—825) beurteilte die Sachlage schärfer und richtiger. Sollte den Assyrern der Zugang zum Mittelmeere gesichert sein, so mußte Bit Adini einfach verschwinden. Daher begann er schon 859 den Kampf, aber vorderhand mit wenig Erfolg. Der Fürst Achuni von Bit Adini wich zwar vor dem Assyrerkönig über den Euphrat nach Westen zurück, stellte sich ihm aber im Bunde mit Sapalulme von Patin, Chajan von Sam'al und Sangara von Gargamisch irgendwo südlich vom jetzigen Islahije entgegen. Den ersten Fehler begingen die Herrscher von Kummuch und Gurgum, indem sie sich Salmanassar II. willig ergaben. Der Assyrerkönig stößt auf die alliierten Fürsten und „siegt", d. h. die Gegner zogen sich freiwillig hinter den Orontes nach Süden zurück, um sich mit den inzwischen herbeigeeilten Truppen cilicischer Fürsten zu vereinigen. Gegen sie vermochte Salmanassar nicht viel auszurichten und trat den Rückweg an, indem er seinen Unmut an einigen zwischen dem Afrin und Sadjur gelegenen Städten ausließ. 858 zog Salmanassar wiederum gegen Bit Adini und der Erfolg war, daß sich der Hettiterkönig von Gargamisch dem Assyrer unterwarf. Den entscheidenden Schlag führte er 857 aus. Achuni stand bereits allein da, den Alliierten v. J. 859 fehlte es an Mut und Energie, um den assyrischen Waffen Stand zu halten und wenn sie sich (auch Arpad) um diese Zeit nicht schon formell unterwarfen, so sahen sie doch den Untergang von Bit Adini unthätig an. Die Hauptstadt Til Barsip wurde erobert und das Land zur Provinz gemacht. Achuni wurde 856 vom Hügelland westlich vom Euphrat, wohin er sich, wohl im Vertrauen auf endliche Hilfe von Seiten seiner einstigen

Verbündeten geflüchtet hatte, hervorgeholt und nach Assyrien gebracht. Mit ihm verschwindet der Staat Bit Adini aus der Geschichte.

Jetzt trat Benhadad von Damaskus (keilinschriftlich richtiger Bir-idri) in den Vordergrund. In richtiger Erkenntnis der von Seiten Assyriens drohenden Gefahr brachte er im Laufe des Jahres 855 eine Fürstenkoalition zu stande. Neben den Hilfstruppen von Mußri und Kue (Cilicien), sowie einigen nordphönicischen Städten nahmen Hamat (König Irchulini), Israel (mit Juda), Ammon und der Araber Gindibu daran teil. Salmanassar kam 854 über den Euphrat, ließ sich von den Herrschern von Gargamisch, Kummuch, Malatia, Sam'al, Patin, Gurgum und Arpad huldigen, nahm in Aleppo durch feierliche Opfer vom Rammantempel Besitz und zog gegen Karkar (etwa Kal'at el Mudik), wo ihn die Verbündeten erwarteten. Er rühmt sich wie immer des Sieges. Wenn er indessen nicht regelrecht geschlagen wurde, so mußte er sich doch schleunigst zurückziehen. Der Mißerfolg der assyrischen Waffen ist aus den folgenden Ereignissen ersichtlich. 849 fiel der „Sieg“ des Assyrers über die Alliierten ebenso aus. Das Gleiche war auch 846 der Fall. Salmanassar hatte in Benhadad und seinen Verbündeten einen ebenbürtigen Gegner gefunden.

Im Jahre 844 änderte sich die Sachlage einigermaßen, als Hazael den Thron von Damaskus bestieg. Diesen Regierungswechsel benützten nämlich die einstigen Alliierten Benhadads, die vielleicht sämtlich nur gezwungen Heeresfolge geleistet hatten, um ihr Unterthanenverhältnis gegenüber dem neuen Herrscher zu lösen. Im Norden stellte sich Hamat unter assyrische Oberhoheit, im Süden gelangte Jehu mit Hilfe Salmanassars II. in Israel zur Herrschaft. Im Jahre 842 zog der Assyrerkönig von neuem gegen Damaskus. Längs der Meeresküste marschierte er zum Nahr el Kelb, empfing den Tribut Jehus, sowie von Sidon und Tyrus und überschritt den Libanon, um Damaskus von Westen anzugreifen. Irgendwo im Wadi Barada versperrte ihm Hazael einige Stunden vor der Hauptstadt die enge Passage, zog sich aber — allerdings mit Verlusten — bald hinter die Mauern seiner Residenz zurück. Salmanassar richtete nichts aus und nachdem er die Stadt vergebens belagert, zog er unverrichteter Dinge ab. Ein letzter Zug des Jahres 839 hatte den gleichen Erfolg. Salmanassar mußte sich mit der Eroberung von vier Städten zufrieden geben. Damaskus blieb unbesiegt.

Das Resultat der Kämpfe Salmanassars II. gegen das West-

land war also die Tributpflichtigkeit aller Staaten mit Ausnahme von Damaskus. Der Aufstand unter Assurdaninpal, Salmanassars Sohn (829—824) lockerte natürlich dieses Verhältnis in bedenklicher Weise. Hamat wird ausdrücklich unter den revoltierenden Gebieten genannt. Nicht viel besser war es um den Einfluß Assyriens im Westland unter Schamschi-Adad (824—812) bestellt. So konnte es geschehen, daß das aufstrebende Reich von Urartu seinen Blick auf Syrien richten und sich besonders mit Arpad in Verbindung setzen konnte. Adad-nirari III. (811—783) kämpfte 806 gegen Arpad und 805 gegen Chazaz (am Afrin, früher zu Patin, damals wohl zu Arpad gehörig). Im Jahre 803 machte er sogar den Versuch, Damaskus zu unterwerfen. Benhadad III. (vielleicht 804—774) von Adadnirari spottweise (nach der volkstümlichen Paraphrase von „König") Mar'i = Herr genannt, zahlte als erster unter den damascenischen Fürsten Tribut. Auch die Städte Philistäas, Israel, Moab und Edom brachten ihre Gaben. Das Ganze war offenbar mehr eine Formalität. Man wußte damals sehr gut, daß die Assyrer zu sehr nach anderen Seiten hin, besonders gegen Medien beschäftigt waren, um ihren früheren Einfluß im Westen aufrecht halten zu können. Salmanassar III. (782 bis 773) war in dieser Beziehung nicht glücklicher. Vielleicht aus Anlaß eines Thronwechsels (es wurde Tabel oder Tabrimmon König, von dem es ungewiß ist, ob er zur früheren Dynastie gehörte) erschien er 773 vor Damaskus. Der Erfolg war nicht bedeutend. Unter Assur-dan (772—755) finden sich für 772 und 765 Züge gegen Chatarikka (das biblische Hadrach) verzeichnet. Um diese Zeit muß das frühere Reich von Patin zerfallen sein. Der nördlichste Teil kam an Sam'al, am See von Antiochien hielt sich ein selbständiges Fürstentum Unki, die Gebiete südlich vom Orontes kamen an Hamat. Hadrach, das wahrscheinlich zu Patin gehörte, scheint so emporgekommen zu sein. Inzwischen war i. J. 763 in der Stadt Assur der Aufstand losgebrochen und hiermit ging der Rest des Einflusses im Westlande für Assyrien verloren. Ein Zug Assurniraris (754 bis 745) gegen Arpad (754) verlief trotz der scheinbaren Unterwerfung des dortigen Königs Matiel resultatlos. Wie die folgenden Ereignisse lehren, hatte dort Urartu die Hand im Spiele.

Als Tiglat Pileser III. (745—727) in Assyrien den Thron bestieg, waren die syrischen Staaten fast ebenso unabhängig wie beim Regierungsantritt Salmanassars II. Was letzterem nicht gelungen, führte Tiglat Pileser III. binnen zehn Jahren in so gründ-

licher Weise aus, daß die letzten syrischen Reichlein, denen aus Gnade und Barmherzigkeit ein Schein von Unabhängigkeit belassen wurde, den Fall von Damaskus um kaum 20 Jahre überlebten. Allerdings stand dem kraftvollen Herrscher Assyriens nicht ein Benhadad oder Hazael gegenüber, sondern ein ziemlich unfähiger Mensch, der sich Reson nannte.

In dieser Zeit trug sich Sardur II. von Urartu mit dem Plane, Assyrien vom Mittelmeere abzuschneiden und ein großes alarodisches Reich in Vorderasien zu errichten. Darum verband er sich mit Arpad und suchte mit dessen Hilfe im Westlande Einfluß zu gewinnen. Auch Gurgum Melitene und Kummuch schlossen sich ihm gegen Assyrien an. Tiglat Pileser III. wandte sich jedoch gegen die Alliierten, vertrieb Sardur aus Syrien und rückte vor die Mauern von Arpad. Die Stadt fiel 740 nach dreijähriger Belagerung und wurde zur Provinz gemacht. Gurgum und die übrigen Fürsten der Koalition unterwarfen sich und wurden in Gnaden aufgenommen. Der moralische Erfolg des Sieges war, daß auch Damaskus und die Phönicierstädte sich wenigstens nominell unterwarfen, natürlich nur mit der Absicht, sich so einen lästigen Gegner vom Hals zu schaffen, um sich zum Widerstand rüsten zu können. — Unterdessen hatte sich (vielleicht erst 740 oder 739) ein gewisser Azarijau des zu Sam'al gehörigen Gebietes von Jaudi bemächtigt. Er machte mit Tutammu von Unki (der sich i. J. 740 jedenfalls auch zum Scheine mit unterworfen hatte) gemeinsame Sache und wußte 19 Städtebezirke im heutigen Noßairije-Gebirge, welche ursprünglich zu Patin, später zu Hamat gehörten, ebenfalls auf seine Seite zu bringen. Panammu von Sam'al rief gegen den Usurpator Tiglat-Pileser zu Hilfe. Der Assyrerkönig erschien 738 auf dem Kampfplatze, besiegte zunächst Tutammu und machte Unki zur assyrischen Provinz. Dann überwand er Azarijau, schlug wohl den südlichen Teil von Jaudi zu Unki, den Rest gab er Panammu zurück und entschädigte ihn durch einige Bezirke von Gurgum, welche Gebietsschmälerung sich Tarchulara von Gurgum als Strafe für seine frühere Widersetzlichkeit ruhig gefallen lassen mußte. Die 19 hamathensischen Städtebezirke fügte Tiglat-Pileser zu einer neuen Provinz mit dem Regierungssitz in Simirra zusammen und setzte über dieselbe seinen Sohn, den späteren König Salmanassar als Statthalter ein. Reson von Damaskus, Menahem von Israel (Juda wird nicht genannt, sein Vasallenverhältnis zu Israel wurde also vom Großkönig gut geheißen), Eniel von Hamat, die Fürsten

von Gurgum, von Gargamisch u. s. w. leisteten von neuem Obedienz.

Dieses radikale Vorgehen des Assyrers mußte Reson von Damaskus mit ernsten Besorgnissen erfüllen und er suchte die palästinensischen Fürsten (Hamat blieb Assyrien treu) zu einem Bündnis gegen Tiglat-Pileser zu vereinigen. Israel und Juda standen seit Hazael mehr oder minder immer unter Damaskus. An Jehu rächte sich Hazael wegen dessen Anschlusses an Assyrien durch Eroberung des Ostjordanlandes bis an den Arnon. Im Westen unterwarf er Nordgaliläa, rückte bis gegen Gath vor und nur die freiwillige Unterwerfung Jehoas' (Juda stand auf Seiten Israels gegen Damaskus) rettete Jerusalem vor der Eroberung durch die Aramäer. Erst als Benhadad III. i. J. 803 Tribut an Assyrien zahlte und Israel (Juda mit eingeschlossen) sich unmittelbar an Adadnirari III. anschloß, besserte sich die Lage. Joas soll nach 2. Kön. 13, 25 einige Vorteile errungen haben und Jeroboam II. vollendete die Befreiung durch Rückeroberung der früheren israelitischen Gebiete in Galiläa und im Ostjordanlande. Mit dem Sturze der Dynastie Jehus änderte sich die Sachlage. Menahem stammte aus Ba'al Gad am Hermon an der Grenze der Damascena und hielt schon darum zu Damaskus, weil der Fall desselben ihn für seine Herrschaft fürchten ließ. Pekach war mit Hilfe der von Damaskus begünstigten manassitischen Partei emporgekommen und bedurfte seiner Freunde, um sich gegen die assyrerfreundlichen Ephraimiten zu halten. Von den Philisterstädten hatte sich besonders Gaza an Damaskus angeschlossen. Jotham von Juda erkannte hingegen mit richtigem Scharfblick die Überlegenheit Assyriens. Nach 738 unterwarf er sich formell und unmittelbar Tiglat-Pileser und sagte sich dadurch von Israel und Damaskus los. Er mußte sich infolge dessen von Seiten Pekachs und Resons Feindseligkeiten gefallen lassen, die seinen Sohn Achaz nötigten, den Assyrer um Hilfe anzurufen. Dies war mit die Veranlassung zu Tiglat-Pilesers Zug „nach Philistäa" i. J. 734.

Sein Plan ging dahin, Damaskus zunächst zu isolieren und dadurch lahmzulegen. Er umging darum die Stadt, schnitt sie aber von der Verbindung mit dem Süden dadurch ab, daß er Galiläa und die manassitischen Gebiete von Israel trennte (2. Kön. 15, 29) und nebst Teilen des Haurans zur Provinz Soba zusammenfaßte. Dann zog er weiter gegen Gaza, dessen Fürst Hanno zwar gezüchtigt aber vorderhand in seiner Stellung belassen wurde. Achaz

wird unterdessen irgendwo persönlich Obedienz geleistet haben. Während dieser Operationen fiel Pekach als Opfer der ephraimitischen Partei, Hosea trat an seine Stelle und ward vom Assyrerkönig bestätigt. So stand Damaskus allein da. 733 rückte Tiglat-Pileser in die damascenische Ebene, Reson wurde zunächst im offenen Felde geschlagen und in die Stadt geworfen, hielt sich darin aber noch ein volles Jahr. Erst 732 fiel Damaskus und wurde zur Provinz gemacht.

Der Hort des Aramäertums in Syrien war vernichtet, das Ende von Sam'al und Hamat, die Tiglat-Pileser stets willigen Gehorsam geleistet hatten, ließ nicht lange auf sich warten. Nach dem Tode Eniels bemächtigte sich ein gewisser Jaubidi der Herrschaft und faßte den Plan, ein neues aramäisches Reich mit dem Zentrum in Hamat zu gründen. Die Provinzen Arpad, Simirra, Damaskus und das eben gedemütigte Samaria schlossen sich ihm an. Doch Sargon überwand i. J. 720 den Rebellen und machte Hamat zur Provinz. In Gurgum wollte sich bald darauf Muttallu, nachdem er seinen Vater gewaltsam aus dem Wege geräumt, von Assyrien unabhängig machen. Er wurde in Mar'asch (Markas) gefangen und das Land einprovinzt. Wenn Sam'al sich nicht schon 720 am Aufstand beteiligte, so fiel es um 710 zusammen mit Gurgum und teilte dessen Schicksal. Damit endet die Geschichte des Aramäertums in Syrien.

Die Einwanderung in die östlichen Gebiete der nordsemitischen Länder, nach Assyrien und Babylonien, vollzog sich ähnlich wie in Nordmesopotamien und Syrien. Die Aramäer überschritten den Euphrat und suchten das Kulturland im Norden und Süden in ihre Gewalt zu bekommen. Daß sie in einem so wohlgeordneten Staatswesen, wie es das babylonische und assyrische war, auf harten Widerstand stoßen mußten, ist selbstverständlich. Indessen war es unmöglich, sie durch einige entscheidende Schläge dauernd von den Landesgrenzen abzuwehren, erstlich weil die Nomaden immer auf neuen Zuzug aus der Steppe rechnen konnten und sodann weil sich diese Räuberhorden auf einen regelrechten Eroberungskrieg überhaupt nicht einließen. Man gewöhnte sich darum, dieselben mehr als Landplage, denn als eigentlichen Feind zu betrachten und suchte sich ihrer in Babylonien dadurch zu erwehren, daß man ihnen am Ostufer des Tigris gegen das elamitische Gebirge hin in der dortigen weniger bebauten Steppe ausgedehnte Länderstrecken als Tummel-

platz für ihre Horden und Räubereien anwies, ähnlich wie man sich jetzt noch in einzelnen Teilen des türkischen Reiches gezwungen sieht, mit den Beduinen friedlich zu paktieren und denselben gewisse Grenzen zu stecken, jenseits welcher sie ein freies Nomadenleben führen können. Auch die Suti, die Vorläufer der Aramäer, waren schließlich infolge der Expansionslust der nachdrängenden Völkermassen durch die Könige von Babylon in eben dieselben Gegenden gewiesen worden, und so sehen wir — nachweislich seit dem 9. Jahrhundert — das linke Ufergelände des Tigris, vom unteren Zab angefangen bis an den persischen Golf, von den Suti und den weitaus zahlreicheren Aramäerstämmen besetzt. Da aber selbstverständlich immer neue Nomadenhorden von der westlich vom Euphrat sich ausbreitenden Steppe her im babylonischen Kulturland dringend Einlaß begehrten, so waren die ursprünglichen Einwohner desselben auf zwei Seiten von fremden Elementen eingeschlossen, gegen deren in sprachlicher und nationaler Hinsicht umgestaltend wirkenden Einfluß sie sich auf die Dauer nicht zu halten vermochten. Die Kultur blieb natürlich babylonisch, und ein jeder Einwanderer, dem es glückte, sich im eigentlichen Kulturland dauernd niederzulassen, war binnen kurzem ihrem Banne verfallen. Indessen sind die Berührungen zwischen den Söhnen der Wüste und den Einwohnern der Dörfer und Städte überaus zahlreich und völlig unvermeidlich. So waren die Einwohner des eigentlichen Babylonien wohl von alters her auf das Herdenmaterial der Steppen angewiesen, während hinwiederum der Beduine viele Gebrauchs- und Luxusartikel, z. B. die Waffen, dem Kulturland zu entnehmen gewohnt ist. Auch wurden natürlicherweise besonders die Reihen der niederen und arbeitenden Bevölkerung nach und nach durch die lebenskräftigeren Elemente der Einwanderer ergänzt. Dadurch kam aber die aramäische Sprache in Babylonien (und Assyrien) immer mehr zur Geltung und drang von den Dörfern in die Städte und von den unteren Volksklassen zu den Behörden und den höheren Gesellschaftskreisen hinauf. Auch wurden die Schechs der Aramäerbeduinen jenseits des Tigris mit der Zeit notwendig mit in die Politik verwickelt und bildeten später so wichtige Faktoren, daß die leitenden Staatsmänner mit ihnen rechnen mußten.

Von Süden her drängten nämlich gegen Babylon unaufhaltsam die Chaldäer vorwärts und ihren Fürsten, die kleine Gebiete an der Mündung des Tigris und Euphrat besaßen, erschien die endliche Erlangung der Krone von Babylon als Zielpunkt all ihrer Wünsche. Sie suchten dabei nach Verbündeten und fanden diese abgesehen von

Elam hauptsächlich in den Suti und den Aramäern jenseits des Tigris. Mit ihrer Hilfe bemächtigte sich beispielsweise Ukinzir, der Fürst von Bit Amukkani, 732 Babylons. Unter anderen werden als seine Alliierten auch die aramäischen Pukudu genannt, welche die Bibel als Pekod erwähnt. Tiglat-Pileser III. rückte i. J. 729 gegen Babylon vor. Um jedoch gegen Ukinzir, der mittlerweile nach Süden zurückgewichen war, erfolgreich operieren zu können, trieb er zuerst die Aramäer zu Paaren, und diesem Umstande verdanken wir eine ausführliche Liste von (35) Klanen und Stämmen, deren Reichhaltigkeit bei der relativen Beschränktheit des betreffenden Gebietes deutlich zeigt, daß dieselben immer noch auf halbnomadischer Kulturstufe standen. Im Jahre 722 oder Anfang 721 bemächtigte sich ein anderer Chaldäer, der aus der Bibel bekannte Merodach Baladan, des Thrones von Babylon und zwar wieder mit Hilfe der Sutu und Aramäer. Die Alliierten wurden durch Überlassung ausgedehnter Besitzungen innerhalb des eigentlich babylonischen Gebietes belohnt und so ward die Überleitung der Halbnomaden als eines neuen in sprachlicher und nationaler Hinsicht ausschlaggebenden Elements in das Kulturland noch mehr gefördert. Die reichen Tempelschätze fielen während der 12 Jahre, da Merodach Baladan in Babylonien hauste, auch ihnen in die Hände. Sargon stürzte zwar den Chaldäer und strafte seine aramäischen Verbündeten, aber dieser Erfolg war nur vorübergehend. 704 erschien Merodach Baladan wieder in Babylon und seine Helfershelfer setzten sich in den Städten fest. Sanherib schlug ihn jedoch 703 bei Kisch und säuberte Uruk, Nipur, Sippar und andere Orte von den Eindringlingen. Beim Rückzug suchte er die Aramäer jenseits des Tigris heim und scheint unter ihnen erbarmungslos gehaust zu haben, indem er 208 000 Gefangene nebst reicher Beute mitschleppte. Das diesbezügliche Verzeichnis umfaßt 17 Klane und Stämme. Bei Chalule i. J. 691 kämpfen wiederum 9 Aramäerstämme mit dem chaldäischen Eindringling Muschezib Marduk gegen Sanherib und ein gleicher Vorgang wiederholt sich unter Assarhaddon i. J. 680, wo der Sohn Merodach Baladans in Babylon die Herrschaft an sich zu reißen versucht.

Von weiteren Schicksalen dieser aramäischen Stämme hören wir bald darauf nichts mehr. Sie werden den allgemeinen Entwickelungsgesetzen der Menschheit zum Opfer gefallen und in der Kultur Babyloniens aufgegangen sein. Mit ihrer Individualität verschwindet der letzte uns geschichtlich erreichbare Rest des eigentlichen und unverfälschten Aramäertums. Nur ihre Sprache, die sie

infolge ihres numerischen Übergewichts über die absterbenden Volkselemente der früheren Zeit den Ländern aufnötigten, lebte im Bereiche des nordsemitischen Kulturgebiets noch für lange Zeit fort. Seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts läßt sich in Assyrien der Gebrauch der aramäischen Konversationssprache an der Hand von Denkmälern konstatieren, um dieselbe Zeit herrschte sie gewiß auch schon in Babylonien bei manchen Schichten der Bevölkerung vor.

Auch in Palästina, das seine kanaanäische Eigenart am längsten bewahrt hatte, dringt von Norden her die aramäische Sprache immer mehr nach Süden vor. Im Nordreich wird sie, da dasselbe in unmittelbaren kommerziellen und politischen Verbindungen mit dem Reiche von Damaskus stand, sehr früh neben dem Hebräischen zur Geltung gekommen sein. Im Südreiche zeigt sich aramäischer Einfluß in den litterarischen Erzeugnissen des 7. Jahrhunderts, und die Erzählung 2. Kön. 18,26 und Jes. 36,11, wo die judäischen Beamten den Oberoffizier Sanheribs ersuchen, er möge lieber aramäisch sprechen, zeigt deutlich, daß man auch in Jerusalem um 700 sich für das Aramäische interessieren mußte, wenngleich das gewöhnliche Volk diese Sprache noch weniger verstand. Mit dem judäischen Staatswesen verschwand das Hebräische aus der Reihe der offiziellen Sprachen (etwa abgesehen von Tyrus, Sidon u. s. w.) und das Aramäische ward bald auch in Südpalästina das Idiom des niederen Volkes. Die Verbannten gewöhnten sich an den Gebrauch desselben in Mesopotamien und nach dem Exil spricht man in Judäa aramäisch. Dabei fand allerdings das Hebräische besonders bei den Gebildeteren eifrige Pflege und wurde in gelehrten Kreisen gewiß noch als wissenschaftliche Sprache nicht nur stilistisch geschickt gehandhabt sondern auch gesprochen.

Die Juden der späteren Zeit standen eben unter dem Einflusse der die ganze damalige semitische Kulturwelt beherrschenden aramäischen Sprache. Gleichwie im 14. vorchristlichen Jahrhundert Syrien und Mesopotamien mehr oder minder auf die Keilschrift und das Assyrisch-Babylonische als internationales Idiom angewiesen waren, ebenso war das Aramäische und seine ungemein einfache für den praktischen Gebrauch im täglichen Leben sich besonders eignende Schrift jenes allgemein verbreitete Verkehrsmittel, das die Völker Vorderasiens in späterer Zeit im gegenseitigen kommerziellen, kulturellen und politischen Verkehr anzuwenden genötigt waren, und das darum auch nicht nur in Palästina, sondern auch in Nord-Arabien zur Herrschaft gelangte. Stand ja letzteres

Gebiet seit jeher mit den vorderasiatischen Handels- und Verkehrszentren, die nun einmal aramäisch geworden waren, in regstem Verkehre. Seitdem Tiglat-Pileser III. und die Sargoniden Kriegszüge bis tief nach Nordarabien hinein unternommen hatten, war das Land gezwungen, die assyrische Oberherrschaft anzuerkennen und trat in noch engere Beziehungen zu den nördlichen Völkern, als es früher der Fall war. Noch günstiger entwickelten sich die Verhältnisse für Nordarabien unter den Ptolemäern. Die zwischen den Seleuciden und Ptolemäern herrschende Rivalität, sowie später die Sperrung des Euphratthales durch die parthische Okkupation hatten zur Folge, daß der früher einzig übliche Verkehrsweg zwischen dem Mittelmeere und dem persischen Golf (resp. Indien), der durch Mesopotamien längs des Euphrat und Tigris führte, aufgegeben wurde, und der Handel einerseits vom Mittelmeere durch Nordarabien an die Südostküste der arabischen Halbinsel, andererseits um letztere herum zur See nach dem indischen Ozean geleitet wurde. Die natürlichen Vermittler dieses Handels wurden aber die Völker Nordarabiens, und je weniger sie selbst noch von der Kultur berührt waren, umso leichter eigneten sie sich die aramäische Verkehrssprache an und bedienten sich derselben zum schriftlichen Ausdruck.

So erklärt sich die paradoxe Thatsache, daß die späteren Völker Nordarabiens zwar längst schon rein arabischer Abstammung waren, uns aber ihre Denkmäler in aramäischer Sprache hinterlassen haben, welche allerdings mehr oder minder von Arabismen durchsetzt ist. Die älteste Inschrift dieser Art ist die von Teima (wohl spätestens ins 5. vorchr. Jahrhundert zu setzen). Jüngere zu dieser Klasse gehörige Monumente stammen von dem einst mächtigen Volke der Nabatäer, das seine Blüte der eben besprochenen Handelsvermittlerrolle zwischen dem Mittelmeere und der südarabischen Küste verdankte und selbst schon Erbe eines früheren Stammes, der Salamier war. Nabatäische Könige kennen wir in der Zeit zwischen 170 v. Chr. und 100 n. Chr., darunter 4 des Namens Aretas. Sie besaßen neben dem nordwestlichen Arabien noch Petra, Moab, sogar den Hauran und zeitweise auch Damaskus. Über alle diese Gebiete sind ihre zahlreichen Schriftdenkmäler zerstreut, in denen besonders die echt arabischen Namen auf den ersten Blick erkenntlich sind. Die wichtigsten Fundorte in Arabien selbst sind El Dschof, Teima, El Hidschr, El 'Öla und Chaibar, d. h. die Oasen von Norden an bis gegen Medina hin. Diese Gegend repräsentiert also die südlichste Grenze des einstigen aramäischen Sprachgebiets.

Über die Kultur der Aramäer ist nichts Näheres bekannt. Sie gingen eben in der älteren in den nordsemitischen Ländern ansässigen Bevölkerung auf und nahmen die Bildung derselben an, ohne sie irgendwie wesentlich zu modifizieren. Selbständiger, weil politisch unabhängig, hat sich das Aramäertum in Damaskus entwickelt. Benhadad und Hazael haben, als ihr Reich im Zenith seiner Macht stand, sicherlich auch kulturell das Land zu heben verstanden. Mittel dazu bot nicht nur die Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern auch die rege Handelsverbindung mit dem Osten und der Mittelmeerküste. Amos spricht darum vom Hause Hazaels und von den Palästen Benhadads, und aus seiner Bemerkung in 3, 12 scheint hervorzugehen, daß verschiedene speziell damascenische Luxusartikel zur Königszeit in Palästina heimisch waren. Es hat also die Hauptstadt der syrischen Wüste auch schon damals wie gegenwärtig eine strebsame Rasse von Industriellen in sich beherbergt und die Artikel wanderten weit hinaus über die Grenzen des Reiches. Indessen sind über jenen Boden zu viel Nationen nach einander hinweggegangen, sodaß von den speziell aramäischen Denkmälern aus der Zeit vom 10. bis 8. Jahrhundert nichts übrig geblieben ist. Auch im eigentlichen Mesopotamien, in der Gegend von Edessa, Mardin und Neßibin hat sich wohl die aramäische Eigenart besonders lange erhalten, doch wurde die besondere Kultur dieses Landes abgesehen von der assyrisch-babylonischen Zeit durch den Hellenismus und Byzantismus zu sehr durchsetzt, um selbständige Produkte liefern zu können. Vielleicht ist von eventuellen Ausgrabungen auf dem ausgedehnten Gebiete zahlreicher Trümmerhügel am mittleren Euphrat von dem Knie östlich von Aleppo angefangen bis in die Gegend westlich von Bagdad mehr zu erwarten. Dort konnte aramäisches Wesen in alter Zeit jedenfalls unbehelligter sich entwickeln, da es in jener Gegend die ursprüngliche Bevölkerung zuerst erdrückt hatte und von Süden her lange Jahre hindurch immer neue Verstärkungen erhielt.

Über die Götterlehre der Aramäer steht nur soviel fest, als sich aus den gelegentlichen Bemerkungen der Inschriften schließen läßt. Eine speziell aramäische Gottheit läßt sich nicht nachweisen. Ein Hauptgott der Aramäer ist der Wettergott Ramman. Sein vorzüglichstes Heiligtum war in Aleppo. Auch in Damaskus besaß er einen Tempel (2. Kön. 5, 18) und mancher Ortsname im heutigen Palästina und Syrien ist auf den Namen Ramman zurückzuführen. Andere Benennungen derselben Gottheit waren Dadda, Hadad und Bir. Die Verehrung des Mondgottes von Charran

als des Herrn von Charran (Ba'al Charran) war in den nord-syrischen Staaten ebenfalls sehr verbreitet. Von Birrekab, dem Sohne Panammus II. von Sam'al, stammt der Rest einer Weihinschrift an den „Herrn von Charran". Auch unter dem Namen Schahr ist der Mondgott in Nordsyrien nachweisbar (in Nerab südöstlich von Aleppo). Daß die gemeinsemitische Astarte zum aramäischen Pantheon gehörte ist selbstverständlich. Auf einer Inschrift von Nerab erscheint sie unter dem babylonischen Namen Nikkal-Ningal (große Herrin) neben dem Hirtengott Nusku. Der Kult des kanaanäischen Blitz- und Kriegsgottes Reschef war bei den Aramäern ebenfalls verbreitet. Daneben erscheinen noch El und der Sonnengott Schamasch. So nennt z. B. Panammu I. in seiner Inschrift wiederholt Hadad, El, Rekabel, Schamasch und Reschef. In Eigennamen erscheint noch der Gott Sur, der ja auch aus der Bibel bekannt ist. Ein altes kanaanäisches Erbstück in Hamat war die Jahveverehrung (vergl. den Namen Jaubidi mit der Variante Ilubidi. Jau ist die assyrische Form von Jahve). Indessen hat der Gott Jahve eine so vorzügliche Stellung wie in Israel im aramäischen Pantheon nicht erlangt.

Die ältesten aramäischen Sprachdenkmäler sind die Inschriften. — Ein Löwengewicht aus der Zeit Salmanassars IV. (727—722) trägt in assyrischer und aramäischer Legende die Aufschrift „2 Königsminen" mit dem Namen des Herrschers. Es ist dies das älteste aramäische Schriftdenkmal aus dem östlichen Teile des nordsemitischen Kulturbereichs. Zu Sanheribs Zeit beginnen (nachweislich seit 687) auf den assyrischen Kontrakttäfelchen die aramäischen Beischriften. Da die Kontrahenten die assyrische Schrift und Sprache vielfach nicht mehr hinlänglich verstanden, sah man sich genötigt, an den in Keilschrift abgefaßten Thontafelurkunden ein aramäisches Vermerk anzubringen, das die Namen der Personen, die den Vertrag schließen, sowie öfters eine Angabe über das Objekt des Kontraktes u. dergl. enthält. Für uns sind diese kurzen Beischriften von großer Bedeutung, da sie den Beweis liefern, daß damals das Assyrische im gewöhnlichen Leben vielfach durch das Aramäische verdrängt war. Auch in Babylonien kamen aramäische Inschriften zu Tage, so die vielleicht aus dem 3. Jahrh. v. Chr. stammende Bilinguis von Tello (aramäisch und griechisch), die jedoch nur den Namen Abadnadinache enthält.

Zahlreicher und interessanter sind die in den westlichen Ländern

aufgefundenen aramäischen Denkmäler. Die ältesten sind die zum Sendschirli-Fund gehörigen Inschriften, die also einem aramaisierten, früher von Hettitern okkupierten Gebiete entstammen. Dieselben gewähren uns einen Einblick in die Entwickelung und den Fortschritt des Aramäischen in jenen Gegenden. Es lassen sich deutlich 3 Stadien unterscheiden (siehe oben). Zuerst hat man sich noch nicht daran gewöhnt, aramäisch zu schreiben. Man bedient sich zum schriftlichen Ausdruck noch des Kanaanäischen. Später stellt man schon Versuche mit dem Aramäischen an, was natürlich ohne viele Lapsus nicht abgehen kann. Es giebt dabei ein Gemisch von Aramäisch und Kanaanäisch. Endlich gewinnt das Aramäische völlig die Oberhand. Die älteste bislang gefundene, zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben wurden, noch unzugängliche hiehergehörige Inschrift ist ein Denkmal Kalammus von Sam'al, des Sohnes Chajans (Chajs) aus der Zeit Salmanassars II. (859—825). Sie ist wie verlautet noch ganz kanaanäisch abgefaßt. Dem zweiten Stadium gehören zwei Monumente an, die ziemlich stark beschädigte Hadadinschrift Panammus I., des Sohnes Krls, Königs von Jaudi (Anfang des 8. Jahrh.), sowie die etwa 731 gesetzte Inschrift Panammus II., Königs von Jaudi-Sam'al, welche dessen Sohn Birrekab seinem Vater errichtet hat. Dieselbe erzählt von traurigen Vorkommnissen am Ende der Regierung Bir Surs, des Vaters Panammus II. Ein Usurpator (wahrscheinlich Azarijau) tötete Bir Sur und die königlichen Prinzen, verwüstete das Land und riß die Herrschaft an sich. Panammu, der dem Tode entgangen war, wandte sich an Tiglat-Pileser III., der den Rebellen überwand und Panammu II. über das Erbe seines Vaters setzte, worauf der frühere Blütezustand ins Land zurückkehrte. Weiter wird erzählt, wie Tiglat-Pileser seinem treuen Vasallen einen Teil von Gurgum schenkte und wie letzterer vor Damaskus krank wurde und im Lager starb, worauf ihm der Großkönig eine Trauerfeierlichkeit veranstaltete und seinen Sohn Birrekab zum Herrscher einsetzte. — Die beiden letzterwähnten Dokumente zeichnen sich durch eine eigentümliche Sprache aus: kanaanäische und aramäische Formen sind pêle-mêle durcheinandergeworfen. Dem gegenüber ist die Bauinschrift Birrekabs bereits fast rein aramäisch. Er betheuert darin sein Unterthanenverhältnis zu Tiglat-Pileser III. Während die früheren Könige von Sam'al sich mit dem von Kalammu erbauten Hause begnügt und dasselbe als Sommer- und Winterwohnung zugleich benützt hätten, habe er einen neuen Palast aufgeführt.

Der Zeit nach schließen sich an diese Denkmäler einige Inschriften von Nerab an. Sie sind auf Grabsteinen angebracht und enthalten Angaben über den Verstorbenen und schließen mit einem Fluche gegen denjenigen, der das Grab verletzen sollte.

Eine davon lautet: Agbors, des Priesters des Schahr in Nerab, ist dieses Bild. Wegen meines gerechten Wandels vor ihm gab er mir einen guten Namen und machte mein Leben lang. An meinem Sterbetage war mein Mund nicht verschlossen und sprachlos, und ich sah dabei mit eigenen Augen die Nachkommen bis ins vierte Glied, wie sie mich beweinten. Sie waren hundert an Zahl. Nicht hat man mir silberne oder kupferne Geräte mitgegeben! Nur in meinem Gewand hat man mich beigesetzt, damit du späterhin meinen Sarg nicht beschädigst. Wer immer du seist, der du mich beschädigst und beeinträchtigst, Schahr, Nikkal (= Ningal) und Nusku sollen seinen Tod unglückselig machen und seine Nachkommen sollen zu Grunde gehen!

Die kulturgeschichtlich wichtige älteste Inschrift von Teima (siehe oben) lautet:

.... Im Jahre 22 ..... in Teima, Salm, der Gott von Mhrm und Sngla und Aschera, die Götter von Teima, den Salm, den Gott von Hagam ... setzte ihn ein am heutigen Tage in Teima ... (fehlen vier Zeilen, sodann), welches errichtete Salmmuschezib, Sohn des Potosiri, im Tempel des Salm von Hagam. Darum haben die Götter von Teima dem Salmmuschezib, Sohn des Potosiri, und seinen Nachkommen das Recht im Tempel des Salm von Hagam (zu fungieren) übertragen. Derjenige nun, der diese Stele (Belehnungsurkunde) zerstören sollte, die Götter von Teima sollen ihn, seine Nachkommen und seinen Namen von Teima ausreißen. Dies ist aber die Abgabe, welche Salm von Mhrm, Sngla und Aschera, die Götter von Teima für Salm von Hagam bestimmten .. Vom Ackerfeld 16 Dattelpalmen und von den königlichen Gütern 5 Dattelpalmen, zusammen 21 Dattelpalmen ... jahraus jahrein, und weder Götter noch Menschen dürfen den Salmmuschezib, Sohn des Potosiri oder seine Nachkommen oder seinen Namen aus diesem Tempel verdrängen, sie, die Priester sind dieses Tempels auf ewig.

Bei der großen Verbreitung des Aramäischen in Vorderasien kann es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich auch außerhalb des eigentlichen aramäischen Sprachgebiets Inschriften auftauchen,

z. B. in Cilicien und in Ägypten, in welch letzteren Weihungen an Osiris in aramäischer Sprache niedergelegt sind.

Eine der ergiebigsten Fundstätten für aramäische Inschriften ist Palmyra. In der Römerzeit gelangte diese Stadt als Handelsknotenpunkt zu hohem Ansehen und Reichtum und bildete eine selbständige Republik unter römischem Schutze. Am Ende ihrer Glanzperiode legte sich sogar der zu Einfluß gelangte Odainathos und seine Frau Zenobia (um 267 nach Chr.) die königlichen Titel bei. Die zahlreichen Denkmäler sind meist nach Monaten und Jahren der seleukidischen Ära genau datiert (die älteste Datierung aus d. J. 9 vor Chr.) und zerfallen in Weihe-, Ehren- und Grabinschriften. Erstere enthalten gewöhnlich eine Widmung an den Ba'al von Palmyra (Sonnengott), dem der große Tempel geweiht war. Nach Inhalt und Stil sind sie untereinander sehr ähnlich.

Eine davon (Euting 6) lautet z. B.: Dem, dessen Namen auf ewig gepriesen sei, dem Gütigen und Barmherzigen hat diesen Altar errichtet Maki, Tochter des Ogga, Gemahlin des Male, Sohnes des Maliku für ihr Leben und das Leben ihrer Tochter im Monat Tebeth des Jahres 538. — Eine andere (Vogüé 84): Dem, dessen Name auf ewig gepriesen sei, dem Gütigen und Barmherzigen hat dies errichtet Bathzubaidu, Tochter des Gadreßu, für ihr Leben und das Leben Ubaidus ihres Gemahls im Monate Ab des Jahres 541.

Die Ehreninschriften sind meistens Kommentare zu Statuen, welche einzelnen hervorragenden Männern von ihren Mitbürgern gesetzt wurden. Die Dedikanten sind entweder der Senat von Palmyra, oder eine Privatperson, manchmal auch eine kleinere Körperschaft.

Vogüé 23 lautet z. B.: Bildsäule des Septimios Odainathos des erlauchten Konsulars, unseres Herrn, die ihm gesetzt hat die Zunft der Gold- und Silberschmiede, um ihn zu ehren, im Monat Nisan des Jahres 569. — Ähnlich Vogüé 7: Diese Bildsäule ist die des Julios Aurelios Salmallathos, des Sohnes des Male, des Abdäers, des Karawanenanführers, die ihm aufgestellt hat der Senat und das Volk um ihn zu ehren, weil er die Karawane umsonst und aus eigenen Mitteln führte im Jahre 569.

Die Grabinschriften enthalten gewöhnlich Angaben darüber, von wem, für wen und wann das Grab errichtet worden ist. Seltener finden sich auch Flüche gegen den Grabschänder.

Eine davon lautet z. B.: Im Monat Adar des Jahres 320. Dieses Grab ist das des Salaman, des Sohnes des Taimreßu,

Sohnes des Sochaj aus der Sippe der Söhne Mattabols. — Vogüé 30: Dieses Grab ist das des Athnatan, des Sohnes des Kuhailu, das für ihn gebaut haben seine Söhne Kuhailu und Hairan, seine Söhne, aus dem Geschlechte Maitha, im Monat November des Jahres 304. — Eine andere hierher gehörige: Wehe! Samsigeram, Sohn des Nurbel, . . . und er hat dieses Grab errichtet. Niemand soll über ihm diese Grabnische öffnen auf ewig! Ansonsten soll er keine Nachkommen und kein Glück haben auf ewig! Nicht soll Gedeihen haben wer immer sie öffnet auf ewig, und an Brot und Wasser soll er sich niemals sättigen!

Ein besonders interessantes Dokument ist auch der Tarif von Palmyra, eine 160 Zeilen umfassende i. J. 1882 entdeckte Inschrift. Sie ist, wie viele andere palmyrenische Denkmäler zweisprachig (aramäisch und griechisch) abgefaßt und vom 18. Nisan d. J. 448 (d. i. 137 v. Chr.) datiert. In einer Einleitung wird auseinandergesetzt, der Senat von Palmyra habe beschlossen, zu den bestehenden Zollbestimmungen einen Nachtrag zu verfassen, da über viele zollpflichtige Gegenstände Zweifel und infolgedessen Streit zwischen den Zollpächtern und Kaufleuten herrsche. Dann folgt ein langes Register der betreffenden Gegenstände und Waren, wobei ältere Edikte ähnlicher Art zitiert werden.

Über die nabatäischen Inschriften ist das Wichtigste oben bemerkt worden. Dem Inhalte nach sind sie sehr mannigfaltig. Es finden sich seltener Weihinschriften, weitaus die größere Zahl sind Grabinschriften, unter welchen wiederum die von Hegra (El Hidschr) in Arabien (an der damascenischen Pilgerstraße, nordwestlich von Medina) die interessantesten sind. Dieselben zeichnen sich nämlich durch eine streng juridische Form aus und enthalten detaillierte Angaben darüber, wer das Grab benützen darf, inwieweit dieses Benutzungs- oder Eigentumsrecht reicht und wieviel der Übertreter dieser Bestimmungen an Geldstrafe zu entrichten hat. Die meisten sind nach den Regierungsjahren der nabatäischen Könige datiert. Die älteste solcher Datierungen ist etwa das Jahr 40 v. Chr.

Beispiel einer kürzeren Grabinschrift (gefunden zu Bostra [Bosra] im Hauran): Dies ist der Sarkophag, den Wahabel, Sohn des Ausu für Ta'mur, seine Gattin, die Tochter des Abdel, . . . des Hyparchen anfertigen ließ. — In den beiden folgenden wird der aus dem Neuen Testament bekannte Aretas (vergl. 2. Korinther 11, 32) erwähnt. — Weihinschrift aus Salchad im Hauran: Dies ist das Haus, welches Ruhu, Sohn des Maliku, des Sohnes

des Aklabu, des Sohnes des Ruhu der Ilat, ihrer Göttin, die in Salchad wohnt, gebaut, und welches Ruhu, der Sohn des Naßju, mit diesem oben erwähnten Ruhu errichtet hat im Monate Ab des 17. Jahres des Maliku, des Königs der Nabatäer, des Sohnes des Harithat (Aretas), des Königs der Nabatäer, der sein Volk liebte. — Probe einer Grabinschrift aus Hegra: Dies ist die Grabhöhle, welche ʿAbdabodat, Sohn des Aribas, für sich selbst anfertigen ließ und für Wailat seine Tochter, sowie für die Söhne dieser Wailat, die Töchter derselben und deren Kinder, die in diesem Grabe bestattet werden sollen. Es sind aber Wailat und ihre Söhne nicht ermächtigt, diese Grabhöhle jemals zu verkaufen, zu verpfänden oder zu vermieten oder über diese Grabhöhle ein Schriftstück irgendwelcher Art jemals einem Menschen auszustellen, darum, weil diese Grabhöhle der Wailat, ihren Söhnen und Töchtern und deren Kindern auf ewig gehören soll. Jedoch haben Wailat und ihre Söhne die Verpflichtung, daß, falls Huru, der Bruder dieses ʿAbdabodat, zufällig in Hegra anwesend wäre und dort sterben sollte, sie ihn in diesem Grabe bestatten müssen, aber nur ihn allein, und niemand darf ihn herausnehmen. Wer aber etwas an dieser Verfügung ändern und nicht thun sollte, wie oben geschrieben steht, der soll an unseren Herrn 2000 Silberdrachmen, Währung des Harithat (Aretas) zahlen. Im Monat Tebeth des Jahres 44 des Harithat (Aretas), Königs der Nabatäer, der sein Volk liebt. — Errichtet vom Steinmetz Aftach, dem Sohn des ʿAbdabodat.

An letzter Stelle sind die sinaitischen Inschriften zu erwähnen. Sie stammen meist aus dem Wadi Mukattab (dem „vielbeschriebenen Thal") der Sinaihalbinsel und enthalten neben einer kurzen Grußformel meist nur roh eingekritzelte Namenszüge der vorüberfahrenden Reisenden nebst kurzer Genealogie und zeigen, daß die Sucht unserer Touristen, an allen möglichen Stellen ihren Namen einzuritzen, um sich so zu verewigen, sehr alt ist. Sie stammen sämtlich aus nachchristlicher Zeit etwa bis zum 4. Jahrhundert und haben neben den Namensformen nur paläographisches Interesse, da man an ihnen den allmählichen Übergang der nabatäischen Schrift zur kufischen beobachten kann.

Die Schrift, mit welcher das Aramäische ursprünglich geschrieben wurde, war die altsemitische, als deren Typus die Mesainschrift (ca. 840 v. Chr.) gilt. Die Sendschirli-Inschriften sind daher noch in demselben Alphabet geschrieben. Mit der Zeit trat jedoch eine Variierung verschiedener Buchstaben ein, sodaß die übri-

gen aus vorchristlicher Zeit stammenden aramäischen Denkmäler (Teima, Nerab, Kleinasien, Ägypten) einen gewissen besonderen Charakter zeigen, der vom Typus der ältesten Monumente (Mesa, Sendschirli) ziemlich verschieden ist. — Noch später haben sich als zwei besondere Arten die nabatäische und palmyrenische Schrift nebeneinander entwickelt, von denen die letztere sich zwar der hebräischen Quadratschrift einigermaßen nähert, sich aber von derselben durch Rundung und Schwung der Formen scharf abhebt. Die nabatäische bildet wegen des kursiven und skizzenhaften Charakters der einzelnen Buchstaben eine Spezies für sich. Aus ihr ist die arabische Schrift hervorgegangen, die durch den Islam im ganzen vorderen Orient zur Herrschaft gelangte.

Das Aramäische war seit jeher in 3 Hauptdialekte gespalten: den westlichen oder palästinensischen, den östlichen oder babylonischen und den mesopotamischen. Die beiden ersteren bilden die Litteratursprache der späteren Juden. Ihnen gehören neben den aramäischen Stücken des Alten Testaments verschiedene Erzeugnisse echt jüdischen Geistes, die Talmudim, Targumim, Midraschim und verschiedene Apokryphen an. Der mesopotamische Dialekt unterscheidet sich scharf von den beiden genannten und wird entsprechend der alten Bezeichnung Suri = Mesopotamien, die nach Ausweis der Keilinschriften schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend üblich war (vergl. Der alte Orient I, 23), mit dem Namen „syrische Sprache" belegt. Die christliche Bevölkerung, welche denselben redet, nennt sich „Syrer" und stellt sich so in Gegensatz zu den „Aramäern" oder Heiden. Das Syrische, welches bereits in vorchristlicher Zeit in Edessa schriftlich gehandhabt wurde, erlangte durch die an diesen Dialekt geknüpfte, speziell christliche „syrische Litteratur" große Bedeutung.

Der Islam hat mit der aramäischen Konversationssprache in Vorderasien gründlich aufgeräumt. Das „Aramäische" zog sich in die Synagogen und Rabbinerschulen, das „Syrische" in die Klöster zurück, wo sie bald nur noch als tote, künstlich gepflegte Sprachen der Theologie und des Kultus ihr Dasein weiterfristen konnten.

Inhalt.

Sonderstellung der Aramäer gegenüber den andern semitischen Völkergruppen. Keine aram. Kultur S. 3 u. 4. — Beginn der Einwanderung aus Arabien S. 4 u. 5. — Weiteres Vordringen nach Norden. Widerstand der alarodischen Völker S. 5 u. 6. — Nordsyrien wird allmählich aramaisiert S. 7. — Älteste Erinnerungen der Hebräer an die aramäische Einwanderung S. 8.

Die aram. Kleinstaaten nördlich von Palästina. Hamat, Patin und Damaskus S. 9 u. 10. — Des letzteren Verhältnis zu Israel und Juda bis 854 S. 10 u. 11. — Arpad, Sam'al, Jaudi und Gurgum. Mesopotamien im 9. Jahrhundert S. 12 u. 13. — Bedeutung von Bit Adini und dessen Ende S. 13 u. 14. — Die syrische Liga gegen Salmanassar II. Hazael S. 15. — Entwickelung der Verhältnisse bis 745 S. 16. — Letzte Kämpfe der syrischen Staaten gegen Tiglat-Pileser III. Der Fall v. Damaskus und das Ende der aramäischen Reiche in Syrien S. 17, 18 u. 19.

Die Aramaisierung von Assyrien und Babylonien. Die aram. Stämme östl. vom Tigris S. 20 u. 21. — Die aram. Sprache in Palästina S. 22. — Nordarabien. Die Nabatäer S. 23.

Etwaige aram. Kultur und Götterlehre S. 24. — Die aram. Inschriften in Assyrien und Babylonien S. 25. — Der Sendschirli-Fund S. 26. — Inschr von Nerab und Teima S. 27. — Die palmyrenischen Weihe-, Ehren- und Grabinschriften S. 28. — Der Tarif von Palmyra S. 29. — Eine nabatäische Grabinschr. aus Bostra. Weiheinschrift aus Salchad S. 29. — Grabinschr. aus Hegra. Die sinaitischen Inschriften S. 30. — Die Schrift der aramäischen Denkmäler S. 30.

Letzte Schicksale der aram. Dialekte S. 31.

Der
Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Zweiter Jahrgang

1. Winckler, Dr. Hugo, Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens
2. Wiedemann, Prof. Dr. Alfred, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter
3. Zimmern, Prof. Dr. Heinrich, Biblische und babylonische Urgeschichte
4. v. Landau, Dr. Wilhelm, Die Phönizier



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Die Phönizier

Von

Wilhelm Freiherr v. Landau
Dr. phil.

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 4.

Vor der Wiedererschließung der Denkmäler und Urkunden der uralten Kulturvölker am Nil und Euphrat hat unsere Kenntnis und Anschauung von dem, was man Altertum zu nennen pflegt, völlig unter dem Einfluß der griechischen und römischen Geschichtschreibung gestanden, vervollständigt, aber kaum verbessert durch die Heranziehung der biblischen Nachrichten, welche in dem, was über den Gesichtskreis des für das materielle Kulturleben Vorderasiens bedeutungslosen Volkes Israel hinauslag, selbst mehr der Aufklärung bedürftig waren, als sie solche brachten. Unsere Vorstellung von der alten Geschichte, d. h. von der Entwickelung der Völker und Staaten, welche in ununterbrochener unmittelbarer Beziehung zu dem Kulturkreis des Mittelalters und damit unserem eigenen stehen, hat durch die Erschließung jener Zeugen eines noch immer fabelhaft erscheinenden Altertums einen Umschwung erfahren, wie die geographischen Anschauungen durch die Entdeckungsfahrten des 15. und 16. Jahrhunderts. Was man von der Bedeutung Babyloniens und Assyriens vorher wußte, darf man im Vergleich mit der wichtigen Rolle dieser Länder einfach als nichts bezeichnen, und die Vorstellung über Ägypten, das den Kulturvölkern des Mittelmeeres näher gelegen war, war vielleicht lebhafter, aber darum nicht richtiger. Eine richtige Schätzung ihrer Bedeutung ist erst durch das Verständnis der Denkmäler der Länder selbst ermöglicht worden und damit wird mehr und mehr dem Dunkel entrissen, was zwei Jahrtausende lang der Vergessenheit angehört hatte. Gegenüber dem dritten Kulturkreis,[1] dem hettitischen, stehen wir auch jetzt fast noch nicht besser da. Waren so die wirklichen Vertreter der asiatischen Kultur durch die auf die Anschauung der klassischen Völker gegründete Vorstellung mehr als stiefmütterlich behandelt, so ist ein anderes Volk des Orients auf Grund derselben

1) Vgl. Winckler, die Völker Vorderasiens (Der alte Orient I, 1) S. 10. — Messerschmidt, die Hettiter (Der alte Orient IV, 1).

Nachrichtengattung eher zu gut, als zu schlecht weggekommen: die Phönizier.

Das hat seinen einfachen Grund in der Lage ihres Landes und der Zeit ihrer Blüte. Sie sind die Vermittler des Handels und Verkehrs der europäischen Mittelmeerländer in der Zeit vom Erwachen Griechenlands bis tief in die hellenistische Periode hinein gewesen, und darum dem Griechen und dem ihm folgenden Römer in vieler Beziehung als Vertreter der altorientalischen Kultur überhaupt erschienen. Als im 8. und 7. vorchristlichen Jahrhundert das Griechentum seine Eroberung der Küstenländer des Mittelmeeres begann, als seine Schiffe anfingen, die See zu beherrschen, da fand man im Besitze dessen, was man zu erreichen suchte, die Phönizier und ihre Kolonien. Von allem, was in deren Rücken lag, von den Ursprüngen der Kultur, welche jene mächtig gemacht hatte und sie trug, erfuhren höchstens auserwählte Geister, welche im Drang nach Wissen bis zur babylonischen Quelle vorgedrungen waren, wie es beispielsweise für Pythagoras bezeugt wird. Was man aus den verstreuten Angaben des klassischen Altertums herauslas, wurde dann in natürlicher Überschätzung, welche durch die Unkenntnis des wahren alten Orients verstärkt wurde, übertrieben und so entwickelte sich eine Anschauung, welche die Bedeutung der Phönizier weit überschätzte und solange überschätzen mußte, als die Vergangenheit der großen und herrschenden Kulturvölker das Dunkel deckte. Das Bild, welches das über den alten Orient neu aufgehende Licht uns enthüllt, ist daher ein wesentlich anderes, als es der im Umlauf befindlichen Vorstellung entspricht. Vielleicht weniger wunderbar und weniger leicht zu überblicken, dafür aber — wahrer.

Schon eine Betrachtung des Landes, welches die Phönizier das ihrige nennen, zeigt, daß es nicht Sitz einer selbständigen Kultur sein und nicht aus eigener Kraft die Meere beherrschen kann. Von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von etwa 50 Meilen ist das eigentliche Phönizien nicht vielmehr als ein Küstenstrich, der im Rücken vom Libanon begrenzt wird, dessen Fuß sich in geringster Entfernung von der Küste hinzieht, selten mehr als etwa eine halbe Stunde zurückweicht, und sich oft bis an sie herantretend jäh erhebt. Daß dieser schmale Strich keine welterobernde Kultur entwickeln kann und daß sein wenig umfangreiches gebirgiges Hinterland ihm nicht die Menschenmenge zu einer Herrschaft über das Mittelmeer zu liefern vermochte, liegt auf der Hand und würde auch dann einleuchten, wenn nicht manche neu erschlossene Quelle uns das meerbeherrschende

Tyrus und Sidon in einer Rolle zeigten, wie sie diesen kleinen Verhältnissen eher entspricht.

In der großen semitischen Völkerfamilie, deren Auftreten zum größten Teile die Geschichte des vorderen Orients ausfüllt, gehören die Phönizier derjenigen Gruppe an, die aus der Völkerkammer Arabien hervorgebrochen sind, um die vorderasiatischen Kulturländer zu überschwemmen.[1] Wenn diese große Einwanderung als eine genaue Parallelerscheinung der in vollem Lichte der Geschichte liegenden arabischen, wie sie uns in den Eroberungen des Islams entgegentritt, die verschiedenen Teile ihrer Völkermassen zugleich nach den Euphratländern, nach Syrien, Palästina und in das Niltal (Ende des mittleren Reiches), und sogar über das Meer an die nordafrikanischen Küsten gesandt hat, so bilden die Phönizier davon nur einen geringen Teil, einen nicht viel größeren, als das Volk Israel und so manche Gruppe derselben Einwanderung, deren Namen uns verloren gegangen ist. Selbst das Land Kanaan, in dem sie ihren Sitz haben, gehört ihnen nicht allein, und mit andern verwandten Völkern bilden sie daher innerhalb des großen Völkerzweiges eine besondere Gruppe, deren Geschichte wir erst kennen lernen, nachdem sie auf kanaanäischem Boden sich festgesetzt haben.

Innerhalb dieser Gruppe, so weit wir von ihr etwas wissen, müssen die Phönizier die ersten Einwanderer gewesen sein, denn da die Einwanderung aus dem Innern des Landes erfolgte, wir auch im Laufe der Geschichte sehen, daß die stammverwandten Völker, darunter die Israeliten, von dort aus vordrangen, so müssen die Küstenbewohner vor den in ihrem Rücken sitzenden eingezogen sein, indem sie ihre Wohnsitze unter dem Drucke der nachdrängenden stammverwandten Masse eroberten. Es erklärt sich aus der Natur der Dinge, daß weder sie selbst daran dachten, das Hinterland zu erobern, wo einzelne Völker in ihren Bergen Schutz ihrer Selbständigkeit fanden, noch daß umgekehrt diese den Küstenstrich an sich zu reißen vermochten, nachdem einmal Stillstand in die große Bewegung gekommen war. Die reichen Hafenstädte, im Besitze einer überlegenen Kultur und von deren Machtmitteln, konnten dem rückständigen Bewohner des Hinterlandes einen Widerstand entgegensetzen, gegen den rohe Kraft allein nichts vermochte. Haben sie ja doch sogar den Heeren der Assyrer und Babylonier, denen der ganze vordere Orient unterlegen war, erfolgreich widerstanden.

1) Vgl. Der alte Orient I, 1 S. 12.

Damit entsteht die Frage nach dem Ursprung dieser kulturellen Überlegenheit, die Frage, ob die Hauptsitze der Phönizier, von denen aus sie das Küstenland beherrschten und den Verkehr zur See an sich rissen, erst phönizische Gründungen sind oder ob diese bei ihrer Einwanderung bereits die Städte mit ihrer Kultur und als Vermittler eines Verkehrs vorfanden, ob also die Phönizier die ersten Bewohner gewesen sind, welche dort eine Kultur entwickelten oder ob sie bereits Vorhandenes sich aneigneten.

Wenn wir die Hochflut der Einwanderung, welche sie in ihre Wohnsitze führte, in das dritte Jahrtausend verlegen, in eine Zeit, wo die Reiche am Euphrat und Nil bereits eine Geschichte hinter sich hatten, deren Anfänge wir noch nicht zu erkennen und abzuschätzen vermögen, so ist es von vornherein undenkbar, daß das Land zwischen beiden von ihrer Kultur unberührt geblieben wäre. Große Kulturstaaten können nicht so dicht bei einander bestehen, ohne auf ihre Nachbarländer hinüberzugreifen und selbst mit einander in freundliche und feindliche Berührung zu kommen. So weit wir daher die Geschichte überhaupt verfolgen können, ist Syrien und Palästina von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten den Angriffen der Reiche am Euphrat- und Nilgebiete ausgesetzt gewesen und sie haben mit kurzen Ausnahmen unter deren politischem, stets aber unter ihrem kulturellen Einfluß gestanden. Was aber von der Mitte des 3. Jahrtausends an, wo in Babylonien die den Phöniziern stammverwandte Einwanderung zur Herrschaft kam, wie zur Zeit der Pharaonen der 18. und 19. Dynastie, dann unter einem Scheschonk in Ägypten, der Assyrerkönige des 9. und 8. Jahrhunderts, unter Nebukadnezar, in der hellenistischen Zeit, in den Kämpfen zwischen Ptolemäern und Seleuciden, durch die ganze Zeit des Islam hindurch bis auf die Unternehmungen Mehemet Alis gegen die hohe Pforte im vorigen Jahrhundert, der Fall gewesen ist, das müssen wir von vornherein auch für diejenige Vorzeit voraussetzen, wo bereits Staaten mit hoher Kultur am Nil und Euphrat blühten und Verkehr miteinander unterhielten. Auch damals müssen Schiffe von den Häfen der phönizischen Küste nach Ägypten hinüber gegangen sein, gerade wie es uns im 2. Jahrtausend die Amarnabriefe bezeugen.

Also auch in vorphönizischer Zeit müssen die Städte, welche durch ihre Bedeutung als Hafen- und Handelsplätze ihren Bewohnern eine bevorzugte Stellung gegenüber der Bevölkerung des Hinterlandes verliehen, bereits ihre Rolle gespielt haben. Wie die ein-

wandernden Israeliten bereits ein kultiviertes Land mit einer höher entwickelten Bevölkerung, welche in festen Städten wohnte, vorfanden, so auch die Phönizier bei der Eroberung ihres Landes. Diese Annahme allein gibt uns die Erklärung der Rolle, welche sie in der Folgezeit im Mittelländischen Meere gespielt haben. Es ist völlig undenkbar, daß die Ansiedlungen, welche an der nordafrikanischen und vielleicht auch an der spanischen Küste als Kolonien der Phönizier gelten, wie man stets angenommen hat, bloße Handelsfaktoreien von Tyrus und Sidon gewesen seien. Aus solchen Anfängen entwickelt sich keine Kolonie, welche einer großen Bevölkerung Aufnahme bietet und sich schließlich zu einem eigenen Volk auswächst, wie es die Punier gewesen sind. Man hat wenigstens richtig darauf hingewiesen, daß aus den Handelsniederlassungen von Portugiesen, Holländern, auch der Engländer in Indien, kein Volk hervorgeht, welches im neuen Lande eine eigene Entwicklung durchmacht und durch Verwachsen mit dem Boden eine besondere Eigenart ausbildet. Nur durch eine Auswanderung, eine Eroberung der neuen Heimat mit Schwert und Pflug, wie uns das Beispiel der nordamerikanischen Kolonisation zeigt, kann ein großes Volk ein Land für sich in Besitz nehmen und dort eine neue Heimat finden. Auf demselben Boden bietet uns daher die islamische Eroberung eine Erscheinung, nach welcher wir die sogenannten phönizischen Kolonien auch zu beurteilen haben.

Nun ist aber wieder völlig unmöglich, daß das kleine Phönizien mit seinem bereits geschilderten geringen Umfang und einer dementsprechend wenig zahlreichen Bevölkerung die Menschenmassen hervorgebracht und abgestoßen hätte, welche an der nordafrikanischen Küste die Ansiedlungen hätte gründen und behaupten können, die als punische oder karthagische eine die des Mutterlandes überragende Bedeutung gewonnen haben. In diesem Punkte unterscheidet sich die islamische Parallele, denn die muhammedanische Eroberung Nordafrikas und Spaniens hatte als Rückhalt die Herrschaft über den größten Teil des vorderen Orients und bildete ein Abflußrohr für die Völkermassen des weiten Arabien. Und doch kann nicht daran gezweifelt werden, daß die afrikanischen Kolonien in einem engen Verhältnis zu den Phöniziern gestanden haben. Das beweisen Sprache und Überlieferung mit völliger Sicherheit und das wird von den Karthagern noch bis in die vollkommen im Lichte der Geschichte liegenden Zeiten dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie alljährlich nach Tyrus einen Tribut zahlen, als Geschenk für die

Gottheit ihres Mutterlandes. Sie selbst fühlten sich also als Kolonie der Phönizier und eine Entstehung dieses Brauches ohne tatsächliche, geschichtliche Grundlagen wäre undenkbar. Aus dieser Schwierigkeit führt uns nur die Annahme heraus, daß die erobernden, aus dem Hinterlande an die Küste vordringenden Phönizier dort bereits ältere Kultursitze vorfanden, welche Verbindungen über das Meer hinüber unterhielten. Von diesen aus, und im Besitz von Hilfsmitteln, konnte die noch in Fluß befindliche Einwanderung ihre Massen auch über das Meer hinüberführen, sodaß also die Besetzung Phöniziens und Nordafrikas sich im wesentlichen als eine große Völkerbewegung darstellt, wobei wir leider noch keinen Einblick in deren Verhältnis zu der gleichzeitigen Besetzung Ägyptens und der Euphratländer durch die Masse derselben großen Einwanderung haben.

Die Ansiedlung der Punier an der westlichen Küste des Mittelmeeres erscheint uns also als eine Teilerscheinung der großen Einwanderung, welche die Phönizier selbst in ihr Land geführt hat, nicht als eine durch den Handelsverkehr herbeigeführte Ausbreitung der längst ansässigen und als Volk im späteren Sinne entwickelten Phönizier. Soweit die Massen der gleichen großen Wanderung nach Ägypten und Babylonien geführt wurden, unterlagen sie dem Entwicklungsgesetze der großen Kulturen, sie gingen in der dortigen Bevölkerung auf, indem sie dieser neue Kräfte zuführten; in Phönizien wie in Nordafrika hat sich die Eigenart der dorthin eingewanderten Teile dieser Gruppe der Semiten verhältnismäßig am reinsten erhalten und weiter entwickelt. Wenn aber in den beiden den vordern Orient beherrschenden Reichen diese Eroberer bald zu Ägyptern oder Babyloniern wurden, also von einem bestimmenden Einfluß der Rasse in ihrer Eigenart auf die Weltgeschichte für die Dauer nicht gesprochen werden kann, so tritt von den beiden Schauplätzen, wo diese Eigenart sich selbständig entwickelt, das sogenannte Mutterland hinter den angeblichen Kolonien zurück, wenn wir ihre Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte festzustellen suchen. Nicht die Phönizier haben bestimmend in deren Verlauf eingegriffen, wohl aber die Karthager, als Beherrscher des westlichen Mittelmeerbeckens und als das Staatswesen, welches mit Rom um die dortige Herrschaft gekämpft hat. Karthago mußte beseitigt werden, ehe Rom seine Weltherrschaft erringen konnte.

Es war also nicht der stärkste und nicht der bedeutungsvollste Teil derjenigen semitischen Völkergruppe, deren Auftreten das dritte vorchristliche Jahrtausend sah, welcher in Phönizien sitzen geblieben

ist, und dessen Schicksale auf dem Boden dieses Landes uns die wieder zugänglich werdenden Quellen des alten Orients richtiger erkennen lassen, als die verdunkelte Überlieferung des klassischen Altertums es ermöglicht hatte. Immerhin sind die Phönizier als zeitweise Beherrscher des östlichen Mittelmeerbeckens von Bedeutung für das in die Geschichte eintretende Griechenland gewesen, und zweifellos wird von den von der Zukunft zu erwartenden Aufschlüssen über die Geschichte Phöniziens auch noch manches Licht auf die Zeiten fallen, welche vor den Anfängen der griechischen Geschichtsschreibung liegen. Wie die größere Bedeutung der westlichen Punier in dem Kampfe mit dem zur Weltherrschaft ausholenden Rom zum Ausdruck kommt, so die verhältnismäßig geringere der Phönizier in dem entsprechenden Kampfe, welchen sie mit dem sich ausdehnenden Griechentum um die Beherrschung ihres Interessengebiets auszufechten hatten. Von den Einzelheiten und Gestaltungen dieses Kampfes wissen wir nichts; zu Zusammenstößen nach der Art der punischen Kriege Roms ist es dabei kaum gekommen. In den Zeiten, wo dieser Kampf noch unentschieden war, gab es keine hellenische Großmacht und auf Seiten Phöniziens erhielt er ein anderes Aussehen dadurch, daß dieses dauernd unter die Oberhoheit der großen vorderasiatischen Reiche Assyriens, Neubabyloniens und Persiens kam. Gegen das nach außen als einheitliche Macht auftretende Griechenland kämpften die Phönizier nur noch als Untertanen Persiens.

Phönizien nennen wir das Land und Phönizier das Volk nach dem Sprachgebrauch des klassischen Altertums in geschichtlicher Zeit. Der Ursprung des Namens ist dunkel und die auf denselben Ursprung zurückgehende Benennung der nordafrikanischen Stammverwandten als Punier ist auch nicht geeignet, uns eine Erklärung zu geben. Es wäre nicht undenkbar, daß eine Bezeichnung zu Grunde liegt, welche in die Zeiten hinaufreicht, wo die Phönizier derjenigen geschichtlichen Zeit, welche wir sogleich bestimmen werden, noch nicht ihre Organisation erhalten hatten. Eine Erklärung als das Palmenland, weil phoinix griechisch die Dattelpalme bezeichnet, ist schon aus dem einfachen Grunde hinfällig, daß in Phönizien die Dattelpalme nicht gedeiht; es könnte sich dabei höchstens um eine künstliche Etymologie handeln.

Seinen Ursprung in der Bezeichnung einer vorgeschichtlichen, oder doch wenigstens uns noch unbekannten Zeit muß der Name

aber, wenn wir ihn nicht als rein griechische Bezeichnung ansehen wollen, schon deshalb haben, weil mit der Zeit, wo unsere Quellen fließen, die einheimische, auch von den Hellenen angewandte Bezeichnung nicht Phönizier oder etwas ähnliches, sondern Sidonier ist. Im achten Jahrhundert nennt die Ilias die den Handel des Mittelmeers beherrschenden Phönizier Sidonier und diejenigen Könige von Sidon und Tyrus, welche mehr als eine Herrschaft über ihre eigene Stadt beanspruchten, nannten sich in dieser Eigenschaft König der Sidonier. Auch das Alte Testament spricht von Sidoniern, wenn es die Phönizier als Gesamtheit meint. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß alle diese Angaben der Zeit angehören, wo Tyrus und Sidon tatsächlich zu einem Reiche vereinigt waren, und dieser Ansatz zu einer größeren Staatenbildung nach außen als überwiegende Vertretung der Phönizier gelten konnte. Deshalb unterscheidet das Alte Testament neben den Sidoniern noch die Gebaliter und Arvaditer, also die beiden nördlichen Staaten Phöniziens, als besondere Völker. Dieser Unterschied kann auch nicht nur in dem politischen Sonderdasein der zwei oder vielmehr drei Teile begründet gewesen sein, denn auch sprachliche, dialektische Verschiedenheiten, die übrigens selbstverständlich sein würden und auch bei einer politischen Einheit hätten vorkommen müssen, geben eine Unterscheidung in Nord- (Arvad und Gebal) und Südphönizien (Sidon und Tyrus oder Sidonier) an die Hand.

Die wichtigsten Hafenstädte der Küste bilden ursprünglich, wie natürlich, ebenso viele selbständige kleine Staatswesen für sich. Mit ihrer Aufzählung erhalten wir also diejenigen Küstenpunkte, welche einmal eine selbständige Rolle in der phönizischen Geschichte gespielt haben und von denen nur wenige später zurückgedrängt worden sind, um zum Teil zeitweilig auch wieder emporzukommen, wenn die Verhältnisse ihren Nachbarn und Unterdrückern weniger günstig waren.

Die nördlichste dieser Hafenstädte ist Arvad, auf einer Insel gelegen, jetzt Ruad. Es wird am wenigsten genannt. Wir erfahren nichts von der Bedeutung seiner Religion und daraus folgt auch, daß es im Einklang mit seiner nördlichen Lage den übrigen Phöniziern ferner gestanden haben muß. In seinem Bereich und größtenteils wohl ihm untertan, werden einige kleine Städte genannt, namentlich das noch weiter nördlich gelegene Gabala und südlich Zimmera (Simyra) und Arka im Hinterland.

Weiter südwärts an der Küste treffen wir auf Tripolis. Aus der späteren Zeit wird berichtet, es sei ein Bundesort der Phönizier

gewesen und habe seinen Namen davon gehabt, daß es als solcher in drei Quartiere der drei Bundesstaaten Tyrus, Sidon und Arvad zerfallen sei. Ob das nicht eine aus dem Namen selbst erst erschlossene Angabe ist, muß dahin gestellt bleiben; in vorhellenistischer Zeit erfahren wir nichts von dieser Dreistadt, können auch nicht feststellen, ob etwa einer der uns sonst bekannten und noch nicht untergebrachten phönizischen Städtenamen sich damit deckt. Einen solchen haben wir in dem in den Amarna-Briefen häufig genannten Sumur, das auch in der assyrischen Zeit als Simirra begegnet und von den Assyrern zum Vororte der in Nord-Phönizien eingerichteten assyrischen Provinz gemacht wurde. Man wäre versucht, hierin das spätere Tripolis wiederzufinden, doch erscheint dessen Lage zu weit nördlich dafür.

Die nächste Küstenstadt ist Botrys, deutlich schon zum Interessengebiet von Gebal gehörig, in vorhellenistischer Zeit ebenfalls noch nicht nachweisbar, wenn es nicht seinerseits das eben erwähnte Sumur ist und dann seinen späteren Namen einer der zahlreichen hellenistischen Umtaufungen verdankt. Danach kommen wir zur Hauptstadt des zweiten Staates oder Stammes, Gebal, dem Byblos der Griechen. In ägyptischer Zeit, in den Inschriften der Pharaonen der 18. und 19. Dynastie, in den Tel-Amarna-Briefen, in den Angaben der Bibel und den Nachrichten der Assyrerkönige, und von da an ununterbrochen begegnet es als eine Stadt, welche an Bedeutung Tyrus und Sidon nicht nachgestanden hat. Als solche hat sie ihre Selbständigkeit auch dann behauptet, als diese beiden unter einer Herrschaft standen und als einmal die Ansätze zu einem sidonischen oder phönizischen Reiche gemacht wurden. Entsprechend seiner Macht und Selbständigkeit ist es denn auch der Sitz eines Kultes, welcher fast berühmter ist, als der der Gottheiten von Tyrus und Sidon, und in dessen Tempel man den Anspruch erhob, den ältesten Göttersitz zu besitzen. Es ist der Tempel der Baalat-Gebal, der Herrin von Gebal, einer Erscheinungsform der Aschtoret oder Astarte, welche als Prinzip der befruchteten und fruchtbringenden Frühjahrsnatur das Gegenstück bildet zu ihrem männlichen Gegenbilde, dem Tammuz oder Adonis, der die befruchtete Natur zu neuem Leben erweckenden Frühlingssonne. Der eine Stunde südlich von Gebal aus einer tiefen romantischen Gebirgsschlucht strömende Fluß ist ihm geheiligt und führt seinen Namen Adonis (jetzt Nahr Ibrahim). Im Frühjahr bei der Schneeschmelze färbt sich der Fluß durch den eisenhaltigen Boden seines Geländes rot und hierin erblickt

der Mythus das Blut des getöteten Adonis. Höher hinauf zum Flußlauf befand sich auf dem Gebirge ein Heiligtum des Gottes und an der Quelle, die aus einer Gebirgshöhle als fertiger Fluß hervorbricht, ein weiterer berühmter Tempel des Astarte-Adoniskultus (beim heutigen Afka).

Eine natürliche Landesgrenze bildet das Vorgebirge, welches am Südufer des 2 Stunden weiter südlich mündenden „Hundsflusses" (Nahr-el-Kelb, Lykos der Alten) in das Meer hineinragt. Auf einer in den Felsen gehauenen Straße mußte dieses überwunden werden und bildet somit einen leicht zu behauptenden Posten, der zu allen Zeiten eine Rolle als Verteidigungspunkt erfüllt hat. Wer diesen besetzt hatte, dem lag der Küstenweg südwärts nach Sidon und Tyrus, sowie nach Norden offen und der beherrschte damit zugleich die Straßen, die von dort aus nach Damaskus führen.

An diesem Paß, welcher das Tor für die beiden Hälften Phöniziens bildete, hat daher Ramses II. sein Bild mit Inschrift dreimal in die Felsenwand meißeln lassen, und seinem Beispiele sind sechs Assyrerkönige gefolgt. Die Skulpturen sind jetzt fast ganz zerstört; bei der untersten ägyptischen hat es der Führer der französischen Armee im Jahre 1860 geschmackvoll gefunden, seinen Heldennamen über die Inschrift des alten Pharao meißeln zu lassen. Am besten ist die Darstellung der Inschrift Assarhaddons, des letzten der hier verewigten Assyrerkönige erhalten. Sie ist im Jahre 670 oder 669 v. Chr. eingemeißelt worden und enthält einen Bericht über die kurz vorher erfolgte Eroberung Ägyptens. Salmanassar II., dessen Darstellung nicht mehr erkennbar ist, hat hier ebenfalls bei seinem Zuge gegen Damaskus im Jahre 842 sich verewigen lassen und nennt uns den Namen des Vorgebirges: Baal-ras. Eine Denkschrift Nebukadnezars ist auf der andern Seite des Flusses, da wo wohl die alte Brücke gestanden haben mag, gefunden worden. Sie befindet sich jetzt unter dem Bogen einer Wasserleitung aus römischer Zeit und wird durch das durchsickernde Wasser immer mehr zerstört. Der römische Kaiser M. Aurelius Antoninus hat die Heerstraße dann etwas tiefer um den Felsen herumgeführt, wovon noch eine Inschrift zeugt, und dieser Weg hat bis vor kurzem dem Verkehr gedient, bis vor etwa 20 Jahren eine neue moderne Chaussee ohne Steigung um das Hindernis herumgelegt worden ist.

Eine Meile weiter südwärts liegt **Beirut**, in den Tel-Amarna-Briefen als selbständige Stadt unter eigenem König (Ammunir oder Amner) genannt; in der Assyrerzeit und später nie mehr erwähnt,

bis es erst unter der römischen Herrschaft wieder einen Aufschwung genommen hat; jetzt ist es die bedeutendste Hafenstadt der syrischen Küste.

Die nächste große Stadt ist Sidon. Wie Arvad und Tyrus ist es nach der Angabe des Assyrerkönigs Assarhaddon ebenfalls ursprünglich auf einer Insel gelegen gewesen, die aber wohl nur durch einen schmalen Wasserstreifen vom Lande getrennt war. Ihre Hauptgottheiten sind Aschtoret (Astarte) und Eschmun, den die Griechen mit ihrem Äskulap und Apollo gleichstellen. Die Bezeichnung der Phönizier als Sidonier beweist, daß Sidon als Vorort gegolten haben muß. Ihre Gottheiten erscheinen demgemäß auch als die obersten in der Kolonie Karthago. Durch die Zerstörung unter Assarhaddon muß die alte Kolonie gänzlich verwüstet worden sein, das wiedererstandene Sidon ist daher der alten Phönizierstadt gegenüber eine ganz neue Gründung mit wesentlich verschiedenartiger Bevölkerung gewesen.

Einen Tagemarsch davon liegt Sidons Rivalin Tyrus (Sor), auch auf einer Insel, welche durch Anschwemmung und das Zurücktreten des Meeres mit dem Festlande verwachsen ist. Als Grundstock dieser Anschwemmungen sieht man allgemein den von Alexander bei der Belagerung errichteten Damm an. Der Stadtgott von Tyrus ist Melkart. Was es mit der Bedeutung der Stadt als Vorort der Phönizier auf sich hat, werden wir beim Verlauf der Geschichte sehen. Auf dem Festlande lag der Insel gegenüber eine von der klassischen Überlieferung als Palaityrus (Alt-Tyrus) bezeichnete Stadt, deren phönizischer Name Usu gewesen ist. Während die Insel keine Quellen hat, sondern auf Cisternenwasser angewiesen ist,[1] hat man für gewöhnlich das Wasser von hier geholt, und bei Belagerungen von Tyrus war es daher das erste, entweder diesen Vorort zu besetzen, oder ihm das Wasser abzuschneiden.

In gleicher Entfernung von Sidon liegt Akko, in den Tel-Amarna-Briefen als Hafenort für den Verkehr mit Ägypten genannt, später aber zurücktretend und in assyrischer Zeit deutlich von Tyrus abhängig, bis es assyrische Provinzstadt wird. Erst in römischer Zeit und namentlich im Mittelalter hat es einen neuen Aufschwung genommen, der seiner Lage als Ausgangspunkt einer Straße über Dan und Paneas (Baal-Gad) nach Damaskus entspricht.

---

1) Eine ägyptische Reisebeschreibung nennt Tyrus den „Fels des Gestades, dem Wasser auf Schiffen zugeführt wird, und der reicher ist an Fischen als an Sand“ (Erman, Ägypten II. S. 512).

Der Höhenzug des Karmel bildet eine Landesscheide, mit der wir das eigentliche Phönizien enden lassen können. Seit der Zeit, wo unsere Quellen sprechen, ist die weiter südlich wohnende Bevölkerung kaum noch als phönizisch anzusehen. Jedoch ist es zweifellos, daß in der Zeit vor dem Einfall der nichtsemitischen Philister und ehe Israel ein geeintes Volk bildete, also vor David, auch die Küste bis nach Gaza durch eine der phönizischen gleichartige Bevölkerung besetzt war. Im 15. Jahrhundert zeigen die Tel-Amarna-Briefe kaum einen Unterschied der Bevölkerung südlich und nördlich vom Karmel, und auch in hellenistischer Zeit haben Sidon und Tyrus sich in den Besitz der südlichen Küste geteilt.

Von den Städten, die einen phönizischen Charakter sich bewahrt haben, wenn sie auch wohl von Israeliten und Philistern beeinflußt wurden, ist zunächst zu nennen das wenig südlich von der Karmelspitze gelegene Dor und nicht weit davon der von der griechischen Überlieferung „Stratonsburg" (Stratonos pyrgos) genannte Hafen. Das ist aber nichts als eine Zurechtmachung des phönizischen Namens Migdal-Aschtoret (Aschtoret-Burg). Da Jaffa keinen brauchbaren Hafen hat, so ist es der einzige Hafen gewesen, der für Israel und Juda in Betracht kam, und Herodes hat ihn daher ausbauen lassen und unter dem Namen Caesarea zu hoher Blüte erhoben. Bereits früher scheint die Stadt aber für Israels Gebiet Bedeutung gehabt zu haben, denn im Jahre 609 oder 608 war der Pharao Necho bei seinem Zuge gegen Assyrien wohl hier gelandet und hier fand wahrscheinlich die Schlacht gegen Josia von Juda statt, nicht bei Megiddo, wie ein Schreibfehler der Bibel sagt.

Endlich führt noch Jaffa (Japo) einen Namen, der einen phönizischen Ursprung verrät, und bildet wohl die Südgrenze, bis zu der die historischen Phönizier je ihren Einfluß ausgeübt haben. Von da an beginnt das Gebiet der Philister, welche nach dem 14. Jahrhundert von der See her sich dort festgesetzt haben. Da der Hafen von Jaffa wegen der vorgelagerten Riffe sehr schwer und bei Sturm überhaupt nicht zugänglich ist, so konnte nur der Mangel eines andern weiter südlich gelegenen und nicht in den Händen der Philister befindlichen Hafens ihm zu seiner Bedeutung für Juda und Israel verhelfen.

Zu einer Zusammenfassung der Phönizier in einem einheitlichen Staatswesen ist es nie gekommen. Wir sahen bereits, daß der Unterschied zwischen Nord- und Südphönizien in dem Alten Testament

als der von verschiedenen Völkern gilt, und auch innerhalb der Nordgruppe werden die beiden Hauptstaaten Arvad und Gebal als verschiedene Völker angesehen, ja sogar die Binnenstädte Arka, Sumur, Sianna gelten als selbständige Staaten. Was es mit der engeren Zusammenfassung der Südgruppen auf sich hat, werden wir noch sehen. Da auch diese nur vorübergehend bestanden hat, so haben die Phönizier nie einen unter einheitlicher Leitung irgend welcher Art stehenden Staat oder Staatenbund gehabt. Erst mit ihrer Unterwerfung unter fremde Oberhoheit beginnen sie als ein Zusammengehöriges zu erscheinen und der Begriff der Phönizier als staatliches Ganzes ist eigentlich erst ein Ergebnis ihrer Unterwerfung durch die Perser, zu deren Mittelmeerflotte sie einen bedeutenden Teil stellen mußten.

Eine einheitliche Betrachtung der Entwicklung ihrer politischen Geschichte ist daher nicht möglich. Arvad, Gebal, Sidon und Tyrus sind selbständige Staatswesen geblieben und haben stets ihre eigene Politik verfolgen können, da sie diese Selbständigkeit ohne Ausnahme wenigstens für ihre innere Verwaltung zu behaupten wußten. Freilich ist diese Politik durch ihre Lebensbedingungen gegeben und je einheitlicher diese waren, um so einfacher mußte sich auch ihr Verhalten nach außen gestalten. Die Bedeutung von allen vier Staaten und ihren Anhängseln beruht in ihrer Eigenschaft als Hafenplätze für das Hinterland im weitesten Sinne, also bis nach Babylonien, im Verkehr mit den übrigen Ländern des Mittelmeers. Sie waren also ohne Ausnahme und ausschließlich Handelsplätze und die Politik von solchen mußten sie verfolgen. Eine selbständige Politik ist aber die Folge einer eigenen Kultur, welche das betreffende Land in Gegensatz zu seinen Nachbarn stellt. Die kleinen phönizischen Handelsstaaten besaßen diese nicht, ihre Existenz beruhte auf ihrer vermittelnden Tätigkeit zwischen der Kulturwelt Vorderasiens und den Ländern des Mittelmeers. Sie waren daher vor allem auf einen friedlichen Verkehr angewiesen und mußten suchen, eine feindliche Stellung gegenüber den herrschenden Staaten des vorderen Orients zu vermeiden. Eine Feindschaft mit diesen verstopfte ihre Lebensquellen und daher war für sie das Tributzahlen von zwei Übeln das kleinere. Auch war für die handeltreibenden reichen Städte die Aufbringung der Schatzungen leichter, als für ackerbautreibende Völker, und was für letztere Aussaugung war, bedeutete für sie wohl nicht viel mehr, als in Kauf zu nehmende Handlungsunkosten.

So finden wir die phönizischen Staaten verhältnismäßig selten im Widerstand gegen die herrschenden Mächte des Orients, und nur als Sidon und Tyrus eine größere Ausdehnung durch Eroberung von Kolonien gewonnen hatten, ist es zu größeren Kämpfen gekommen. In den beiden nördlichen Staaten hören wir kaum etwas von ernstem Widerstand gegen die Großmächte. Je näher sie der herrschenden Gewalt gelegen waren, um so weniger tritt überhaupt die Versuchung auf, sich in Gegensatz zu dieser zu setzen. Arvad und Gebal, als die zuerst den assyrischen Angriffen ausgesetzten, haben sich daher stets ohne Widerstand gefügt. Nur Sidon und Tyrus konnten eine zeitlang daran denken, sich Assyrien gegenüber zu behaupten und einen Rückhalt bei den Seestaaten zu suchen (S. 25).

Unsere ältesten Nachrichten über Phönizien haben wir schon aus der Mitte des zweiten Jahrtausends, wo das Land während der Dauer der 18. und 19. ägyptischen Dynastie tatsächlich oder doch der Form nach unter ägyptischer Herrschaft steht. Von Widerstand der phönizischen Städte melden die Kriegsnachrichten der Pharaonen nichts und die einzelnen Städte wären wohl zufrieden gewesen, ihrem Herrn, dem Pharao zu zinsen, wenn ihnen dieser nur die Vorzüge seiner Herrschaft auch in der Gestalt geordneter und gesicherter Zustände hätte zu teil werden lassen. Allein daran hat es nur allzu sehr gefehlt, und das Bild, welches uns die Amarna-Briefe für die Zustände im übrigen Palästina liefern (vgl. Jahrg. I, S. 56—65) gilt auch für den phönizischen Staat. Auch dort fürchtet jeder den Nachbar und ist dessen Angriffen ausgesetzt, ohne daß der Oberherr mit fester Hand durchgriffe. Auch die phönizischen Fürsten sind prozessierende Helden von Bachschischs Gnaden.

Wichtig ist, daß in den Amarna-Briefen noch kein Ansatz zur Bildung eines über den Bereich der einzelnen größeren Städte hinausgreifenden Staatswesens zu erkennen ist. Gebal, Beirut, Sidon, Tyrus, Akko stehen unter eigenen Fürsten und sind von einander unabhängig. Von einem Fürsten von Arvad vernehmen wir nichts. Diese nördlichste Stadt ist schon in den Händen eines Eroberers, dessen Auftreten im nördlichen Phönizien den Gang der Ereignisse bestimmt. Seine Eroberungen bedeuten ein Vordringen der Bewohner des Hinterlandes gegen die Küste, welche sich bereits im festen Besitz einer älteren Bevölkerungsschicht befindet. Es ist also eine gleiche Bewegung, wie ein paar Jahrhunderte später die der Israeliten gegen die Bewohner Kanaans. Aziri heißt dieser Fürst, der als Amoriter bezeichnet wird, und wir können in den einzelnen

Schreiben sein Vordringen von Arvad aus nach Süden verfolgen (Jahrg. I, S. 56—58). Dort sitzt in Gebal sein Nachbar Rib-Addi, der ein Schreiben um das andere an den Pharao und an seine Fürsprecher losläßt, um Hülfe und Recht in seiner Sache flehend, ohne daß vom Hofe aus Maßregeln ergriffen würden; schließlich muß er, aus Gebal vertrieben, Zuflucht bei seinem südlichen Nachbar Ammunir von Beirut suchen. Allerdings finden wir später auch seinen Gegner Aziri am Hofe, wohin er nach vielen teilweise an die tollsten Operettenstreiche erinnernden Winkelzügen sich ad causam dicendam hat begeben müssen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt, aber ein Brief eines der Anhänger zu Hause ist uns erhalten, der ihn tröstet, sich die Sache „nicht zu Herzen zu nehmen“. Reineke konnte also noch mit dem Hals in der Schlinge auf die wundertätige Wirkung von Bachschisch und „Verbindungen“ hoffen.

In Sidon sitzt der König Zimrida, von dem nur ein kurzes Schreiben vorliegt. Er scheint zur Partei Aziris geneigt zu haben, was als natürliche Folge der Nachbarschaft mit dem Azirigegner Ammunir erscheint. Sein südlicher Nachbar Abimilki von Tyrus sucht bei Hofe durch eifrige Denunziationen sich als getreuen Vasallen zu erweisen (Jahrg. I, S. 61), was ihn aber nicht davor bewahrt, von Zimrida belagert und auf einer Insel eingeschlossen zu werden, sodaß er „kein Wasser zum Trinken und kein Holz zum Heizen hat“, da auf dem Festland Usu (S. 13) in den Händen des Gegners ist. Das Ganze zeigt uns die angeblichen Beherrscher und Kolonisatoren des Mittelmeeres in der Rolle von großen Gutsbesitzern, aber nicht von Fürsten meerbeherrschender Handelsstaaten, und die dort ausgefochtenen Heldenkämpfe erinnern an den Wasunger Krieg der europäischen Mächte Gotha und Meiningen, aber nicht an die Kämpfe Karthagos mit Rom. Zeigen nun diese Briefe die ägyptische Herrschaft unter Amenophis III. und IV. bereits in recht ungünstigem Lichte, so wissen wir, daß in den Wirren nach dem Tode Amenophis' IV. Palästina sich selbst überlassen blieb. Das benutzte der Gegner, von dessen bevorstehendem Einfall bereits in diesem Schreiben stetig gewarnt wird, um seine Eroberung tatsächlich auszudehnen. Die Cheta oder Chatti sind im 14. und 13. Jahrhundert südwärts mindestens bis zur Höhe des Hermon vorgedrungen, haben also das Hinterland Phöniziens besetzt. Wir haben uns zu denken, wie die Schreiben, welche bis dahin nach Theben in die Residenz Chuenatens gewandert waren, mit ihrem Jammer und ihren Klagen

nunmehr an den Hof des Chetakönigs in Kleinasien gerichtet wurden, der jetzt der Lehnsherr war. Durch die Kriege Ramses' II. und den Vertrag mit dem Chetakönig Chetasar wurde dem weiteren Vordringen der Cheta ein Ziel gesetzt; die phönizische Küste würde dadurch also dem Interessengebiet der Cheta zugerechnet worden sein, denn die Grenzlinie des ägyptischen Hoheitsgebietes bildete in dieser Zeit der Karmel.

Die Chetaherrschaft ist in Vorderasien, nachdem sie durch die Einwanderung stammverwandter Völker im eigenen Lande gestürzt worden war, von der assyrischen abgelöst worden. Im 13. und 12. Jahrhundert dringt Assyrien zum erstenmale in Syrien ein und legt seine Hand auf die Landschaften bis an den Taurus. Nach kurzem Rückgang beginnt unter Tiglat-Pileser I. im 11. Jahrhundert ein neuer Aufschwung und jetzt gelingt es, das ersehnte Ziel zu erreichen und einen Weg nach dem Mittelmeer offen zu legen. Von Tiglat-Pileser wird berichtet, daß er in Arvad auf das Meer hinaus gefahren sei. Die nördlichste Phönizierstadt muß also seine Oberhoheit anerkannt haben und die neue Großmacht, welche damit in die Berechnungen der Mittelmeervölker eintrat, wurde zugleich von Ägypten aus anerkannt, indem der damalige Pharao dem Assyrer seine Geschenke entrichtete. Der Mangel an Einzelheiten in der Angabe Tiglat-Pilesers macht es uns unmöglich, den ersehnten Einblick in die Verhältnisse des syrischen Mittelmeerbeckens zu tun. Jedoch spricht immerhin die Tatsache, daß Ägypten den Nachfolger der Chetaherrschaft anerkennt und daß das in einer Hafenstadt Phöniziens geschieht, eine beredte Sprache. Ägypten hat damit seinen Verzicht auf die Herrschaft über Phönizien ausdrücklich erneuert und der Assyrerkönig trat für Ägypten in die Rechtsnachfolge der Chatti ein und wurde als Erbe der Ansprüche auch auf Gebal, Sidon und Tyrus anerkannt, sobald und so lange er es vermochte, diese Ansprüche zu verwirklichen. Damit haperte es zunächst, denn schon mit Tiglat-Pilesers Tod trat ein neuer Rückgang der assyrischen Rechte ein und es hat etwa zwei Jahrhunderte gedauert, bis die Großmacht am Tigris ihre Heere wieder an die phönizische Küste entsenden konnte.

Da auch Ägypten um diese Zeit ohnmächtig war, so hatten die mittlerweile zur Ruhe gekommenen Völker des kanaanäischen Zweiges Zeit, sich ungestört zu entwickeln. Das 10. und 11. Jahrhundert zeigen daher die Ansätze zu eigner Staatenbildung in Syrien und Palästina. Es bildet sich das israelitische Reich und

das von Damaskus. Auch die Phönizier blieben sich selbst überlassen und auch von ihnen ist damals der erste Ansatz zur Bildung eines größeren Staates gemacht worden. Bekannt ist als der Zeitgenosse Salomos Hiram. Er und sein Vater Abibaal scheinen die Urheber einer phönizischen Eroberungspolitik gewesen zu sein, welche zum erstenmale vom Mutterlande aus über das Meer hinübergriff. Sie sind Könige von Tyrus, aber sie nennen sich „König der Sidonier" und haben offenbar die ganze südphönizische Küste beherrscht. Nach einer Angabe, die uns der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus erhalten hat, ist es Hiram gewesen, der Kition auf Cypern gegründet hat. Das will nach der Ausdrucksweise des alten Orients besagen, daß er die Stadt und die Landschaft erobert und sie zu einer Provinz seines Staates gemacht hat. Sie heißt von da an bei den Tyrern offiziell Kart-chadast „Neustadt", gerade so wie das afrikanische Karthago. Cypern war also von Tyrus aus teilweise erobert worden, wir dürfen deshalb annehmen, daß dieses die erste Eroberung durch einen phönizischen Staat gewesen ist. Ob ein Hinübergreifen nach ferneren Gegenden stattgefunden hat, kann bezweifelt werden. Wir dürfen sicher aus dem Stillschweigen unserer Quelle auf das Gegenteil schließen.

Diese Zeit des Aufschwungs von Tyrus, welches somit Sidon unterworfen hatte, hat zugleich eine Ausschmückung der Stadt mit Bauten von Tempeln und eine starke Befestigung gebracht. Es gibt sich hierin derselbe Aufschwung palästinensischen Volkstums zu erkennen, wie in den Bauten Salomos zu Jerusalem. Bringt ja doch auch die biblische Überlieferung Hiram und Salomo in Beziehung zu einander. Ursprünglich ist dabei freilich Salomo nicht als der gleichberechtigte Freund und „Bruder", sondern als der Tribut zahlende Lehnsmann gedacht gewesen.[1] Das neuentstehende „Reich von Tyrus" hatte also auch auf dem Festlande seine Macht auf die Nachbarn ausgedehnt.

Josephus, dem wir diese Angaben verdanken, hat aus derselben Quelle, dem Annalisten von Tyrus, Menander, einen kurzen Auszug mitgeteilt, welcher die Schicksale der Nachfolger Hirams berichtet. Danach hat nach diesem sein Sohn Baal-azar 7 oder 17 Jahre lang regiert (etwa 970—953) und darauf dessen Sohn Abd-Aschtoret 9 Jahre. Dieser wurde von den vier Söhnen seiner Amme ermordet. Wir erfahren nach der Manier orientalischer Chronikenschreiber nichts

1) Winckler, Geschichte Israels II, S. 262.

über die Ursachen und Zwecke dieser Aufstände. Die Brüder lösten sich in der Herrschaft ab, der letzte wurde durch einen Aufstand gestürzt, welcher Ithobal, den „Priester der Aschtoret“ auf den Thron brachte, der 32 Jahre, also um das Jahr 900 v. Chr. regiert haben soll. Aschtoret ist aber die Hauptgottheit von Sidon und beispielsweise nennt sich in der Ptolemäerzeit der König Tabnit (S. 30) von Sidon „Priester der Aschtoret“. Es ist daher möglich, daß wir einen Aufstand, der vom unterdrückten Sidon ausging, hier festzustellen haben und daß es Sidons Königsgeschlecht war, das dadurch an die Spitze des Hiramreiches kam.

Ithobal ist ebenfalls aus der Bibel als Vater der Isebel, der Gattin Ahabs bekannt, und das Königshaus der Omriden hat gegen den Widerspruch einer mächtigen Partei in Israel seine Stärke im Anschluß an das phönizische Reich gesucht. Noch immer hat also dieses seine herrschende Stellung in Palästina behauptet. Wenn wir aber bald darauf Ahab (854 v. Chr.) als Lehnsmann von Damaskus finden, so macht sich damit der Einfluß derjenigen Macht geltend, welche nunmehr die erste Rolle in Syrien und Palästina spielt, bis bald darauf durch das Wiedervordringen Assyriens von neuem ein überlegener Großstaat auf dem Platze erscheint. Ithobals Nachfolger waren Baal-azar (6 Jahre), Metten (9 Jahre) und Pygmalion (47 Jahre etwa bis 800 v. Chr.); weiter herab reicht unsere Quelle nicht. Unter Pygmalion wird von der späteren Chronistik die „Gründung“ Karthagos angesetzt und mit einem Mythus ausgeschmückt, in welchem die Gottheit von Karthago, „Dido“, die Rolle der um den Gatten gebrachten Aschtoret spielt. Geschichtliches könnte daran wohl nur sein, daß Pygmalion den „Priester der Aschtoret“ — denn das soll der ermordete Gatte gewesen sein — beseitigt hätte, als dieser die Rolle eines Ithobal spielen wollte.

Ob diese innern Wirren ohne Schaden für das Reich Hirams verlaufen sind, darf man wohl bezweifeln und es ist anzunehmen, daß Sidon und Tyrus sich in dieser Zeit wieder getrennt haben. Wir haben nur noch ein paar kurze Erwähnungen bei Assyrerkönigen und diese nennen Tyrus und Sidon stets gesondert. So Salmanassar II. in den Jahren 842 und 839 (das war unter Pygmalions Regierung) und Adadnirari (Ramman-nirari) III. um 800, vielleicht schon nach Pygmalion.

Es lag im Interesse der Assyrer, die Bildung größerer, weil widerstandsfähigerer Staaten in ihrem Interessengebiete zu verhindern. Es ist möglich, daß wir daher die Trennung dieser beiden Städte,

oder wie der Assyrer gesagt haben würde, der Wiederherstellung der Unabhängigkeit der einen von beiden, auf eine Verfügung des neuen Oberherrn zurückzuführen haben. Auf jeden Fall steht soviel fest, daß der Ansatz zu einer größern Staatenbildung, wie ihn das Reich Hirams dargestellt hatte, wieder beseitigt worden war. Wie sein Entstehen nur durch das Fernbleiben der Großmächte, in erster Linie jetzt Assyrien, vom palästinensischen Schauplatze möglich gewesen war, so wurde ihm durch Assyriens Wiedererscheinen ein Ende gemacht.

Demgemäß ist es nur natürlich, daß das ehemalige Zurücktreten Assyriens in der Zeit zwischen 780 und 745 auch eine selbständige Entwicklung der Phönizier ermöglichte. Es war Tyrus gewesen, das im vorhergehenden Zeitraume im allgemeinen über Sidon geherrscht hatte, trotz dessen Ansehens als älterer Vorort. Sobald der assyrische Druck nachließ, ist es augenscheinlich wieder Tyrus gewesen, das die führende Stellung an sich riß. Als Tiglat-Pileser III., der Begründer des neuassyrischen Reiches, im Jahre 738 wieder anfing in die palästinensischen Verhältnisse einzugreifen, nennt er nur einen König von Tyrus, Sidon erwähnt er nicht. Es ist wohl anzunehmen, daß wieder der König von Tyrus als „König der Sidonier" über beide Städte herrschte. Damals war Hiram II. König; derselbe, von dem vielleicht die einzige phönizische Inschrift aus älterer Zeit herrührt, die wir überhaupt haben. Es sind die Bruchstücke der Inschriften von zwei Bronzeschalen, welche auf Cypern gefunden worden waren und von dem Statthalter „Hirams", Königs der Sidonier in Kart-chadast (Kition auf Cypern, vgl. S. 19) dem Gotte „Baal des Libanon" geweiht worden sind. Hirams Nachfolger war Metten II., der ihm etwa 730 gefolgt sein dürfte. Er machte einen Versuch, die Tributzahlungen an Assyrien einzustellen, allein ein prompt eintreffendes assyrisches Heer führte ihn schnell zu seiner Vasallenpflicht zurück (729 v. Chr.).

Im Norden haben Arvad und Gebal sich in dieser Zeit wohl ruhig verhalten. Wir erfahren aber gelegentlich der Eroberungen Tiglat-Pilesers, daß dort im Hinterlande allerlei Veränderungen vor sich gegangen waren. 738 hat Tiglat-Pileser, als er den Amk, das Gebiet nördlich vom See von Antiochien, zur assyrischen Provinz machte, auch 18 Städte, welche zu Hamath gehört hatten, eingezogen und unter assyrische Verwaltung gestellt. Es gehörten dazu die Städte des Hinterlandes von Arvad, welche wir zum Teil schon aus den Tel-Amarna-Briefen kennen: Simirra, Arka, Sianna. Die neue Provinz, welche also nur die großen Hafenstädte ausnahm,

erhielt Simirra (S. 11) als Regierungssitz und ihr erster Statthalter scheint der Sohn Tiglat-Pilesers, der nachmalige König Salmanassar IV., geworden zu sein.

In Tyrus und Sidon kann Metten II. nicht lange regiert haben, denn bereits im Jahre 727 anläßlich des Thronwechsels in Assyrien hat ein neuer König sich unabhängig erklärt. Luli nennen ihn die assyrischen Inschriften, Elulaios heißt er bei Menander, von dem uns hier wieder Josephus ein weiteres Stück der tyrischen Annalen erhalten hat. Salmanassar soll gegen Tyrus gezogen sein, sich aber mit der Wiederherstellung des Tributes haben zufriedenstellen lassen.

Eine kurze Angabe in den Inschriften von Salmanassars Nachfolger Sargon, welche meldet, er habe Tyrus und Kue (Cilicien) Ruhe verschafft, wird wohl richtig auf Eingreifen Sargons in die Besitzverhältnisse auf Cypern gedeutet worden sein. Dort machten sich aber, wie in Cilicien, damals griechische Einwanderer, „Javan", bemerklich. Im Einklang mit dieser Auffassung steht die Angabe Menanders, daß Elulaios Kition wieder unterworfen habe. Es wird ihm also von den Griechen wieder abgenommen worden sein, und er hat es durch Sargons Verfügung zurückerhalten. Denn dieser wird auch von den griechischen Stadtkönigen auf Cypern als Lehnsherr anerkannt.

Sargons Tod (705) gab das Zeichen zu erneuten Abfallsversuchen im Reiche. In Palästina unterscheidet sein Nachfolger Sanherib zwei Herde des Aufruhrs: Jerusalem, wo der junge Hiskia regierte, im Süden, und Tyrus im Norden. Wie beim vorigen Thronwechsel wollte auch diesmal Luli-Elulaios von der gefährdeten Lage Assyriens Nutzen ziehen, um die Unabhängigkeit des Hiramreiches wieder zu erlangen, gerade wie seinem Nachbar Hiskia die Überlieferungen des Davidreiches vorschwebten. Es gelang ihm, ganz Phönizien zum Abfall von Assyrien zu bewegen oder zu zwingen. Sanherib nennt als seine Bundesgenossen die Könige Menachem von Schams-moron, Abd-liat von Arvad und Ormelech von Gebal. Als wichtigste Städte seines eignen Reichs werden genannt: Groß-Sidon und Klein-Sidon, Bet-Zajit, Sarepta, Machalliba, Usu, (S. 13) Ekdippa und Akko. Alle diese besetzte Sanherib bei seinem Anrücken nach Niederwerfung des babylonischen Aufstandes (701) ohne Schwierigkeiten und damit waren die großen Pläne Lulis vernichtet. Freilich Tyrus widerstand damals wie vorher unter Salmanassar und später unter Assarhaddon und Nebukadnezar der Belagerung, wie wir von

Menander erfahren, während Sanherib diese Kleinigkeit lieber unerwähnt läßt. Luli selbst entkam nach Kition, wo er wohl eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr abwarten wollte. Er starb jedoch bald darauf (nach 700, vor 691), ob in Cypern oder in Tyrus wissen wir nicht.

In den eroberten Gebieten brachte Sanherib wieder die naturgemäße assyrische Politik der Zersplitterung der Staaten zur Anwendung, den Vorteil davon hatte Sidon: es wurde wieder unabhängig, um dafür unter unmittelbare assyrische Oberhoheit zu kommen — und erhielt das Tyrus abgenommene Gebiet. Tyrus selbst konnte Sanherib ja nicht gut verteilen, weil er es nicht hatte. Es gab also von da an wieder die beiden Königreiche Tyrus und Sidon. In letzterem setzte Sanherib Tuba'lu (Ithobal II.) ein. Arvad und Gebal hatten augenblicklich bei seinem Anmarsch Frieden gemacht. Sie waren es wohl auch gewesen, welche die Schiffe zur Belagerung von Tyrus hatten stellen müssen, von deren Unglück bei dieser Belagerung Menander berichtet. Daß die von den Griechen bedrängte tyrische Besitzung auf Cypern, Kart-chadast (Kition), nunmehr von Assyrien nicht mehr Tyrus zugesprochen wurde, ist selbstverständlich; 20 Jahre später nennt es Assarhaddon einen Tributstaat, der ebenso wie die übrigen (neun) cyprischen Staaten unter einem besondern König, nichtphönizischen Namens, steht.

Auch das „befreite“ Sidon war natürlich nur so lange frei als es keinen Abfall wagen durfte. Mit Sanheribs Tode und den sich daran anknüpfenden Unruhen in Assyrien, entstanden neue Hoffnungen bei den Vasallen, besonders da in Ägypten mit dem Eindringen des Kuschiten Taharka eine neue Macht aufgetreten war, welche geeignet schien, Assyrien die Wage zu halten. Zum Beginn von Assarhaddons Regierung (680) finden wir Sidon im Aufstande unter seinem Könige Abd-milkot, jedenfalls dem Nachfolger des von Sanherib eingesetzen Ithobal II. Er vermochte sich gegen die belagernden Assyrer nicht zu behaupten und entfloh, wie einst Luli, aus Sidon zu Schiffe zu seinem Bundesgenossen, dem Fürsten von Kyinda und Sizu in Cilicien. Sidon wurde vollständig zerstört. Assarhaddon erzählt, er habe die Insel (S. 13) völlig verwüstet, Mauer und Häuser ins Meer gestürzt, an einem anderen Ort (auf dem Festlande) eine neue Stadt erbaut und diese „Assarhaddons Burg“ genannt. Diese assyrische Stadt, der Sitz eines assyrischen Statthalters mit einer aus dem Reiche dorthin geführten Bevölkerung, ist dann das neue Sidon geworden, dem wir von da an begegnen.

In Justins Auszug aus Trogus Pompejus hat sich die Nachricht erhalten, Sidon sei einmal von einem „Könige der Askaloniter" zerstört worden und die Einwohnerschaft habe sich nach Tyrus gerettet und dieses damals „gegründet". Daß auf den letzten Teil der Angabe nichts zu geben ist, ist klar, und daß von Askalon aus nie ein solcher Schlag gegen Sidon geführt sein kann, nicht minder. Man hat daher einen Schreibfehler für „König der Assyrer" angenommen und die Nachricht auf die Zerstörung durch Assarhaddon gedeutet. Es ist von vornherein anzunehmen, daß damals derjenige Teil der Einwohnerschaft, welcher sich retten konnte, nach dem ebenfalls von Assyrien abgefallenen Tyrus sich begeben hatte. Das ist aber sicher nicht geschehen, ohne daß man die Götter von Sidon, an deren Besitz nach altorientalischer Anschauung der Anspruch auf die Herrschaft hängt, mitnahm. Damals wären also die Götter der Bundesstadt, diejenigen, auf denen Sidons Ansprüche auf die führende Stellung beruhten, nach Tyrus überführt worden. Tyrus wäre damit von den geflüchteten Sidoniern selbst zur Erbin dieser Ansprüche gemacht worden. Während bisher seine Vorherrschaft nur auf seiner Macht beruht hatte, wurde es nunmehr auch rechtmäßig anerkannter Bundesvorort. Und das mußte es bleiben, so lange Sidon nicht wieder feierlich neu gegründet war und seine alten Götter zurückerhalten hatte. Denn die von den Assyrern gegründete Stadt hatte assyrische Götter und konnte nicht die Krönungsstadt der „Könige der Sidonier" sein.

So hatte das von den Assyrern im Jahre 701 von der Vorherrschaft „befreite" Sidon der Nebenbuhlerin selbst seine Rechte übertragen müssen. Tyrus, das dabei unabhängig geblieben war, scheint auch in der Zwischenzeit sich zu keiner Tributzahlung verstanden zu haben. Daß es nur auf die Gelegenheit wartete, um seine damals verloren gegangenen Besitzungen wieder zu erlangen, ist selbstverständlich. Im Einvernehmen mit Taharka ließ man es schließlich zum Kriege mit den Assyrern kommen. Als Assarhaddon 673 gegen Ägypten vorging, konnte er dessen Bundesgenossen in Phönizien nicht in seinem Rücken liegen lassen. Er ließ die Stadt durch Belagerungswälle einschließen und sperrte ihr Wasser und Zufuhr ab. Der schnelle Erfolg, den er in Ägypten hatte, wo Taharka sofort nach Nubien zurückgehen mußte, zwang den König Baal von Tyrus seinen Frieden zu machen (670/669). Die Siegesstelen, die Assarhaddon damals errichten ließ, und deren eine, aus Sendschirli (Sam'al) stammend, jetzt im Berliner Museum steht,

zeigen Taharka und Baal knieend und um Gnade flehend als Gefangene vor Assarhaddon. Das ist eine starke künstlerische Freiheit, denn Assarhaddon hat beide nie in seine Gewalt bekommen, und noch ehe seine Siegesdenkmäler aufgestellt waren, war Taharka nach Ägypten zurückgekommen und hatte Baal sich ihm wieder angeschlossen. Die assyrischen Belagerungswerke scheinen gar nicht erst geräumt worden zu sein.

Taharka vermochte sich in Ägypten nicht zu behaupten; er wurde sofort wieder verjagt und starb bald darauf. Baal blieb daher nichts weiter übrig, als wieder seine Unterwerfung anzumelden. Er verlor dabei endgültig alles, was er etwa noch auf dem Festlande besessen hatte. Usu und Akko erhielten assyrische Verwaltung, ihm blieb nur noch die Insel Tyrus. Es ist auffällig, daß er es vermocht hatte, Jahre hindurch sich zu behaupten und dann immer noch einen Rest seines Besitzes zu retten, während den Assyrern ganz Phönizien mit seiner Flotte zu Gebote stand und auch die cyprischen Staaten ihnen Heeresfolge leisten mußten. Es scheint, als ob er einen Rückhalt an den Seestaaten des östlichen Mittelmeeres gehabt hätte, denn dieser neue Machtfaktor griff damals bereits in die Politik der Küstenstaaten des Mittelmeeres ein.

Wie der Verlust von 701, so mußte die Besieglung der Ohnmacht, während doch die Selbständigkeit bestand, einen immerwährenden Anreiz zu Versuchen bilden, die alte Stellung wieder zu erobern, besonders, da die nördlichen Staaten infolge ihrer Gefügigkeit gegenüber Assyrien jetzt besser dastehen mußten. Der Aufstand Babyloniens unter Shamasch-schum-ukin (um 650) fand auch in Palästina einen Widerhall, aber Tyrus war doch zu ohnmächtig und Ägypten unter Psammetich konnte nicht über seine Grenzen hinausgehen. Ein bald darauf entstandener neuer Aufstand von Usu und Akko wurde deshalb schnell unterdrückt und brachte über diese beiden Städte ein ähnliches Los, wie es Sidon zuteil geworden war.

Da Tyrus naturgemäß seine Hoffnung auf Ägypten setzen mußte, mit dem es ja auch seine Handelsinteressen verbanden, so ist anzunehmen, daß es im Jahre 609, als Necho gegen das zusammenbrechende Assyrerreich auszog, diesen mit offenen Armen aufnahm. Allein dessen Herrlichkeit dauerte nicht lange und das neue babylonisch-chaldäische Reich, welches mit der Schlacht bei Karchemisch (605) die Erbschaft über die syrisch-palästinensischen Besitzungen Assyriens antrat, brachte keine andere Veränderung für die

Vasallenstaaten und Provinzen, als daß der Tribut nun nach Babylon, statt nach Ninive geschickt werden mußte. Ägypten hat auch seine Absichten auf Syrien nicht aufgegeben und wenn auch Necho nicht mehr zu einer Unternehmung kam, so hat doch er und sein Nachfolger Hophra zweifellos stets darauf hingearbeitet. Tyrus suchte daher nach wie vor seinen Rückhalt bei Ägypten, zumal dieses mittlerweile auch die Führerschaft über die Seestaaten des Mittelmeeres übernommen zu haben scheint. Sidon müssen wir uns, wie das Festland, als unter babylonischer Provinzverwaltung stehend denken, die beiden Nordstaaten Gebal und Arvad als getreue Vasallen des neuen Herrn.

Es ist möglich, daß bei dem Rückzuge Nechos im Jahre 605 bis 604, als Nebukadnezar schnell nachrückte, Tyrus einen Tribut gezahlt hat, ebenso kann man sich auch denken, daß der Babylonier die Unterwerfung dieses zähen Gegners auf eine günstigere Zeit verschob, bis er seine eigene Herrschaft gesichert hätte. Zum Ausbruch des Krieges kam es bald, als der neue Pharao Hophra (Apries) sich zu rühren begann und in Palästina wieder Anhalt zu finden suchte. Der judäische Aufstand unter Jojakim und Jojachin, der von Ägypten aus genährt wurde, fällt zusammen mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Nebukadnezar und Tyrus. Diesmal hat die Stadt dreizehn Jahre lang der Belagerung durch die Chaldäer widerstanden (598—585). Sie unterwarf sich wohl erst, als jede Aussicht auf Hilfe von Seiten Ägyptens und der Seestaaten aufgegeben werden mußte. Auch diese Unterwerfung, wie die vom Jahre 668, geschah in Gestalt eines freien Vertrages, und wenn Tyrus auch seine Hoffnungen auf Wiedererlangung des Verlorenen aufgeben mußte, so hatte es sich doch abermals seine eigene Verwaltung gerettet. Es war wie Gebal und Arvad ein Vasallenstaat. Ein ebenfalls durch Josephus uns erhaltenes Bruchstück des bereits genannten Menander gibt uns einige Mitteilungen über das Verhältnis von Tyrus zu seinem Lehnsherrn in der Folgezeit. Der König, unter dem die Belagerung stattfand, hieß Ithobal III. Nach diesem soll Baal II. regiert haben und dann fünf Richter, jeder ein paar Monate, zwischen ihnen ein König Balator. Es müssen also Unruhen in der Stadt gewesen sein oder doch wenigstens Streitigkeiten über die Thronfolge, welche wohl dadurch entstanden waren, daß die zunächst berechtigten Prinzen am Hofe in Babylon als Geißeln erzogen wurden, wie das früher in Ninive der Fall war und wie es in Rom ebenfalls geschehen ist. Von Neriglissar,

der damals regierte (560—556), erhielt man Meerbaal als König bestimmt. Dieser hat vier Jahre regiert und nach ihm wurde vom Hofe (vom letzten König von Babylon, Nabunaid) Hiram III. geschickt, der 20 Jahre regiert hat. In seinem 14. Jahre (539) wurde Babylon von Cyrus erobert und Tyrus wechselte damit seinen Oberherrn.

Cyrus scheint im Gegensatz zu der assyrisch-chaldäischen Politik den Unterworfenen möglichst ihre eigene Verwaltung gelassen zu haben und selbst dort, wo diese bereits aufgehoben war, aber das Verlangen danach noch bestand, sie wieder hergestellt zu haben. So hat er sofort die Erlaubnis gegeben, Jerusalem wieder aufzubauen und dort einen jüdischen Vasallenstaat neu zu begründen und so begegnen uns auch in der Perserzeit wieder Könige von Sidon, neben denen der anderen drei Phönizierstaaten, die ihre Selbständigkeit durch die assyrische und chaldäische Zeit hindurch gerettet hatten. Dieses Sidon ist aber, wie wohl zu beachten ist, nichts anderes als die assyrische Gründung Assarhaddons (vergl. S. 24). Wenn es jetzt wieder als phönizische Stadt bestehen sollte, so mußte es seine alten Götter zurückerhalten, gerade wie die Juden ihre Tempelgeräte zu dem neuerbauten Tempel erhielten. Das wieder erstandene Sidon mußte seinen Eschmun und seine Aschtoret haben. Wenn deren Statuen seinerzeit nach Tyrus gerettet worden waren, so mußte dieses sie herausgeben, wenn sie aber in die Hände Assarhaddons gefallen waren, so waren sie allerdings verloren. Auf jeden Fall konnte zu dieser Sachlage Tyrus bei der neuen Wendung der Dinge nur scheel sehen, denn es erhielt die alte Nebenbuhlerin um die führende Stellung wieder an die Seite gesetzt. Von jetzt an erhebt sich darum ein Streit zwischen den beiden, den wir uns mit allen Mitteln semitischer Spitzfindigkeit und theologischer Gelehrsamkeit geführt zu denken haben, um die Frage, wem die Hegemonie in Phönizien gebühre. Selbstverständlich verbargen sich hinter dieser scheinbaren Doktorfrage sehr gewichtige politische Interessen und Ansprüche.

Mit der Begründung des Perserreiches beginnt eine neue Epoche in der altorientalischen Geschichte. Die bisherigen Reiche, welchen die Phönizierstädte unterworfen gewesen waren, hatten ihre Grenze im Osten an den Mündungen des Euphrat und Tigris gehabt, das Perserreich hatte seinen Mittelpunkt in den östlichen Nachbarn Babyloniens und umfaßte die Länder bis nach Indien. Für den Handel muß das von höchster Bedeutung gewesen sein,

denn der indische Handel spielte eine maßgebende Rolle in der Weltgeschichte.[1] Wenngleich daher auch das Perserreich nicht denjenigen Vorteil von seinen Besitzungen zu ziehen vermochte, den ein straffes Regiment verwirklicht hätte, so muß doch der Handel, der durch die Euphratlandschaften ging und dessen Hafenplätze im Mittelmeere die phönizischen Städte waren, davon seinen Vorteil gehabt haben, der also auch Tyrus und Sidon zu gute kam. Der natürliche Gegensatz, in dem die Phönizier zu ihren jetzigen Konkurrenten im Mittelmeere, den Griechen, standen, mußte sie ebenfalls zu Freunden der persischen Herrschaft machen, denn deren Kampf gegen Griechenland kam auch ihnen zu gute. Sie haben daher ihre Flotte in den Kämpfen Persiens gegen Griechenland auch im eigenen Interesse gestellt.

Freilich sind die Handelsinteressen mannigfaltiger und verwickelter Art, und der kluge Kaufmann versteht auch mit den Konkurrenten in Eintracht zu leben, wenn er sein Interesse dabei findet. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts begegnet der König von Sidon Straton (d. i. Abd-Aschtoret) als Freund der Athener und eine sidonische Kolonie, von deren Vorhandensein mehrere Inschriften zeugen, blühte im Piräus.

Unter solchen Verhältnissen hatten die Phönizier keine Veranlassung, mit dem persischen Regiment unzufrieden zu sein und wir hören nichts von Aufständen. Erst als Ägypten seine Unabhängigkeit wieder längere Zeit behauptet hatte und gegen Artaxerxes Ochos sich zu neuem Vorgehen rüstete, gelang es ihm, auch in Sidon Gehör zu finden. Der König Tennes, Stratons Nachfolger, ließ sich zur Wiederaufnahme der Politik des 7. und 6. Jahrhunderts verleiten und hielt zu den auch von Athen unterstützten Ägyptern. Die Folge davon war die Zerstörung Sidons (351), welche selbstverständlich die Blüte der Stadt für lange Zeit hinaus vernichtete.

Ochos scheint aber die Stadt doch nicht völlig aufgehoben zu haben, denn schon nach noch nicht 20 Jahren erscheint sie beim Heranrücken Alexanders wieder als Platz von Bedeutung. Den Hauptvorteil von dem Schlage hat natürlich Tyrus gezogen, das so wieder die erste Rolle spielen konnte. Dem entspricht daher auch die Stellungnahme der beiden Städte zu den Eroberern; in den beiden nördlichen Staaten Arvad und Gebal öffnete Sidon dem

---

1) Vgl. Winckler, Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens (Der alte Orient II, 1, S. 9 u. 30).

neuen Herrn (333) nach der Schlacht bei Issos die Tore ohne Widerstand. Von Sidon wird dabei direkt der Haß gegen die Perser als Veranlassung bezeugt. Dieser Haß hat selbstverständlich noch tiefere Ursachen als die Erinnerung an das Unglück gehabt, denn ein so verhängnisvoll verlaufender Aufstand hatte ihm sicher schwere Benachteiligung in allen seinen politischen Rechten (S. 27) bringen müssen. Umgekehrt hatte Tyrus jetzt die erste Stelle in Phönizien und darum konnte es dem von Sidon aufgenommenen Alexander nicht mit gleich freudigen Erwartungen entgegensehen. Besaß doch Sidon das moralische göttliche Recht auf die Vormachtstellung und hatte die nötigen Zusicherungen von Alexander bereits erhalten. Die Forderung Alexanders ging denn auch dahin, Tyrus unter seine Verwaltung zu stellen, ihm also die eigene Verwaltung, die es bis dahin stets und unter so harten Kämpfen behauptet hatte, einzuschränken. Der Ausdruck dafür war nach orientalischer Anschauung die Vollziehung der Opfer im Tempel des Stadtgottes (Melkart), denn diese ist das Recht des Königs oder von dessen Oberherrn. Vergebens hatten die Assyrerkönige und Nebukadnezar Tyrus belagert, um ihre Anerkennung als Lehnsherrn durchzusetzen, die Stadt hatte stets ihre Stellung als ein in der innern Verwaltung unbeschränkter Bundesgenosse behauptet und die persische Herrschaft hatte ebenfalls diese bevorzugte Stellung anerkannt. Alexanders Forderung wurde abgeschlagen und Tyrus hielt also zunächst an seinem alten Oberherrn Darius fest. Es kam zu der siebenmonatlichen Belagerung, bei der dieses Mal die unbesiegte Inselstadt der größeren Belagerungskunst der Macedonier unterlag. Auch war der Herr Griechenlands ein gefährlicherer Gegner zur See, als die Assyrer und Babylonier, deren Flotte nur von den Nachbarstaaten der Tyrer gestellt wurde. Die Stadt wurde mit Gewalt genommen und dementsprechend behandelt. Die Gefangenen wurden in die Sklaverei verkauft, eine Aufhebung des wichtigsten Handelsplatzes konnte aber Alexander ebenso wenig beabsichtigen, wie 20 Jahre vorher Ochos bei Sidon. Es ist selbstverständlich, daß die neubesiedelte Stadt ihre verhältnismäßigen Vorrechte einbüßte, d. h. daß sie direkt der macedonischen Aufsicht unterstellt wurde. Ein König freilich und eine eigene innere Verwaltung mußte ihr schon gelassen werden.

Die Diadochenkämpfe mit ihrem bunten Hin und Her haben im Besitzstand gerade der phönizischen Küstenlandschaften einen vielfachen Wechsel herbeigeführt. Hier stritten namentlich Ptolemäus und Seleukos um die wichtigen Häfen. Im allgemeinen haben aber

gerade die phönizischen Staaten und besonders Tyrus und Sidon dadurch keinen großen Nachteil gehabt. Sie waren als Hafenstädte unentbehrlich und stellten zu den Flotten einen so starken Anteil, daß ihre Verdienste von den Oberherren durch Bewilligungen belohnt werden mußten. Die hervorragende Stellung als „Mutterstadt" gebührte jetzt wieder von Rechtswegen Sidon und dieses scheint überhaupt Tyrus überflügelt zu haben. Unter dem ersten und zweiten Ptolemäer ist wieder, wie einst unter den Persern, der König von Sidon Führer der Flotte, und der damalige König Philokles wird in den Inschriften dieser Zeit Admiral der Ptolemäer genannt. Auch die Delier haben ihm Denkinschriften gesetzt, denn als Admiral und Vorsitzender des griechischen Inselbundes ist der oberste Kaufmann der reichen Handelsstadt ihnen in Geldgeschäften nützlich gewesen. Philokles ist ein griechischer Name, sein Träger ist wohl derselbe König, der sich in seinen eigenen Inschriften Tabnit, Sohn Eschmunazars nennt (S. 20). Sein Sarkophag mit seiner Mumie ist im Jahre 1887 wieder gefunden worden und beide befinden sich jetzt im Museum zu Konstantinopel. Er war der Vater des als Knaben verstorbenen Eschmunazar II., dessen Sarkophag mit Inschrift einen der wichtigsten Funde für die phönizische Epigraphik darstellt (gefunden 1855, jetzt im Louvre). Eine in mehreren Exemplaren im Jahre 1902 gefundene Inschrift eines Königs Bod-Aschtoret nennt diesen Enkel des Eschmunazar. Er dürfte danach von einem andern Sohn (oder einer Tochter) Eschmunazars I. stammen und nach dem Tode des im jugendlichen Alter verstorbenen Eschmunazar II. regiert haben.

Im 2. Jahrhundert haben die fortgesetzten Kämpfe zwischen Seleuciden und Ptolemäern den beiden Städten ebenfalls ihre hervorragende Stellung erhalten oder ihnen noch weitere Vorrechte gebracht. Tyrus beginnt ein paar mal und ebenso Sidon, nach einer eigenen Ära zu rechnen. Das bedeutet eine staatliche Selbständigkeit nur der Form, weniger der Sache nach. Das Befreien der Städte und damit die Einführung eigener Ären war damals epidemisch und gehörte zur diplomatischen Technik der Zeit.

Unter römischer Herrschaft hat sich das Verhältnis der Form nach wesentlich ebenso erhalten, nur daß bald alle Kriege und damit die Möglichkeit, Vorrechte zu erwerben und zu verlieren, aufhörten. Dafür mußte die größere Sicherheit der Zustände dem Handel größeren Vorteil bringen und die römische Herrschaft ist für die phönizischen Städte daher eine Zeit der Blüte gewesen. Mehrere von ihnen, die bisher unter den großen gestanden hatten, wurden

nun wieder selbständig. So trat Beirut gerade in der Römerzeit (S. 12) wieder als gleichberechtigt neben Sidon und Tyrus und kam als Hafen empor, ebenso hat Akko (S. 13) damals einen neuen Aufschwung genommen.

Literatur.

Pietschmann, Geschichte der Phönizier. Berlin 1889.
Friedrich Jeremias, Tyrus bis zur Zeit Nebukadnezars. Leipzig 1891.
W. v. Landau, Beiträge zur Altertumskunde des Orients. I. Leipzig 1893.
Hugo Winckler, Altorientalische Forschungen. Erste Reihe S. 420—457. Zweite Reihe S. 65—70.

Zu S. 11: Sumur, s. Mitteilungen der VAG 1896 S. 203.
„ S. 21: Hiram II., s. v. Landau, Beiträge I.
„ S. 22: Salmanasser als Statthalter von Tyrus, s. Winckler, Forschgn., 2. Reihe S. 2.
„ S. 25: Tyrus und die Seestaaten, s. ebd. S. 289.
„ S. 30: Philokles, s. ebd. S. 295—301.

Inhalt.

Frühere Überschätzung der Phönizier, weil sie allein von den orientalischen Völkern den Griechen näher bekannt waren S. 3/4. — Die kanaanäische Einwanderung und Völkergruppe S. 5. — Anzunehmende frühere Beziehungen des Landes zu Babylonien und Ägypten S. 6. — Die Ausdehnung nach dem westlichen Mittelmeer eine Eroberung, keine Folge des Handels S. 7. — Die Perser und Karthagos Verhältnis zum Mutterlande, Karthagos Bedeutung für die Weltgeschichte übertrifft die der Phönizier S. 7—9.

Das Land: Der Name Phönizien S. 9. — Sie nennen sich Sidonier (Nord- und Südphönizier) S. 10. — Arvad S. 10. — Tripolis S. 10. — Sumur-Simirra S. 11. — Gebal S. 11. — Der Hundsfluß S. 12. — Beirut S. 12. — Sidon S. 13. — Tyrus und Usu S. 13. — Akko S. 13. — Das Land südlich vom Karmel S. 14.

Geschichte: Kein größeres phönizisches Reich, Einzelstaaten S. 15. — Unter ägyptischer Herrschaft ohne politische Macht S. 16. — Die Tel-Amarna-Zeit (Rib-Addi von Gebal, Zimrida von Sidon, Abimilki von Tyrus) S. 16/17. — Das Vordringen der Cheta S. 17. — Die Phönizier unter deren Herrschaft statt unter ägyptischer S. 18. — Tiglat-Pileser I. in Arvad S. 18. — Das „Reich“ von Tyrus-Sidon (Hiram) S. 19/20. — Gegnerschaft von Damaskus, Assyriens neues Auftreten im 9. und 8. Jahrhundert. Verhältnis zu Israel unter der Dynastie Omris S. 20. — Neuer Aufschwung vor Tiglat-Pileser III. S. 21. — Hiram II. Tiglat-Pilesers III. Erscheinen S. 21. — Sargon S. 22. — Unter Sanherib Luli von Tyrus-Sidon S. 22/23. — Assarhaddon zerstört Sidon, Tyrus widersteht 23/24. — Baal von Tyrus S. 25. — Die chaldäische Herrschaft, Nebukadnezar, Belagerung von Tyrus S. 25/26. — Die persische Herrschaft, Sidon wieder selbstständig S. 27/28. — Zerstörung von Sidon durch Ochos S. 28. — Tyrus von Alexander erobert. Die Diadochenzeit und die Kämpfe zwischen Ptolemäern und Seleuciden S. 29/30. — Philokles-Tabnit S. 30. — Die römische Zeit S. 30.

